<36623680910010

Disraeli's
romantischer und Bismarck's socialistischer
Imperialismus

von

Bruno Bauer.

Chemnitz 1882.
Verlag von Ernst Schmeitzner.

Paris
Sandoz & Fischbacher
33 Rue de Seine.

St. Petersburg
H. Schmitzdorff (C. Röttger).
Kais. Hof-Buchhandlung
5 Newsky Prospekt.

Turin, Rom
Ermanno Löscher
Via di Po 19.

New-York
E. Steiger
22 & 24 Frankfort Street.

London
Williams & Norgate
14 Henrietta-Street,
Covent Garden.

Vorwort.

Disraeli stand in seinem einundzwanzigsten Jahre, als er 1826 in seinem ersten Roman die Figur des „Vivian Grey" schuf. Mag er auch in seinen späteren Romanhelden, bis zu den Entdeckern des „neuen England", als Erfinder sich schwach erwiesen haben, da er in ihnen immer nur dieselbe Gestalt des dictatorischen Neuerers wiederholt, so werden seine Phantasieen doch noch für eine spätere Zeit ihre historische Bedeutung behaupten. Der Dichter hat lange vorher, ehe an die Erfüllung seiner Träume, an einen Napoleon III. und deren Nachfolger zu denken war, das Bild dieser Zuchtmeister Europas gezeichnet, die Geschichte seiner eigenen Ministerien invoraus geschrieben und auch das Werk geschildert, welches seine englischen Nachfolger unter dem Zwang der neueren Verhältnisse auf ihre Schultern nehmen müssen.

Vier Jahre vorher, ehe er seinen „Vivian Grey" in die Welt setzte und an demselben zeigte, wie man England durchkneten und von Grund aus umarbeiten müsse, war Canning an die Spitze des brittischen auswärtigen Amts berufen worden. Zur Zeit dieses plebejischen Ministers regten sich schon die bürgerlichen Kreise Englands, um die Herrschaft der aristokratischen Schicht zu durchbrechen und zur Vertretung im Unterhaus zu gelangen, kündigten sich auch die Geburtswehen der Katholiken-Emancipation an! Der neue Minister selbst zerschnitt den Bund mit den Militärmächten, welche England fünfundzwanzig Jahre hindurch mit Subsidien ausgestattet und in den Krieg getrieben hatte, und machte sich zum Protektor der Meinungsfreiheit, um derselben auf dem Festlande Luft zu schaffen. Canning schilderte Großbrittannien als den Aeolus, der die Stürme der politischen Welt in Verschluß hat, und drohte diese Gewalt zu entfesseln, wie er jenseits des Oceans im Gegensatz zur alten Welt eine neue in's Leben rief. Disraeli wollte dagegen in England

den inneren Revolutionär und Dictator an die Spitze stellen, begnügte sich in seiner späteren ministeriellen Amtsführung damit, auf auswärtige Revolutionen das englische Staatssiegel zu drücken, im Uebrigen gleichgültig gegen die auswärtige Politik, wurde er nur durch das Anstürmen Andrassy's zu dem Einschreiten gegen Rußland im Laufe des Türkenkrieges herbeigerufen und für die Folgen dieses Krieges durch desselben Andrassy Verständigung mit Bismarck beruhigt. Ihn kümmerte in dieser auswärtigen Angelegenheit nur Rußlands Concurrenz im Orient und das Schicksal Indiens.

Sein innerstes Seeleninteresse war die Dictatur in England selbst, die Zerrüttung und Sprengung der Parteigruppen, die Erziehung der Conservativen für die innere Revolution und die Befriedigung der liberalen Opposition. Diese Nivellirung des alten Englands und die Befreundung der Arbeiterkreise mit dem patrimonialen Königthum war auch der Inhalt seiner Romane.

Im Unterschied von Canning, der auswärts Revolutionen unterstützte, — von Disraeli, der fremden Revolutionen den Segen Englands gab und sie dann laufen ließ, hat Bismarck die auswärtigen Unruhen für sein diplomatisches Werk benutzt. Wie er die deutschen Triebe, die auf Beseitigung des Bundestags ausgingen und sich gegen die engen Grenzen ihrer Fürstenthümer auflehnten, auf seine preußische Pflanzung leitete, stärkte er dieselbe auch mit der unklugen Spannung Napoleon's gegen Oesterreich und mit Rußlands Verlangen nach einer Genugthuung für die bitteren Früchte des Pariser Friedens.

Aber nun, da er erfüllt sieht, was er sich im Jahre 1872 wünschte, und während er im Stillstand der Geschichte das Gedeihen seines Werkes in Ruhe genießen möchte, sieht er sich von einer allgemeinen Stockung umgeben. Die auswärtigen Staaten drängen an ihn heran, sie wollen ihre Kräfte, die er sich für das Wachsthum Preußens dienstbar machte, zurückhaben: — Frankreich möchte wieder stark sein, England nicht mehr wie 1870, wenn auch nur passive Dienste leisten, Italien noch mehr wachsen, als es ihm die Niederlage Frankreichs bei Sedan gönnte.

Jetzt erfährt er, daß er nicht der einzige Dictator ist und auch anderwärts Männer in Europa das Wort haben wollen. Gladstone schüttelt mit einem „quos ego“ den Dreizack Englands. Gambetta steigt elastisch nach jedem häuslichen Unglücksfalle wieder empor und Rußland richtet, von Nihilisten und Panslawisten zu gleicher Zeit erschüttert, seinen Blick nach der Donau und dem schwebenden Concurs der hohen Pforte. Da aber alle diese Mitbewerber um die Dictatur, ebenso wie

er selbst durch die innere Noth des neuen Reichs, von heimischen Widersachern sich eingeengt sehen, mögen dieselben nun irische Pächter, französische Unversöhnliche oder russische Bauern heißen, so bleibt ihm kein anderer Weg als der von Disraeli romanhaft beschriebene zur Rettung übrig. Seine europäische Höhe kann er nur behaupten, wenn es ihm gelingt, seine socialistisch erregten Arbeitermillionen durch eine patrimoniale Fürsorge an das Reich zu ketten und somit ein Werk zu vollbringen, wie es die Geschichte bisher noch nie gesehen hat.

Die folgenden Bogen schildern nun seine jetzige Lage und seinen neuesten socialen Versuch, werden aber auch darauf hinweisen, wie er, abweichend von seinem poetischen Vorgänger Disraeli, seinem Werk durch den Kampf mit dem päpstlichen Universaldictator gefährliche Wunden schlägt.

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Beginn der socialen Aera im deutschen Reiche und das Tabaksmonopol.

Es ist kaum ein Jahr her, daß ich meinen Versuch „zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera" veröffentlichte, und gleichwohl ist während dieses kurzen Zeitraums in den Verhältnissen des deutschen Reichs eine bedeutungsvolle Wendung eingetreten. Die Vorboten derselben habe ich in dem Abschnitt jener Schrift vom Haftpflichtgesetz in Scene geführt, als ich das Zögern der Regierung mit der seit Jahren erwarteten Fortbildung dieses Gesetzes und die reißend schnelle Ausbreitung der Nationalwerkstätten schilderte, mit denen sich der preußische Staat durch die Verstaatlichung der Privateisenbahnen belastete.

Die Freunde der privaten Iniative und Unternehmungslust befürchteten damals, daß die Regierung durch das natürliche Schwergewicht ihrer zahlreichen Ateliers sich zum Ankauf von Hilfswerkstätten, Fabriken und Productions-Unternehmungen getrieben sehen und endlich eine Dictatur über die bürgerlichen Arbeitsgebiete gründen werde. Namentlich besorgte man, daß die Fabrikinspectoren, die sich bisher schon über die Schwierigkeit, von den privaten Arbeitgebern die pflichtmäßigen Angaben der in ihren Werken vorgekommenen Unglücksfälle zu erlangen, beschwert hatten, ihre Thätigkeit in den Staatsanstalten noch mehr als in den Privatfabriken eingeschränkt sehen könnten. In der That erfolgte auf die bescheidene Anfrage eines Blattes nach der Stellung dieser verdienstvollen Beamten in den Staatswerkstätten sehr schnell (im Ausgang des Jahres 1879) die nachdrückliche Erklärung durch die Veröffentlichung einer Ministerial-Verfügung, welche die

tribunicische Gewalt der Fabrikinspectoren gegenüber den Staatsanstalten in socialer Beziehung bedenklich fand und die Gewerberäthe, in deren Namen diese Beamten auftraten, in die untergeordnete Stellung verwies, wonach sie sich nur nach vorgängiger Rücksprache mit den Leitern der neuen Riesenanstalten von der Ausführung der gesetzlichen Vorschriften zu überzeugen haben.

Bald darauf zeigte das preußische Abgeordnetenhaus, wie gedrückt es sich gegenüber dem Herannahen einer neuen socialistischen Ordnung und dem sinkenden Ansehen jener officiellen Wächter des Arbeiterwohls fühlte. Alles schwieg, als der Handels- und Gewerbeminister auf die Frage eines Abgeordneten nach dem Schicksal des Haftpflichtgesetzes neben der staatlichen Organisation des Gewerbe- und Fabrikbetriebes erwiderte, daß die Leiter der Staatsanstalten als Staatsdiener den Vorschriften der Gewerbeordnung nachzukommen haben und man sich hüten müsse, die Fabrikinspectoren mit dem Schein zu bekleiden, als ob sie gegenüber den Vorstehern der Staatsateliers ein anderes Interesse zu vertreten und etwa in besonders hohem Grade die Anwaltschaft für das Wohl der Arbeiter und ihrer Familien zu übernehmen hätten. Niemand fragte, ob die Entschädigung der Arbeiter oder die Unterstützung ihrer Familien bei Vorfällen im Geschäftsbetrieb fernerhin nur eine innere Angelegenheit der Staatswerkstätten werden und die Wachsamkeit jener gesetzlichen Inspectoren in Ruhestand versetzt sein soll.

Dem Minister war Bismarck's gründliche Abneigung gegen die Tribunen-Gewalt der Fabrikinspectoren, besonders in dem wachsenden Bereich der Staatsateliers, kein Geheimniß, denn ohne die Bekanntschaft mit der Gesinnung des leitenden Staatsmannes wäre der strenge Ton jener ministeriellen Verfügung unerklärlich. Gleichwohl überwies er bald nach jener parlamentarischen Scene vom 8. Januar 1880 als Stellvertreter des Fürsten im Vorsitz des Bundesraths den lange von der öffentlichen Meinung verlangten Gesetzentwurf über die Verpflichtung der Arbeitgeber zur Anzeige aller Unfälle in ihren Anstalten den Ausschüssen jener hohen Reichsvertretung. Erst spät, im Anfang des November 1880 brachte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ unter dem falschen Titel einer Neuigkeit das unglückliche Geschick dieses Antrags in die Oeffentlichkeit. Sie meldete, daß der Reichskanzler den Gesetzentwurf, der ohne seine Genehmigung vom Handelsminister durch den Bundesrath durchgebracht war, erst in dem Augenblicke, als er ihm zur Vorlage vor dem Reichstage zu Händen kam, kennen lernte, aber denselben, da er ihn mit seiner Verantwortlichkeit nicht

decken wollte, zurückgewiesen habe. Ein anderes officiöses Blatt erläuterte den Untergang des Gesetzentwurfs über die Anzeigepflicht der Arbeitsgeber, wahrscheinlich sachgemäßer, dahin, daß der Kanzler denselben in dem Augenblicke, als er von den Ausschüssen in das Plenum des Bundesraths gehen sollte, glücklich erhaschte und anhielt.

Jedoch wußte man bereits aus den officiösen Andeutungen über die Arbeiten der Coburger Ministerconferenz und deren Musterung der wirthschaftlichen und finanziellen Reichsaufgaben im Juli 1880 so viel, daß der Gesetzentwurf betreffs der Anzeigepflicht und der Sorge für die verunglückten Arbeiter an dem Widerspruch des Reichskanzlers gescheitert und für die Durchführung großer socialer Reformen selbst das Tabaksmonopol, wenn auch, falls man officiösen Beruhigungsartikeln glauben darf, nur als wankende Schattengestalt, wieder in Sicht gekommen sei. Ferner war es bekannt, daß das Reichskanzleramt um dieselbe Zeit von Klagen der Großindustriellen über die schwere Belastung der Industrie durch jenen Entwurf überfluthet war und sich zu einer Combination des Haftpflichtgesetzes mit einer Altersversorgung der Arbeiter veranlaßt sah.

Ja, der Minister selbst war durch eine Zuschrift vom 30. April überrascht worden, in welcher ihm der Commerzienrath Baare, Generaldirector der Gußstahlfabrik zu Bochum, an Stelle des Haftpflichtgesetzes das Bild einer vom Reich geleiteten Versorgung aller von Unfällen betroffenen, ja selbst durch Altersschwäche invalide gewordenen Arbeiter, nicht nur bei Eisenbahnen und Fabriken, sondern auch in Bergwerken, Steinbrüchen und Gruben entrollte.

Herr Hoffmann, Nachfolger Delbrück's als Präsident des Kanzleramts, fühlte sich aber, trotz der merklichen Kälte Bismarck's gegen das Haftpflichtgesetz, so geschäftsmäßig an den Gang seines Amts gebunden, daß er trotzdem die gegen die öffentliche Meinung und Reichstag wie preußischen Landtag eingegangene Verpflichtung durchzuführen suchte. Er sah, als die eingearbeitete und umfassende Kraft des Vorgängers fehlte, einen Zweig seines Amtes nach dem andern an neue Staatssecretäre und Stellvertreter des Reichskanzlers verloren gehen, bis ihm neben dem Staatssecretariat des Innern und dem stellvertretenden Vorsitz im Bundesrath nur noch ein geringes Ueberbleibsel des Handelsamts und das Gewerbe blieben. Nach seinem Uebertritt aus der Hessen-Darmstädtischen Verwaltung hatte er sich im preußischen Staatsdienst wie in dem allmählich zerbröckelnden Reichsamt als ein fleißiger und gewissenhafter Beamter, auch in der parlamentarischen Vertheidigung der leitenden Gedanken als geübter, wenn

auch kühler Redner bewiesen. Jetzt aber, als der Reichskanzler die Zeit für die Durchführung seines socialen Ideals gekommen glaubte, auch durch die allgemeine Noth sich zum letzten Schritt gedrängt sah, vermißte derselbe an seinem Stellvertreter und Gehülfen das Feuer und die Wucht, mit denen er selbst das Riesenwerk in Angriff nahm, und dazu noch die unbedingte Ergebenheit und den Glauben, den er von seinen Dienern verlangte. Im August 1880 sah sich der Minister in den überrheinischen Reichslanden die ihm daselbst angewiesene Stelle als Staatssecretär an, zog sich bald darauf nach diesem Ruheposten zurück und am 15. September meldete der „Reichs- und preußische Staatsanzeiger", daß der König den Ministerpräsidenten Fürsten von Bismarck zum Minister für Handel und Gewerbe ernannt habe.

So endigte im Eingang zum socialistischen Acte der neuen Aera die Leidensgeschichte des Haftpflichtgesetzes. Mit dem Gesetz und dem Minister Hoffmann fielen auch die Fabrikinspectoren als überflüssige und lästige Wächter und Tribunen, damit die Liebe und, nach des Commerzienraths Baare Ausdruck, das Reich ihre Pflege der leidenden Arbeiter als interne, nicht erzwungene, noch beaufsichtigte Angelegenheit betreiben können. Aber sie fielen nicht allein, denn am Wege bis zu ihnen steht eine Reihe von Mausoleen, in denen die Zweifler an der Allmacht und Allgüte des Reichs bestattet sind. Die Opfer an der Schwelle der Vollendung und Verklärung erleichtern das Verständniß für das Schicksal der früher Unterlegenen, wie auch die Ausführung des Reichskanzlers über die „Couponschneider" und deren Gegensatz zur liebevollen Reichssorge (in der Reichstagssitzung vom 2. April 1881) und das kurz zuvor gefallene Wort des interimistischen Ministers des Innern gegen die „kapitalistische Productionsweise" die Bedeutung ähnlicher früherer Charakteristiken der Privatthätigkeit in ihrem ganzen Gewicht erkennen läßt.

So leuchtet uns die oratorische Rakette des diesjährigen April für das Studium der fürstlichen Rede in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 26. April 1876 und läßt uns den ganzen Ernst würdigen, mit dem der Kanzler damals den Privateisenbahnen das Nahen ihrer letzten Stunde verkündete. Er nannte die „mittelalterlichen Rechte des Stapelrechts, Zoll- und Geleitwesens", mit denen diese Eisenbahnprovinzen und Territorial-Herrschaften ausgerüstet sind, zwar ein vom Staate verliehenes Privilegium, aber doch ein für Privatinteressen und Privatrevenuen ausgebeutetes Monopol, welches gebrochen und in den von der Reichsverfassung

geforderten Dienst für das öffentliche und allgemeine Interesse eingezogen werden muß. Indem er in Folge seiner Vorlage von dem Landtage die Zustimmung zu der kaufweisen Ueberlassung der dem preußischen Staat gehörigen Bahnen an das Reich gewann, tröstete es ihn, daß die Mittelstaaten die wenigen in ihren Gebieten noch vorhandenen Privatbahnen binnen Kurzem erwerben und diese somit den Finanzinteressen der Staaten, jedenfalls öffentlichen Zwecken und wenigstens nicht mehr dem „Privatsäckel" dienen werden. Aber dieser erste Schritt der Kleinen und die Stärkung, die er aus dem Votum des preußischen Landtags zog, galt ihm nur als Vorbereitung zu der großen Operation, wodurch die Eisenbahnen überhaupt unter der Aufsicht des Reichs in den öffentlichen Dienst genommen würden. Mit derselben Wucht, mit der er dem Reichstag am 3. December 1875 die Revision der Strafgesetzgebung als einen jener „Würmer" charakterisirte, die nicht stürben, versicherte er dem preußischen Landtage in jener Aprilsitzung 1876, daß seine Eisenbahnidee nicht eher von der Tagesordnung verschwinden werde, als bis sie sich verwirklicht hat und die „Reichsverfassung, als deren Vertreter er vor dem Landtag stehe, auch in dem Eisenbahnartikel zu einer Wahrheit geworden sei."

Damit begann die Aera der volkswirthschaftlichen Dictatur, deren höchste Steigerung jetzt die Gegenwart erlebt. Ihren vollen Anbruch kündigte Bismarck mit ihrem ungeschminkten Namen an, als er zur Vertheidigung seiner neuesten Schöpfung, des Volkswirthschaftsraths, dessen Ammenpflege er die Geburt seines Hauptes übertragen hatte, in der Reichstagssitzung vom 24. Februar 1881 die Situation mit den Worten deutete: „Es giebt Zeiten, wo man liberal, und Zeiten, wo man dictatorisch regieren muß; es wechselt Alles; hier giebt es keine Ewigkeit."

Delbrück trat nach jener Aprilsitzung des Jahres 1876 aus seinem Amte; er und Bismarck hatten sich gegenseitig in die Hände gearbeitet. Der Diplomat hatte dem Freihändler einen großen Dienst geleistet, als er den preußisch-französischen Handelsvertrag des Jahres 1862, welcher den Gewerbetreibenden beider Völker in dem Land ihrer beiderseitigen Nachbarn Freiheit des Gewerks garantirte, durchsetzte und somit die Reste der deutschen Zunftordnung vollends untergrub. Darauf hatte Bismarck durch die Erfolge seiner auswärtigen Politik die kleinstaatlichen Schlagbäume in Deutschland beseitigt; Delbrück seinerseits vollendete das Werk der Eroberung durch die wirthschaftliche Einigung. Dem Präsidenten des Reichskanzleramtes, dem nächsten Zeugen des ängstlichen Ganges, in welchem sich die

finanzielle Maschine seit zwei Jahren in Bewegung erhielt, wird das von Hobrecht zuerst offen eingestandene Geheimniß nicht unbekannt gewesen sein, daß das Reich seit den Tagen des norddeutschen Bundes an einem Deficit leide und dasselbe nur durch irreguläre Auskunftsmittel decke, und sein Trost war einzig und allein der Glaube an die innere Heilkraft und Selbsthilfe der wirthschaftlichen Verhältnisse. Damit war aber dem Reichskanzler nicht gedient; ihn, in seiner oberen Stellung, drückte die Last der Verantwortlichkeit und er konnte und durfte nicht warten.

Bismarck thut sich selbst Unrecht, wenn er in seiner späteren Auseinandersetzung mit Delbrück bei Gelegenheit des Handelsvertrags mit Oesterreich-Ungarn (in der Reichstagssitzung vom 21. Februar 1879) bemerkt, er, als Freund der Autorität, habe sich in wirthschaftlichen Geschäften der anerkannteren ersten Autorität Deutschlands übergeben und sich in die Beurtheilung wirthschaftlicher Fragen nicht eingelassen. Desgleichen verschweigt er die ihm gebührende Ehre, wenn er in seinem großen Zwiegespräch mit Camphausen (vor dem preußischen Herrenhause am 17. Februar 1881) seine angebliche Unthätigkeit in Finanzsachen damit enschuldigt, daß er als Ministerpräsident nicht die Aufgabe hatte, Finanzprojecte „auszudenken", und die Menge einer andern Geschäfte ihm kein Eingreifen in die Finanzverwaltung erlaubten. In der That hatte er vielmehr in der Reichstagssitzung vom 20. November 1875 sein eigenstes Werk, die Befestigung des Reichs und die Befreiung der Einzelnstaaten von einer unerträglichen Last angekündigt und letzteren die Möglichkeit, ihre directen Steuern herabzusetzen, zugesichert.

Camphausen hatte plötzlich, ohne seine Mitwirkung und durch das Glück der Umstände begünstigt oder — heimgesucht, Preußen, und das deutsche Reich zu jenem in der Geschichte der Culturvölker nur wenige Jahrzehnte dauernden Stadium der wirthschaftlichen Blüthe emporgeschnellt gesehen, wo Erzeugung und Verbrauch sich decken. Das Gedeihen, das sonst bei andern Völkern langsam in froher Unternehmungslust und im Vorgefühl des Gelingens sich ankündigt, nach dem Genuß der allgemeinen Sättigung aber eine Zeit lang sich als Hoffnung auf den Fortbestand erhält, hatte Deutschland in der Gestalt des Milliardensegens plötzlich als Uebersättigung überfallen und sich nach einer kurzen Gnadenfrist von zwei Jahren als Täuschung aufgelöst. Bismarck berührte eine schmerzende Wunde Deutschlands, als er in jener Herrenhaussitzung Camphausen den Vorhalt machte, er habe sich damals in der Lage befunden, „im Segen der Milliarden

mit vollen Händen im Golde zu stecken." Vielleicht dachte der frühere Finanzminister daran, wie der leitende Staatsmann ihm das edle Metall in schnellster Eile zuwälzte, — wie derselbe durchaus eine reiche Nation haben wollte, während diese auf seine Macht und Diplomatie stolz war, — wie es ihm auch nicht unlieb war, daß ein großer Theil des Goldstroms in militärischen Anlagen bis auf die Wetzlerbahn stattlicher wurde. Und um das traurige Trio voll zu machen, hätten auch die versunkenen Milliarden den Reichskanzler wegen seiner Entschuldigung, daß die Menge der sonstigen Geschäfte ihm das Eingreifen in die Finanzverwaltung nicht erlaubte, wie jene Frau Indiens, deren Gesuch um Beistand vor Gericht der mächtige Tamerlan Zeitmangels wegen nicht erfüllen wollte, fragen können: „warum hast du uns denn erobert?"

Im aufgeregten Zwiegespräch derselben Herrenhaussitzung erinnerte Camphausen seinen früheren Vorgesetzten daran, wie er ihm selbst seine Tabasvorlage angeboten und mit derselben gewiß alle Deficits beseitigt hätte, der Reichskanzler erwiderte jedoch, daß ihm die Vorlage nicht „vertretbar" schien. Und allerdings hätte er das Tabaksmonopol nicht „in nackter Schönheit", in welcher Lord Byron laut eines seiner Gedichte eine Cigarre haben wollte, in reiner Blöße dem Reichstag nicht präsentiren können; um die Vorlage durchzubringen, bedurfte er vielmehr einer stattlichen Umgebung und Deckung. Der Nachfolger Camphausen's, Herr Hobrecht, half ihm in der neuen Tarif- und Steuerordnung das Monopol in der vorläufigen Form einer hohen Besteuerung und Verzollung unterzubringen und der Zeit die Reife des rettenden Ideals zu überlassen. Aber auch dieser Minister ließ ihn in dem Augenblick in Stich, als der Sieger in der Reichstagssitzung vom 9. Juli 1879 den Triumph feierte, daß das Reich, nachdem die unter seinem Verschluß liegenden Quellen flüssig gemacht waren, nun endlich im Stande sei, aller Finanznoth ein Ende zu machen und mit den unausbleiblichen Ueberschüssen den Einzelstaaten bei der Erleichterung der nothleidenden Gemeinden beizustehen. Hobrecht hatte schon am 3. Mai diese Siegesrufe Zukunftsmusik genannt, wie Camphausen vier Tage vor seinem Rücktritt, am 22. Februar 1878, die vom Reichskanzler auf das Blut des Tabakskrauts gesetzten Hoffnungen dem Reichstag als „Phantasieen" enthüllt hatte.

Seit Hobrechts Rücktritt steht nun ein neuer Minister am Zahlbrett des Reichs. Herr Bitter war in jener düstern Herrenhaussitzung, in welcher der Reichskanzler die Schaale seines Zornes über Champhausen ergoß, zugegen und hatte unerschüttert durch den

gewaltigen Auftritt, den Muth, sich als den Mann zu bekennen, der „auf dem Standpunkt der Hoffnung stehe.“ Noch aber boten die Himmelszeichen bedenkliche Aspecten: die Erhöhung der Matricular-Beiträge war mit Gewißheit zu erwarten, der Ertrag der zahlreichen und sicherlich noch zunehmenden verstaatlichten Privateisenbahnen ungewiß, — vor allen war nach der Vorlage des Unfallversicherungsgesetzes anzunehmen, daß der Reichskanzler von seinem Plan, das Reich bei der Versicherung der Arbeiter zu betheiligen, nicht abgehen werde. Dazu war der Fortbestand der großen und capitalmächtigen Versicherungsanstalten für verunglückte Arbeiter neben einer Reichs- oder Staats-Versicherungsanstalt unmöglich, für ihre Abfindung aber eine riesenhafte Summe nothwendig. Der Reichskanzler hatte ihnen bereits wie früher den Privateisenbahnen den Tod angekündigt und in der Reichstagssitzung vom 2. April 1881 auf die Bemerkung, daß die Anstalten sich um die Dankbarkeit ihrer Mitbürger bewürben, erwidert: „ich habe geglaubt, sie bewürben sich um das Geld ihrer Mitbürger.“

Herr Bitter wird sich demnach auf große Ansprüche an das Reich und auf hohe Ordres vorzubereiten haben. Seine schwierige Lage werden die folgenden Bogen schildern, zunächst aber weisen wir darauf noch hin, daß sowohl die Vertreter der verbündeten Regierungen, als die Vertheidiger des Unfallversicherungsgesetzes in den letzten Reichstagsverhandlungen darin übereinstimmten, daß das Haftpflichtgesetz in der socialistischen Periode der neuen Aera keine Stätte mehr finden kann. Ein Gesetz, behaupteten sie, welches, wie die Feststellung der Haftpflicht, den verunglückten Arbeitern einen Rechtsanspruch zusichert, würde den Hauptzweck der neuen Gesetzgebung, die Vermeidung von Processen, illusorisch machen. Wenn Humanität und Wohlthätigkeit die Leitsterne des Reichs und der Regierungen geworden sind, so erwartet man von den Arbeitern Vertrauen und Selbstbescheidung. Das Schicksal des Gesetzes, welches uns in diesem Abschnitte beschäftigte, ist somit entschieden und seine Leiden haben ein Ende.

II.

Deutsche Stimmungen und Eingeständnisse.

Man kann nicht sagen, daß die schönste Poesie der Bismarck'schen Steuerreformreden verlorene Mühe war, denn sie hat dem Reich etwas eingebracht; aber für diejenigen, an die sie sich zunächst richtete, war sie eine harte Musik. Die Poesie z. B. der Rede vom 9. Juli 1879, wie das Reich nach dem Franckenstein'schen Antrage bei den Einzelstaaten ein gutes Kostgeld zahlt und gleich einem König, der bei einem Privatmann wohnt, sich noch darüber hinaus freigebig beweist, ging dem deutschen Volk durch alle Glieder. Jenes Kostgeld und die königliche darüber noch hinausgehende Freigebigkeit stammt einzig und allein aus seinen Beiträgen und muß es selbst mit Arbeiten und Entbehrungen aufbringen. Ohne seine Anstrengungen und Opfer wäre das Reich mittellos.

Der Reichskanzler hat in seiner Rede über die Reform der Reichssteuern oft die Wahrheit des Gemeinspruches anerkannt, daß Niemand gern Steuer bezahlt, aber die eigentliche Schwierigkeit der Lage, daß der Nothwendigkeit der Steuer eine gleichmäßige, wenigstens bis jetzt noch nicht bezwungene Unmöglichkeit der Leistung gegenübersteht, hat er mit allen seinen Beschwörungen nicht überwinden können. Er hat beidemale, als er sich über die Nothwendigkeit aussprach, Delbrück und Camphausen gegenüber, wie er sich ausdrückte, einen „Abschnitt" zu machen, mit besonderem Nachdruck erklärt, daß ihm bei diesem Schritt seine Einsicht in den allgemeinen „Nothstand" leitete. Diese Noth ist aber weder durch die inzwischen eingeleitete Verstaatlichung der Privateisenbahnen, noch durch die Erhöhung der indirecten Steuern gehoben worden. Bedienen wir uns des Bismarck'schen Bildes, so ist Germanien glücklich in den Sattel gebracht, das Reiten wird ihm jedoch von Jahr zu Jahr schwerer und es droht, unter der Wucht des immer mehr verstärkten Harnisches zu erliegen.

Besser als die Reisigmachung Germaniens scheint uns der Vergleich mit einer eingeschlossenen Festung der jetzigen Lage zu entsprechen. Ganz Deutschland ist jetzt eine Art von colossalem

Numantia; freilich legt noch kein Feind die Sturmleitern an die Mauern, aber die Nachbarn beobachten es doch und schließen es von Weitem ein. Scharfsinnige Wächter wollen sogar von den Mauern herab bemerken, wie im Osten der Veste das Feindesland durch die Anhäufung von Truppenkörpern dunkel und schwarz wird, und auf der Abendseite verdächtige Regungen vorkommen. Innerhalb der Festungsmauern muß Alles arbeiten, schanzen und sich üben; wenn es auch nicht zum Sturm kommt und gleichwohl Alles ringsum von Waffen starrt, so ist doch mitten im Frieden der Krieg schon im Gange, da es im Wetteifer der Nationen darauf ankommt, wer am längsten die Last der Rüstungen ertragen kann.

Graf Moltke verlangt bekanntlich für die Erhaltung der Wehrhaftigkeit wenigstens eine Ausdauer und Geduldprobe von fünfzig Jahren. Fünfzig Jahre! — das ist lang, zuviel und übersteigt die menschliche Leistungsfähigkeit. So weit man die bisherige Völkergeschichte übersehen kann, findet man keine Nation, die so lange still hielt und sich nur für einen künftigen Krieg mit Rüstungen erschöpfte. Das wäre der trockene Tod, ehe der blutige eintritt.

Etwas sachgemäßer versüßen sich die Schanzer innerhalb der Mauern und auf den Wartthürmen ihre Mühen mit dem Gedanken, daß sie auch für die Vertheidigung der längst in Verlust gerathenen Milliarden arbeiten. Sie haben Recht, denn jeder künftige Krieg, mag es noch so lange bis zu ihm dauern, wird ein Milliardenkrieg werden. Der Sieger wird sich im Friedensschluß seinen langjährigen Aufwand für die Kriegsfertigkeit bezahlen lassen, — ein Grund mehr, um die Eingeschlossenen Numantia's zur äußersten Anstrengung anzufeuern.

Wohlwollende Beurtheilungen meines vorjährigen „Orientirung"-Versuchs machen mir den Vorhalt, daß meine Schilderungen der deutschen Zustände von einem trüben „Pessimismus" eingegeben sind. Dagegen werde ich den Leser, wenigstens nicht sofort in diesem Eingang, mit der Erörterung der Frage belästigen, ob ein Naturforscher, der die Veränderung des Klimas in einem sinkenden Culturlande aus der Vernachlässigung der Bodenbearbeitung und aus der Mischung und Combination der neuentstandenen atmosphärischen Stoffe erklärt, — ob ein Historiker, welcher der gleichen Untersuchung die geistigen Phänomene und ihre gegenseitigen Verbindungen unterwirft, Pessimisten genannt werden können. Statt dessen werde ich hier beim Aufrollen des Vorhangs, den geneigten Leser, hoffe ich wenigstens, interessanter unterhalten. Ich werde ihm die thatsächlichen und

persönlichen Zeugnisse der Helden des gegenwärtigen Dramas vorführen. Manche von ihnen können sich rühmen, daß sie, ehe man von dem künftigen Kanzler etwas wußte, die Umrisse für dessen Reich gezeichnet und die Gemüther für das Kommende vorbereitet haben. Die Meisten von ihnen waren seit der Stiftung des Norddeutschen Bundes neben dem mächtigen Gebieter thätig und dictirten die Gesetze, mit denen sie die widerstrebenden Gegner des Neuen in die Bande der Reichsordnung schlugen. Wenn nun einer ihrer bedeutendsten Führer, Rudolph v. Bennigsen, den man bis zur letzten Prüfung seines politischen Glaubens als den parlamentarischen Mitregenten Bismarck's betrachten durfte, in der Reichstagssitzung vom 10. Mai 1881 auf das öffentliche Geheimniß hinweist, daß eine „gewisse Ermattung und wohl auch Verstimmung weitgreifend in alle Parteien des Reichstags eingedrungen ist", so muß allerdings ein gewaltiger Proceß im Innern der bisherigen Mitarbeiter des Reichskanzlers vor sich gegangen sein. Der mildeste, sanfteste und behutsamste Redner der herrschenden Partei, — (gebrauchen wir nur immerhin das zu seinen Gunsten übliche Wort: der staatsmännischste Orator des Parlaments! —) konnte den Unmuth seines Innern nicht mehr bezwingen; darf es uns daher Wunder nehmen, wenn einer seiner früheren Genossen, der Abgeordnete Rickert, bei der Eröffnung der Reichstagssitzung vom 25. Februar 1881 in der Physiognomie des Hauses „den Ausdruck der im Reiche herrschenden Muthlosigkeit, des allgemeinen Indifferentismus und der Apathie" wiederfindet?

Wir selbst sind fern davon, die Klagen eines ostpreußischen Wahlvereins über „den Geist der Charakterlosigkeit und Gesinnungsniedertracht in einem großen Theil des deutschen gebildeten Mittelstandes" als den richtigen Ausdruck für die herrschende bürgerliche Stimmung anzusehen. Es erscheint uns demnach auch die Bestätigung, welche der unermüdliche Streiter Eugen Richter in der Antwort auf die Zeitschrift jenes Vereins vom 1. September 1880 diesen Klagen erwiderte, als eine allzu weit entgegenkommende Freundlichkeit; aber wir halten uns doch für berechtigt, sowohl jenen Ausfluß des bürgerlichen moralischen Ingrimms wie die Zustimmung des Abgeordneten, für uns gegen den Vorwurf pessimistischer Uebertreibung anzuführen.

Wir bleiben bei der Aussage Bennigsen's stehen. Er ist ein classischer Zeuge. Sein Glaube bestand die Delbrück'schen und Camphausen'schen Krisen und nahm die Steuerreform-Idee des Reichskanzlers so treuherzig auf, daß er in den Varziner Besprechungen mit dem Meister (während der letzten Tage des Jahres 1877) nur noch

den Einen Wunsch hatte, das preußische Abgeordnetenhaus möge berechtigt sein, nach dem Maaß des unausbleiblichen Goldzuflusses die Klassen- und Einkommensteuer sowie die directen Steuern zu reguliren und zu ermäßigen. Obwohl Bismarck mit unverkennbarem Stirnrunzeln merken ließ, daß er seinen Plan, den bisherigen parlamentarischen Gehilfen als officiellen Stellvertreter an seine Seite und in die Regierung zu ziehen, als eine Uebereilung betrachtete, so blieb doch Bennigsen seinem finanziellen Bekenntniß treu. Er glaubte wiederum an die Unerschöpflichkeit der Goldquellen, welche die Tarifreform des Jahres 1879 dem Reiche aufschloß, und wünschte nur für den neuen Reichthum eine Regulirung durch die parlamentarische Herabsetzung des Kaffeezolls und der Salzsteuer.

Noch im letzten Augenblick glaubte er an einen Ueberschuß der indirecten Steuererträge, glaubte, daß nach dem Franckenstein'schen Antrag ein wirklicher Ueberschuß, nachdem der Reichsantheil von 130 Millionen Mark gesichert und abgezweigt wäre, den Einzelnstaaten zur Vertheilung zufallen würde. Das schien ihm aber eine Verläugnung der Reichseinheit und er versagte, sammt der Mehrzahl seiner nationalliberalen Genossen, in der Abstimmung des Reichstags vom 9. Juli 1879 dem Antrag und somit dem ganzen Tarifgesetz, seine Zustimmung.

Solchen Glauben hatte Bismarck nie gehegt. Er hatte es Jahre lang vor jenem, für Bennigsen verhängnißvollen 9. Juli ausgesprochen, daß er das Reich erst für befriedigt und gesichert hielt, wenn er das Tabaksmonopol bekommen hätte. Das Monopol war ihm der „Leuchtthurm", nach dem er das Reichsschiff lenkte, um es im Hafen zu bergen.

Bis zu jenem 9. Juli haben der Reichskanzler und die Nationalliberalen gemeinsam (in parlamentarischen Formen) die Dictatur für die Reichseinheit gegen die sogenannten Reichsfeinde geübt. Die Noth, vor Allem die Geldnoth, hatte die Verbündeten bisher gegen die Minorität zusammengehalten; als aber der Reichskanzler die Ueberzeugung gewann, daß Bennigsen und dessen Freunden, die zur Hebung des Nothstandes unerläßliche Strammheit des Willens fehlte, sah er sich unter den parlamentarischen Bataillonen nach neuen Helfern um und wollte er beim Franckenstein'schen Antrage die Probe machen, ob er bei den Freunden der Einzelnstaaten neue Truppen für die Eroberung des Tabaksmonopols, des Reichs-Palladiums, finden könnte. Er handelte nach dem Spruch des Evangeliums: „Machet euch Freunde mit dem Mammon, auf daß, wenn ihr darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten."

Seitdem haben die Nationalliberalen sammt ihrem Bennigsen ihren bisherigen Antheil an der Dictatur verloren und begann, ja, steigerte sich ihre Verstimmung. Ihre Seele letzten sie nur noch an den Nachwehen des Culturkampfs und trieben sie als Meute das katholische Centrum dem Mächtigen zu, ohne genau zu wissen, wie weit derselbe ihre Dienste benutzen wollte. Ihr größter Fehler war die Hartnäckigkeit, mit der sie sich der Einsicht verschlossen, daß sie mit ihrem früheren Eifer des Culturkampfs die Uebermacht der Verwaltung gegen sich selbst gestärkt hatten.

In meiner „Orientirungs"=Schrift habe ich aus dem Temperamentsfehler der Deutschen, besonders ihrer Neigung zur Verdrossenheit, sobald sie auf Schwierigkeiten stoßen, das Stückwerk ihrer meisten Unternehmungen erklärt. Der Reichskanzler hat dieser Schwäche des deutschen Naturells auch manches Opfer gebracht. Die Parlamentsberichte und Mittheilungen seiner Vertrauten liefern eine stattliche Chronik von Anfällen und Anfechtungen, in denen er sich müde, — todt müde fühlt und seinem Werk den Abschied geben möchte. Aber immer wieder begiebt er sich in die Tretmühle. So sprang er auch Ende März 1874, als er betttlägerig zu Vertrauten von einem Gesuch um Abschied sprach, wieder von seiner Ermattung auf, und wollte er, wie er sich ausdrückte, den „europäischen Ruf", den ihm die Reisigmachung Germaniens erworben hat, nicht in Stich lassen.

Und doch ist nach allen seinen wiederholten Ansätzen, zu denen er sich nach Ermüdungen aufraffte, das Unternehmen ein Stückwerk geblieben und hört das Volk nicht auf, rings um ihn herum, über die unfruchtbare Arbeit zu stöhnen. So waren die Verhandlungen des Reichstags über das Gerichtskostengesetz eine Reihe von Klagen über die Enttäuschung, welche die begeistertsten Freunde des Reichs mit ihren Hoffnungen auf die Rechtseinheit erlebt hätten.

In der Sitzung vom 18. April 1881 sprach ein Enttäuschter von der Unzufriedenheit der Nation mit der Vertheuerung der bisherigen Rechtswohlthat; ein Anderer machte dann am 21. Mai die Mittheilung, daß die Unzufriedenheit zur „Erbitterung" vorgeschritten war, und als am 14. Juni der Vertreter der verbündeten Regierungen erklärte, daß dieselben dem Antrag auf Herabsetzung der Kosten wegen seiner weitgreifenden finanziellen Folgen nicht zustimmen könnten, erwiderte einer der Abgeordneten, daß sie, falls sie wirklich die vermeintlichen Demagogen wären, vor ihre Wähler hintreten und dieselben „darauf hinweisen würden, wie wenig Rücksicht die Regierung auf die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes nimmt und wie

sogar das Interesse der Rechtsprechung hinter dem finanziellen Gesichtspunkte zurücktreten muß."

In der Krankenliste der letztverflossenen Monate figurirt auch der ehemalige badensche Ministerpräsident Jolly. Diese frühere Säule des neuen Reichs meinte in der Anfangs des letztverflossenen Decembers veröffentlichten Schrift: „der Reichstag und die Parteien", eine „Klärung und Lösung der von beiden Seiten, von oben und unten hin- und hergeworfenen Fragen sei aussichtslos, und Behagen und Mißbehagen über den Gang unserer politischen Entwickelung hänge davon ab, ob man sich entschließt, auf alle Versuche zur Einführung oder Nachahmung des parlamentarischen Systems zu verzichten oder nicht."

Wahrscheinlich haben ihm seine Verehrer und Freunde gewünscht, er möge zu seiner Ehre von einem recht tüchtigen Mißbehagen durchgeschüttelt werden.

Eine wahre Ausnahme des frischen und fröhlichen Muths in der Verstimmtheit des Augenblicks bietet uns der Abgeordnete Mommsen. Dieser Historiker hatte schon in einer politischen Versammlung vom 20. November 1880 zur Erhebung gegen eine Macht aufgerufen, die „ebenso rücksichtslos wie illiberal den Liberalismus mit allen nur möglichen Mitteln bekämpft", und sprach sich nun auch im Anfang des letztverflossenen Juni für eine Vereinigung aller Liberalen zu einem „rettenden Nein" und zur Erhaltung dessen, „was noch zu retten ist", aus. Wie aber die Geschichte Griechenlands und Roms beweist, bilden solche letzte Rettungsversuche den Uebergang zur Zeit des Imperialismus und stehen ihnen immer ähnliche Versuche der andern Seite gegenüber. Wenn das „Nein!" den Zwiespalt in die Volksvertretung bringt, dann kommt auch die Mahnung der Ordnungsfreunde, man solle zu dem Mächtigen, der für die Erhaltung des Friedens bürgt, Vertrauen haben, dann schließen die Volksversammlungen mit Hochs auf den Garanten der Ordnung, tragen die cäsarischen Haufen eines Clodius ihren Kampf mit den Vertheidigern der parlamentarischen Rechte auf die Straße und bewirbt sich endlich der Zukunftsdictator um den Bund mit den Unterlegenen der gracchischen Unruhen. Einen solchen Vorgeschmack der cäsarischen Zeiten hätte Herrn Mommsen schon die Ansprache des Stadtraths Weber an den liberalen Verein seiner Erfurter Wähler (vom 1. September 1880) und dessen Schilderung Bismarck's geben können, wonach dessen Stellung mehr die eines Regenten als Ministerpräsidenten ist. Allenfalls hätte er auch die Freundlichkeit des

Abgeordneten Hänel benutzen und sich laut dessen Anerbietens (in der Reichstagssitzung vom 9. März 1881) in „den Kernpunkt der Sache" einführen lassen können. Dieser Abgeordnete lud jeden Bekümmerten, jeden Zweifler an der Signatur des Augenblicks, jeden liberalen Projectmacher ein, er möge nur in irgend eine Volksversammlung gehen oder „sich zu einem Diner in der höhern Gesellschaft setzen und von der Haltung des Parlaments erzählen," und bereitete Jedermann auf die immer gleichlautende Antwort vor: „Ja, Bismarck macht doch, was er will."

Ich schließe diesen, wahrscheinlich auch „pessimistischen" Stimmungsbericht mit der Aussage eines classischen Zeugen, wie ich ihn mit dem Zeugniß Bennigsen's eingeleitet habe. Es ist ein hochgestellter Beamter, seine Aussage liegt in dem amtlichen Bericht vom 28. Mai 1881 an die königlichen Regierungen vor, der damalige preußische Cultus- und Unterrichtsminister spricht und räth den Gemeinde-Vorstehern zur Resignation. Bei aller Anerkennung ihres löblichen Eifers in der Förderung ihrer Schuleinrichtungen empfiehlt er ihnen die Rücksicht auf die Nothlage der Gemeinden und die Unerschwinglichkeit der ihnen bereits aufgebürdeten Lasten und macht er sie darauf aufmerksam, daß der Staat bei seiner eigenen bedrängten Lage weder ihre Gesuche um Unterstützung erfüllen, noch vor der vollständigen Durchführung der eingeleiteten Steuerreformen seine Absicht, ihnen einen wesentlichen Theil der Schullast abzunehmen, in's Werk setzen kann.

Indessen bricht in den letzten Wendungen des ministeriellen Erlasses aus dem Dunkel der Resignation schon ein Strahl der Hoffnungssonne hervor. Die Steuerzahler brauchen nur bei den nahenden Wahlen die rechten Männer in Land- und Reichstag abzuschicken und das Zeichen des Sieges, der Vollendung des Reichs und auch der Erleichterung, — das Ideal der Tabakssteuer wird aufgehen.

III.

Auswärtige imperialistische Anzeichen.

Im deutschen Reich muß Alles, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, für die militärische Bereitschaft arbeiten und damit die allgemeine Anspannung und Gluth der Geister ja nicht nachläßt, kommen

noch Bismarck's Anhänger und Journalisten und erzählen, wie dieser politische Argus die geringsten kriegerischen Regungen bei den Nachbarn überwacht und eine nach der andern in ihren Keimen erstickt. In dieser ewigen Unruhe, bei dieser Angst oder Furcht und Freude über die Abwendung einer Gefahr, der immer wieder drohende Aspecte folgen, — wie soll dabei die Fähigkeit und Sammlung zu einer productiven Thätigkeit aufkommen? Die alten Parteigruppen werden in der drückenden Unsicherheit aufgezehrt; sie sind störend, so lange sie die Wachsamkeit des politischen Meisters in innere Fragen verwickeln wollen; jeder Erfolg, den derselbe in der Abkühlung der auswärtigen Atmosphäre gewinnt, beweist, wie unnütz sie sind; je dringender eine äußere Gefahr erscheint oder ausgemalt wird, um so mehr müssen sie verstummen.

Die anderen Völker Europas sind bereits bei der Gleichgültigkeit und Werthlosigkeit des Parteiwesens angelangt; Erstarrung hat die südwestlichen Spitzen ergriffen. In Portugal steigen zuweilen politische Blasen auf, man hört plötzlich einmal von constitutionellen Revolten; an Ort und Stelle verschwinden sie jedoch schnell wie in einem erschöpften Vulkan die Erhebungen eines unbedeutenden Kraters; im Ausland beachtet man sie kaum und will so wenig von ihrem Anlaß wie von ihrem Ende etwas wissen. Spanien ruht von seinen Militärrevolutionen und Dynastienwechseln aus, hat sich durch die Communisten-Aufstände der Jahre 1872 und 1873 erschöpft und wenn einmal einer seiner republikanischen Redner auftritt, so klingt es wie eine Stimme aus dem Grabe. Italien hat seine Productivität in der kurzen Jugendgeschichte seiner Einheit mit mehr als zwanzig Ministerien bewiesen; man weiß wohl, daß der Verlauf dieser schnellen Wandelungen auf die Verdrängung der bahnbrechenden piemontesischen Eroberer und Reichsgründer durch die südlichen revolutionären Provinzialen, endlich auf die Einsetzung eines republikanischen Cabinetschefs hinausging; aber gleichgiltig nimmt man die Meldungen des Telegraphen von neuen Ministerien auf und mit derselben Gemüthsruhe sieht man den ferneren Telegrammen von den Arrangements zwischen Königthum und Republik entgegen.

Ein paar festländische Zeitungen bemühen sich, ihren Lesern die staatsrechtlichen Zerwürfnisse Skandinaviens, die Ministerwechsel und parlamentarischen Ergötzungen in Dänemark zu erklären, — vergebens! Das ausländische Interesse stammt nur aus dem Gefühl, daß hinter diesen Debatten die unvermeidliche Auseinandersetzung der nordischen Kronen und Völkerschaften mit Rußland und dem deutschen Reiche

steht, und die constitutionellen Streiter Christianas, Stockholms und Kopenhagens empfinden mit wachsender Besorgniß, wie ihr heimisches Schlachtfeld viel mehr durch die russische und deutsche Anziehungskraft als durch ihr theoretisches Turnier in Schwingungen versetzt wird.

Die revolutionäre, vom Jahre 1848 eingeleitete Aera endigt mit der Depossedirung der Nationen und ihrer parlamentarischen Größen. Die deutsche Verfassungspartei im Wiener Reichsrath ist so gut wie stumm geworden, nicht nur aus Verstimmung über ihre Versetzung in die Minorität, nicht nur, weil sie im Abgeordnetenhaus kein anderes Echo findet, als die stürmischen Zurufe der Galerieen. Ihren Berufungen auf die Verfassung fehlt vielmehr der Anklang und Widerhall im eigenen Innern, während die Majorität des polnischen, czechischen und föderalistischen Dreibundes den constitutionellen Gebrauch nur als ein Instrument benutzt, um die Sonderinteressen dieser drei Verbündeten zu befriedigen. Zu gleicher Zeit werden die starren Gesichter der magyarischen Herren im Pester Reichstag nur noch finsterer, wenn sie entdecken, daß ihnen der Terrorismus gegen ihre Deutschen, Serben und Rumänen Nichts hilft, da die beiden letzteren der Anziehungskraft des rumänischen Königreichs und der unvermeidlichen serbischen Königskrone ausgesetzt sind, während die eingeengten Deutschen des Wiener Reichsraths der Hinneigung zum deutschen Reich beschuldigt werden.

Senat und Deputirtenkammer in Paris sind ein archäologisches Museum geworden, in welchem die Mumien der früheren republikanischen und kaiserlichen Propaganda vergeblich an die Mission Frankreichs erinnern. Im englischen Unterhaus bedauern die Whigs den Wahlsieg Gladstone's und seinen diplomatischen Feldzug zum Besten einer bulgarischen Großmacht auf der Balkanhalbinsel, die Tories dagegen befürchten nichts mehr, als die Berufung zur Nachfolge, somit zur auswärtigen Ehrenrettung Englands und zur Lösung der irischen Frage.

Der reißende Fortschritt des politischen Pauperismus ist jedoch nur die Außenseite, die aschfarbene Hülle eines im Innern der Nationen wühlenden Processes. Erstlich werden sie durch die Wiederholung eines einförmigen und fruchtlosen Turniers zwischen ermüdeten Whigs und Tories oder des Zanks der napoleonistischen und radicalen Programmautoren auf eine ernstliche Lösung des in Langeweile auslaufenden Processes vorbereitet. Solche Entscheidung geschieht, wie nach den Vorgängen der griechischen und römischen Geschichte immer durch das imperialistische Schwert; nur Diejenigen sehen sich von dem letzten Entscheider (dem „vindex“ des römischen Dichters) überrascht

und gedemüthigt, die in dem Ton der alten Parteien nicht selber schon die Anmaßung eines Drucks auf die ganze Welt erkannten und belächelten. Sodann gelangt in der gleichen parlamentarischen Armuth der Nationen und in ihrer Abmattung durch endlose Debatten ihre innere, längst in Gang gekommene Umänderung zur Reife. Unter der verblichenen Nationaltracht sind sie Europäer geworden und in den gemeinsamen imperialistischen Erfahrungen werden sie sich immer mehr als Europäer fühlen; dann wird das Lied der Arndt'schen Frage nach dem deutschen Vaterland von der Antwort des europäischen Vaterlandes abgelöst werden. Wenn der Schluß kommt, der Imperatorenstreit über die Zusammenfassung der europäischen Vaterländer ausbricht, werden die Angehörigen derselben den bewaffneten Rivalen ebenso schätzbares militärisches Material liefern, wie der griechisch gewordene Orient den Nachfolgern Alexander's und die römisch gewordene Welt vom Tajo bis zum Euphrat den Triumvirn.

Die jetzigen Nationen leiden noch Alle durch den Reichthum ihrer Parlamente an Fractionen; Bismarck steht mit seinem Seufzer über die Zersplitterung und Unfügsamkeit der parlamentarischen Bataillone nicht allein. Bei der absolutistischen Neigung unserer Zeit kann man den Stolz der Glücklichen, die zur Würde eines Fractions-Häuptlings sich emporgearbeitet haben, wohl verstehen; aber wie man sich auf die Angehörigkeit zu dieser oder jener Fraction etwas einbilden kann, wird bald unbegreiflich sein. Die Zerbröckelung der Parteien hat selbst im britischen Parlament um sich gegriffen. Von den Tories möchte sich eine Mittelpartei abscheiden und einen sanften Uebergang zu ihren Rivalen bilden, die Whigs dagegen können sich, auch wenn sie die Zügel der Regierung ergriffen haben, ihrer Herrschaft nicht mehr mit der alten Sicherheit erfreuen und eine Gruppe derselben möchte bei den alten Gegnern gegen das Drängen ihrer radicalen Genossen einen Rückhalt gewinnen. Die irischen Mitglieder des Unterhauses, seit den Tagen der Emancipationsbill Schiedsrichter zwischen Conservativen und Liberalen und von ihnen als Bundesgenossen aufgesucht, schwingen jetzt die Zuchtruthe über beide Parteien, obwohl ihre etwa sechszig Agitatoren für die Selbstständigkeit der Smaragdinsel dem allgemeinen Schicksal der Zertheilung nicht entgangen sind und in die Gruppen der Unversöhnlichen und Friedensvermittler zerfallen. Die Abstimmungen der französischen Deputirtenkammer und die geographische Lage ihrer Parteien kann man so wenig wie die Taktik des deutschen Reichstages und preußischen Abgeordnetenhauses, sammt der Kriegskunst ihres Vorgängers, der deutschen National-

versammlung vom Jahre 1848, ohne eine parlamentarische Landkarte verstehen. Das Schicksal eines Landes wie Italien wird man begreifen, wenn man sieht, wie bei einer Ministerkrisis die Menge winziger Fractionen der Linken ihre Häupter als Bewerber um die leergewordenen Plätze in's Treffen vorschicken.

Alle diese Combattanten ahnen nichts von der Nähe eines obersten Schiedsrichters. Sie fühlen sich wohl innerhalb ihrer Grenzen, sind stolz auf ihre Reden und werden für ihre Leistungen von den Getreuen des nächsten Anhangs gefeiert, über die Scheidewand ihrer Abtheilung dringt aber Nichts von ihren Worten hinaus und keine Zukunft wird ihrer Ausführungen gedenken. Die Reden eines Treitschke oder Mommsen und Bennigsen oder Löwe-Calbe werden ebenso schnell der Vergessenheit anheim fallen, wie die Wortgefechte ihrer preußischen Vorgänger, der Vincke's, Geppert's und Riedel's. Vielleicht schmerzt es jetzt schon manche preußische Landtagsabgeordnete, einen Sybel, Virchow und ihre Mitstreiter, daß ihre rednerischen Beiträge zum Culturkampf durch Stenographen und Presse zur Oeffentlichkeit gebracht sind.

Eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit ist ferner das entscheidende Eingreifen von Fremden in die Geschicke der neueren, zum Imperialismus neigenden Nationen und in die europäische Staatenordnung überhaupt. Diese Ueberraschungen und Erschütterungen, die noch mit manchen Gemüthsleiden und nationalen Neigungen in Streit liegen, stellen die Gegenwart mit den Anfängen unsrer ganzen modernen Cultur in Parallele. Wie ein Fremder, der Frankenhäuptling Chlodwig, sich den Weg in die innern Verhältnisse des römischen Galliens bahnte und die Elemente desselben in das, nun vierzehn Jahrhundert alte Frankreich zusammenballte, — wie ein Fremder, der Normannenherzog Wilhelm, auf das sächsische Gemeinderecht Englands die militärische Lehnsordnung pfropfte und das neuere Britannien schuf, — wie Rurik mit seinen Warägern zum jetzigen Rußland den Grund legte, bis seine schwach gewordenen Nachkommen die Last der Centralisation den Mongolen überließen, — so hat ein Corse, Napoleon Bonaparte, der für die Franzosen nur schlechthin Er, „dieser Mensch", der Fremde hieß, die revolutionären Dictate des Convents zum Sieg geführt, — so hat sein Neffe, Louis Napoleon, ein Verbannter, mehrmals Flüchtling, sich von den Wogen der Februarrevolution nach Paris tragen lassen und streute dann ihre Samenkörner in Italien aus, am Bosporus wie am Nil, in Bukarest und Belgrad und legte mit der Vernichtung von Oesterreichs Advocatie der römischen Kirche den Grund zur neueren Politik.

Ein Fremder und Semite, Benjamin Disraeli, spannte die bis dahin mächtigste Aristokratie, die Großen Englands, an seinen Triumphwagen; Fremde, Semiten haben nach Rothschild'schem Vorgange, seit der Regelung der gegenseitigen finanziellen Verpflichtungen der Staaten auf den Congressen von Wien und Aachen die Leitung der hohen Finanz übernommen und haben sie noch jetzt bis auf die neuesten österreichischen und ungarischen Staatsanleihen und Convertirungen in Händen. Gambetta's semitische Vorfahren ruhten vor ihrer Uebersiedelung nach Frankreich in Genua aus, wie Disraeli's Ahnen in Venedig rasteten, und wie der venetianische Jude in England die höchste, einem Commoner erreichbare Machtstufe erklomm, so strebt der Genuese in Frankreich nach der obersten republikanischen Gewalt, nachdem er sein Land aus der kaiserlichen Niederlage militärisch wieder aufgerichtet und auch Deutschland vor dem grenzenlosen Elend bewahrt hatte, dem es neben dem Milliarden-Unsegen ganz gewiß verfallen wäre, wenn seine nationalen Sprecher noch länger in der Weise eines Dubois-Reymond mit Pharisäerhochmuth auf den angeblich verrotteten und rettungslos im Staub liegenden Nachbaren hätten hinweisen dürfen.

Aus den russischen Gerichtsverhandlungen erfahren wir, daß Fremde, Semiten zu den Häuptern der Nihilisten und Verschwörer gehören und sich durch ihre Energie und Unternehmungskraft hervorthun. Wenden wir unsern Blick nach der neuen Welt, so finden wir sie auch dort als hervorragende Leiter der aristokratischen und conservativen Verbindungen, wie Disareli im Bunde mit den Lords sein Verlangen nach Größe und Macht stillte. August Belmont (ursprünglich Schönberg) hat neben seiner Rothschild'schen Agentur in den Vereinigten Staaten Nordamerika's seit 1860 den Vorsitz in der demokratischen National-Convention bekleidet und vermöge dieser wichtigen Stellung die Politik seiner Partei in drei Präsidentenwahlen geleitet, bis er 1872, nachdem er in der damaligen Juli-Convention zu Baltimore Greely, den alten Gegner seiner Partei, als Präsidentschafts-Candidaten empfohlen hatte, wahrscheinlich aus Unmuth über seinen Mißgriff und politischen Schwupper, die Functionen des Präsidenten niederlegte. Sein Stammgenosse, Benjamin Juda, war während des amerikanischen Bürgerkrieges Staatssecretär der demokratischen aufständischen Regierung und leitete als solcher die diplomatischen Beziehungen der Rebellion zu den auswärtigen Mächten.

Ich hoffe mich nicht zu täuschen, wenn ich bei der jetzigen Mäßigung der nationalen Begeisterung ein freies Wort für zuläßig halte und einen Ausdruck des Reichskanzlers aus dem Lateinischen ins

Deutsche übersetze. In jener Rede vom 8. Mai 1880, in welcher Bismarck darüber klagt, daß „die Begeisterung für die deutsche Einheit und Herstellung des neuen Reichs etwas matter, ja, wie er auf den Widerspruch der linken Seite wiederholt, matter geworden ist", spricht er sich noch stärker dahin aus, daß „der Geist des Particularismus gewachsen ist." So weit diese Thatsache wirklich vorliegt und nach des Kanzlers Angabe „auf der Stelle, wo er steht, am deutlichsten" bemerkbar ist, würde sie nichts Anderes beweisen, als daß die preußische Territorialmacht, bei allen ihren Erfolgen für die Befriedigung des deutschen Rufes nach Einheit, in manchen deutschen Kreisen doch immer noch als ein Fremder betrachtet wird wie alle jene Neuerer, die trotz aller Verdienste um ihre Länder in denselben als Fremde gelten. Deutschland würde demnach das Schicksal des neueren Frankreich und England theilen und Bismarck mit der nationalen Abneigung zu kämpfen haben, die Gambetta und Disraeli in ihrem Wirkungskreise entgegenstand.

Was wollen aber diese Eindringlinge und Neuerer, Sieger auf dem militärischen oder parlamentarischen Schlachtfeld gegen die zahllosen Schaaren besagen, die sich auf dem britischen Inselreich, in Frankreich und Rußland gegen die ganze bestehende Ordnung erheben? So gründlich wollen die unerwarteten Mitbewerber der Bonaparte's, Disraeli's, Gambetta's zu Werke gehen, daß sie das Recht, auf welchem Europa seit den Tagen des fränkischen Chlodwig, des Normannen Wilhelm und der Waffengefährten Ruriks beruht, umstoßen und an die Stelle des von diesen Schwertträgern gegründeten Eroberungsrechts das Recht der freien Persönlichkeit und der friedlichen Arbeit setzen wollen.

Mit einer ähnlichen Erhebung und Befreiung endigte die griechische und römische Geschichte vor dem Siege des Imperialismus. Die Sklaven und Heloten Athens und Spartas stiegen durch den Werth der Arbeit zu Freien, Erbpächtern und Ansässigen empor, bildeten in den letzten fünfzig Jahren vor der macedonischen Hegemonie die Masse der griechischen Armeen unter national-territorialen Officieren. Ein ähnliches Aufsteigen fand in Rom statt, seitdem Cinna die Sklaven in die Armee aufgenommen hatte. Die bisher Gedrückten und Beladenen fanden dann im Christenthum ihren Einigungspunkt und entrissen im Laufe der Jahrhunderte dem Kaiserthum die Anerkennung.

Bis jetzt sind die Aussichten der einzelnen nationalen Arbeiterkreise auf eine ähnliche Verbrüderung, wie ihren griechisch-römischen Vor-

gängern das Christenthum bot, trotz der persönlichen Verbindung ihrer Häupter und deren wiederholter Disputs auf den Congressen in den Jahren vor und nach 1870 noch sehr gering und die Regierungen brauchen sich wegen des Fehlschlagens ihrer Bemühungen um eine Verständigung gegen einen, Alle bedrohenden Arbeiterbund nicht zu beunruhigen. Die irische Pächter-Agitation für Erbpacht und dauernde Ansässigkeit ist noch ausschließlich national; die englischen und schottischen Pächter blicken in demselben Streit mit den Grundherren nicht über die Grenzen ihrer Grafschaften hinaus; auch der englische Arbeiter hat keinen Trieb dazu, sich in seinem Zwist mit dem Bodenprivilegium der Aristokratie und mit der Capitalmacht des Fabrikherrn nach auswärtigen Bundesgenossen umzusehen. Kurz, die unteren Klassen Großbritanniens theilen mit den Beherrschern der vereinigten Königreiche die Kühlheit derselben und Entfremdung gegen die Interessen des Festlandes. Sogar in den aufgeregten Versammlungen der heutigen Unversöhnlichen in Paris hat man nichts von einer Propaganda für das Ausland gehört. Seitdem der erste Napoleon als Flüchtling mit den Resten der großen Armee von den Eisfeldern Rußlands in Warschau zurückgekommen und mit den Worten: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt" in das Bureau seines dortigen Geschäftsträgers eingetreten war, ist Frankreich von dem Gefühl durchdrungen, daß der Gedanke einer französisch-romanischen Propaganda und Hegemonie über Europa unausführbar ist und Rochefort, Louis Blanc sammt der Louise Michel werden sich nicht die Kraft zutrauen, die Erfahrungen und Bekenntnisse des ersten und zweiten Kaiserthums Lügen zu strafen.

Bismarck bereitet nun den socialen Abschnitt seiner Aera vor. Er will sein Werk mit derselben Befriedigung der Armen und Enterbten vollenden, die den versöhnenden Schluß der griechischen und römischen Parteikämpfe bildete. Was ihm bei den Particularisten und Bataillonen der bevorzugten Classen nicht gelungen war, versucht er nun unter den Armen und Gedrückten und will diese Leidenden unter Einen Hut bringen, vielleicht auch unter den großen Hut die widerstrebenden Reihen der Bevorzugten und Sonderbündler beugen. Aber weiter geht sein Vorsatz nicht. Wir kennen bereits den Seufzer, mit dem er auf der Höhe seines Glücks, nach der Zusammenkunft der drei Kaiser in der Hauptstadt des neuen Reichs und gegenüber der Ehrenbezeugung des Magistrats von Berlin, im Frühjahr 1872, den Stillstand der Geschichte herbeiwünschte. Er selbst erfuhr ein paar Jahre darauf, wie geringe Lorbeeren ihm der Versuch einbrachte,

die europäischen Regierungen zur Anerkennung des spanischen Regenten Serrano und die auswärtigen Parlamente bei Gelegenheit des von einem belgischen Kesselflicker ersonnenen Romans von einem auf seine Person beabsichtigten Attentat zu einer Fortbildung ihrer Strafgesetzgebung zu bewegen.

Nach solchen Erlebnissen genügt ihm die allgemeine Stockung, wenn nur die europäischen Mächte fortfahren, sich mit ihren innern Qualen abzumühen, unter einander, soweit sie noch über größere Lebenskraft als Spanien und Portugal verfügen, sich das Leben schwer machen, aber sich vor einem Einbruch in die Grenzen ihrer Nachbarn hüten. So würde er es sich auch „verbitten", wenn seine Arbeitergenossenschaften, nachdem er sie in den Nationalwerkstätten untergebracht und in Versicherungsanstalten versorgt hat, es sich einfallen lassen wollten, die Stockung, die auch zwischen den nationalen Arbeiterkreisen herrscht, in Fluß zu bringen. Uebrigens hat er diese Gefahr bei den abendländischen Verhältnissen kaum zu befürchten.

Dennoch giebt es mitten in der allgemeinen Stockung und Isolirung ein großes Etwas, das Alle interessirt und die Blicke Englands, des Abendlandes und Centraleuropa's auf sich zieht. Alles erwartet von diesem Etwas eine ungeheuerliche Explosion und zugleich eine Entscheidung über die Zukunft des Welttheils. Die politischen Kreise sistiren ihre Berathungen und schieben ihre Beschlüsse auf, denn jenes noch geheimnißvolle Etwas kann mit seiner Offenbarung aller im Voraus entworfenen Pläne spotten; auch die socialistischen Vereine von London und Paris an bis in's Herz des Welttheils fühlen, daß ihre Arbeiten und Phantasien vor der Entladung des Gewitters im Osten in's Kleinliche zusammenschrumpfen können.

Dieses große Räthsel ist Rußland. Die innere Stockung daselbst übt auf das Herz des Landes einen Druck, wie er den anderen Nationen mit allen ihren einheimischen Qualen und Misèren unbekannt ist. Haß gegen das Bestehende, Verachtung gegen sich selbst und eine bis zum Ingrimm gehende Scham über die bisherige Erduldung der erlittenen Mißachtung beseelt alle Classen und die Regierung sinnt noch vergeblich auf Mittel zur Beschwichtigung des nationalen Gewissens. Oben verzweifelt man an der Heilkraft constitutioneller Reformen, während der Terrorismus der Verschwörer seinen Unglauben an die Absichten der Regierung mit rücksichtsloser Gewaltthätigkeit bewaffnet und die Amts- und Würdenträger des Reichs, soweit sie nicht persönlich oder durch Söhne und Töchter dem geheimen

Bund sich angeschlossen haben, dem Verlauf des Vernichtungskampfs wie einem, menschlicher Kraft und Leitung überlegenen Naturereigniß zusehen.

Nie ist eine Revolution durch eine ähnliche Auflösung eingeleitet worden; gegen die blutige Selbsthilfe einer Sassulitsch und die Dynamit-Explosionen des 13. März 1881 erscheinen die ständischen Regungen und die entgegenkommenden Zugeständnisse, die in Frankreich der Berufung der Generalstände vorangingen, als idyllische Vorspiele. Ebenso verschwinden die paar Millionen irischer Pächter mit ihrem Ruf nach billigen und gerechten, auf die Dauer gültigen Pachtbedingungen gegen die vierzig bis fünfzig Millionen russischer Bauern, die eine Genugthuung für die Veruntreuungen der Machthaber und ihrer untern Beamten bei der Bodenvertheilung nach dem kaiserlichen Emancipationsact verlangen und sich nur mit einer neuen Ausmessung des Bodens und Steuerermäßigung zufrieden geben wollen. Wie der irische Vorgang in England und Schottland wirkt, so wird die russische Bauernerhebung in der ländlichen Bevölkerung der slawischen Provinzen Oesterreichs ähnliche Forderungen erwecken und als socialistisches Vorbild noch weiter hinaus wirken. Wie aber nach dem Gange aller bisherigen Geschichte Gladstone und selbst ein glücklicherer Nachfolger und eine wirksamere Landbill, als sie der jetzige Premier erschwingen konnte, Irland nicht befriedigen wird, der Bürgerkrieg unvermeidlich ist und erst ein siegreicher Dictator den Aufstand niederschlagen, dann aber unter der Wucht des Schwertes das Recht für die Zukunft feststellen kann, — wie der erste Napoleon als militärischer Gebieter die Dictate des Convents durchsetzte und im überwundenen Ausland einführte, so wird auch in Rußland der unvermeidliche militärische Dictator die Bauern niederschlagen und befriedigen.

Die Regierung des Kaisers Alexander II. hat indessen schon im Voraus die Grenze offengehalten, durch welche sich die innere Unruhe des Reichs nach außen hin Luft machen und sich austoben kann. Bulgarien ist die wohlweislich für die Zubereitung der nöthigen Zündstoffe bestimmte Kammer. Hier ist unter russischer Leitung der von ihr selbst berufene und eingesetzte Monarch neben eine Verfassung gestellt, wie sie nur zur Revolte gegen den Fürsten, für Gewaltthaten der Parteiführer und für Trotz und frechen Uebermuth gegen ihr Oberhaupt ersonnen werden konnte. Wenn das innere Chaos des Zarenreichs, der Zwist eines absoluten Herrn und einer gleich absolutistisch gesinnten Bevölkerung sammt dem einheimischen Bauernaufruhr sich nach auswärts entladen wollen und müssen, so ist ihnen der Weg in

Bulgarien längst vorgeschrieben. Er zeigt, wie jener Cherson'sche Wegweiser in der Zeit der Kaiserin Katharina nach Byzanz.

Nach dieser Uebersicht der europäischen Situation wenden wir uns nun zu den imperialistischen Nebenmännern Bismarck's und werden von dem romantischen Typus derselben erfahren, was ihr offenherzigster Sprecher eigentlich denkt und will und wie ihm in seiner Haut zu Muthe ist.

IV.

Disraeli's imperialistische Politik.

Disraeli erzählt uns in tausenderlei Wendungen seiner Romane, welches unschätzbare Vorrecht über alle Völker der Welt und deren bedeutendste Geister ihm durch seine Abstammung und Race zu Theil geworden ist. Schildert er dann die ausgezeichnete Naturausstattung seiner Romanhelden mit einer Fülle von Geist, mit dem Selbstgefühl ihrer Ueberlegenheit über alle Welt und mit jeglicher Kraft zum Vordringen, so malt er immer nur den Reichthum seiner eigenen Naturgaben und inneren Hilfsmittel. Selbst sein Name ist einzig in seiner Art, denn seine semitischen Vorfahren legten, wie er 1858 in der Vorrede zu seinem Wiederabdruck der „Literatur-Curiositäten" seines Vaters erzählt, als sie am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts vor der Inquisition Spaniens auf dem Festlande der Republik Venedig eine Zuflucht gefunden hatten, ihren „spanisch-gothischen" Namen ab und gaben sich den Namen Disraeli, „den weder vor noch nach eine andere Familie führte, damit ihr Geschlecht daran für immer erkannt werden möchte."

Zu dieser Mitgift der Race, Naturanlage und Familien-Erinnerung kam noch eine Reihe von Glückszufällen und förderte ihn in seinem Lebenslauf. Sein Vater Isaak, aus der finanziell-geschäftlichen Art der nach London übersiedelten Großeltern geschlagen, vergrub sich in die archäologischen Reize der Litteratur und machte sein Haus zu einem Sammelplatz der Poeten und Schöngeister. Einer derselben, der Dichter und Banquier Rogers, war wie die Andern von dem lebhaften Geist und den vielversprechenden Fragen und Antworten des am 21. December 1805 zu London geborenen Benjamin entzückt, bedauerte aber, daß derselbe, obwohl in die Gemeinschaft Israels aufgenommen, bei dem Bruch des Vaters mit der Synagoge ohne religiösen Unterricht blieb, und nahm das fünfjährige

Kind in die Kirche der Parochie Hackney mit. Hier erhielt Benjamin unter der Pathenschaft seines Gönners die Taufe.

Das war ein großes Glück für ihn; ohne die Aufnahme in die anglicanische Staatskirche, somit ohne die Berechtigung zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hätte sein Thatendrang sich innerlich verzehren oder in der Litteratur, für die ihm trotz seiner entgegengesetzten Ueberzeugung die Begabung zu einer bleibenden Schöpfung versagt war, sich verzetteln müssen.

Sein revolutionärer Instinct verleitete ihn, obwohl er durch die Taufe Mitglied der officiellen Gesellschaft war und sich zu einer öffentlichen Stellung vorbereiten konnte, in der Litteratur zu Irrfahrten und aussichtslosen Ansätzen; was würde also sein Schicksal geworden sein, wenn er ohne Berechtigung zu einer Anknüpfung an das Bestehende und ohne dessen unausbleibliche corrigirende Einwirkung seinem Selbstgefühl hätte Bahn brechen wollen?

Der Erstling seiner Poesie, der Roman „Vivian Grey" (vom Jahre 1826) — das Bild eines trotzigen, angeblich von Kraft strotzenden Genies, welches im Handumdrehen die Welt umkehrt, machte in der, von Lord Byron verwöhnten und nach Aufregung schmachtenden Gesellschaft London's Sensation und ward bald wieder bei Seite gelegt. Ebenso ging es den folgenden, anfangs dasselbe Aufsehen machenden Romanen, dem „jungen Herzog", der „wunderbaren Geschichte Alroy's" und „Contarini", für deren stark aufgetragene Farben der Verfasser sich auf seiner Reise nach Konstantinopel, Palästina und Aegypten (von 1829 bis 1831) die Materialien gesammelt hatte.

Nach der Heimkehr von der Reise machte er Versuche, einen Wahlkreis für seine Candidatur zum Unterhaus zu gewinnen, jedoch vergeblich. Sein stürmischer Anlauf gegen die Aristokratie gewann ihm die Unterstützung des radicalen Hume und des irischen Agitators O'Connell; dazwischen veröffentlichte er kritische Untersuchungen über die englische Constitution, Vorschläge zur Erweiterung des Wahlrechts, eine Broschüre über sich selbst als den demokratischen Vorkämpfer unter dem Titel: „Was ist Er?" — eine Frage, die Lord Grey in verächtlichem Ton über ihn hingeworfen hatte, endlich 1834 ein „revolutionäres Epos". Seine Kühnheit verstieg sich so weit, daß er diese poetische Verherrlichung des jetzigen Zeitgeistes dem epischen Typus des heroischen Zeitalters, der dichterischen Consolidirung des stolzesten Kaiserreichs, dem Zeugniß der erwachenden Renaissance und der dichterischen Verklärung der Reformation, — also den Schöpfungen Homer's, Virgil's, Dante's und Milton's zur Seite stellte. Das

Gedicht besteht aus einem Wettstreit, in welchem vor dem Richterstuhl des Weltgeistes der böse Geist des Feudalismus, Protector der Könige, Aristokraten, Päpste und Privilegien sich seiner Thaten rühmt und Lyridion, der Genius des Föderalismus mit dem Bilde der von ihm inspirirten Großthaten, wie ihm Throne und Scepter nur Muscheln am Seestrande sind, den Preis gewinnt. Es erschienen zwar nur die zwei ersten Gesänge; am Schluß wird über den ersten Carl Stuart Gericht gehalten, in der fernen Aussicht erhebt sich in Amerika das königlose Reich und Napoleon als Vollender der Revolution. Der Dichter droht zuletzt, wenn ihm kein Beifall entgegenkäme, seine Lyra zu zerbrechen; die Leyer hatte jedoch Alles verrathen, was der Dichter im Sinne hatte, somit ihre ganze Pflicht gethan.

Im Scheitern seines Ansturms auf die englischen Wahlkörper kam Disraeli dahinter, daß in der Aristokratie Englands zwei Klassen zu unterscheiden sind: die Selbstsüchtigen, die, zu einer Oligarchie verbunden, das Königthum für ihre eigene Alleinherrschaft gefangen halten und in ihrem Interesse das Volk ausbeuten, das heißt die Whigs, auf der andern Seite die Torys als das vermittelnde Mittelglied zwischen einem nationalen Königthum und den bürgerlichen Klassen. Bolingbroke, der in der ersten Zeit des Wighthums als geheimer Verbündeter der flüchtigen Stuarts zuerst das Bild eines patriotischen, über den Parteien stehenden Königthums entworfen hatte, war sein Lehrer geworden und hatte ihn gegen den Argwohn Hume's und im Zank mit O'Connell und dessen Haus auf die neue Spur gebracht; der Franzose August Comte hatte ihn dann mit seiner Deutung des englischen Königthums, wonach es unter dem Druck der adligen Oligarchie zu einem venetianischen Dogenthum herabgesunken sei, in dieser Bekehrung bestärkt.

Er ward Tory und gewann mit dem Beistand seiner neuen Genossen den Wahlkreis Wycombe. Am 7. December 1837 erhob er sich im Unterhause, wollte sich als Propheten einer tiefen Staatsweisheit einführen und die Pforten zum neuen England öffnen, aber ein schallendes Gelächter, Toben und Pochen ließ ihn nicht zu Ende kommen. Solch' eine Erhebung über die Gruppen des Parlaments und über die Erfahrungen des alten Englands hatte man nicht erlebt und der Mann, der sich bisher in allen Formen der Presse die alten Parteien zu Feinden gemacht hatte, prallte mit seinen überreichen Erwartungen zurück; ehe er sich jedoch niedersetzte, spielte er den „Vivian Grey" seines ersten Romans und rief den lärmenden Commonern zu: „Die Zeit wird kommen, da ihr mich hören werdet."

In der That erwarb er sich nach einem längeren Schweigen durch einzelne treffende Zwischenbemerkungen im Laufe der Debatte die Aufmerksamkeit des Hauses, dann durch größere Ausführungen die Achtung desselben, endlich als Redner und Finanzier soviel Anerkennung, daß er, als Robert Peel 1841 sein conservatives Cabinet bildete, die Erwartung hegen durfte, in dasselbe vom Premier berufen zu werden. Enttäuscht, ward er der Gegner des Mannes, von dem er kurz vorher gesagt hatte, daß er es für eine Ehre halten würde, unter ihm zu dienen. Endlich erhielt er an denjenigen Torys, die dem Sproß des Bürgerthums die oberste Macht nicht gönnten und sich zuletzt gegen seinen Angriff auf ihr Korn-Monopol vertheidigten, eine Gruppe, die froh war, in ihm eine Art von idealem Führer zu erhalten.

Nicht genug, daß er diesen neuen Freunden durch seine leidenschaftliche Bekämpfung des Freihandelssystems im Parlamente Dienste leistete, wollte er sie auch mit der poetischen Ausschmückung seines Bildes vom patriotischen König, wie dieser oberste Schiedsrichter zwischen Whigs und Torys durch das Schlachtfeld der aristokratischen Parteien hindurch die Wurzeln seiner Macht hinunter zum Bürgerthum und zu den arbeitenden Klassen schlägt, für ihre ganze hohe Bestimmung begeistern. So entstanden 1844 sein „Coningsby oder die beiden Generationen" und 1845 „Sybil oder die beiden Nationen". Der erstere Roman gab dem „jungen England", den Trägern der neuen Ordnung, die Anweisung, wie der Adel in der Verschmelzung mit dem industriellen Bürgerthum sich verjüngt; neben dieser alten, in England seit Jahrhunderten längst geübten Weisheit machte er aber durch seine historische Einleitung, gleichsam den pragmatischen Katechismus, welcher den nothwendigen Hervorgang der neuen Generation aus den vorhergehenden Kabinetskrisen beweist, für die politischen Klassen Englands Epoche. „Sybil" sollte die Adelsnation in ihrer Vermählung mit der Nation der Arbeiter erneuern.

Der streitbare Vorkämpfer Jung-Englands, Lord George Bentinck, geboren 1802, der Junker, in dem das wilde und hochmüthige Blut der Portlands kochte, lange Jahre hindurch, während er längst im Unterhause saß, nur als Kenner und König der Rennbahn berühmt, hatte sich seit dem Beginn des Peel'schen Cabinets in die ausgebreitetsten Studien vertieft und daraus die Waffen seiner Beredtsamkeit gegen die neue Freihandelsagitation geholt. Als er plötzlich in Folge seiner angestrengten Studien und parlamentarischen Schlachten 1848 von einem Herzschlage hingerafft wurde, war Disraeli nach der allgemeinen Anerkennung sein einzig möglicher Nachfolger und mußte sich die Aristokratie seiner Führung ergeben.

Indessen hatte der Emporkömmling ein Glück gehabt, ähnlich demjenigen, welches er Rogers, dem Freunde seiner Kindheit, verdankte. Er war als Mann der Wittwe des Parlamentsmitgliedes Wyndham Lewis der englischen Gesellschaft ebenbürtig geworden. Diese Frau brachte ihm ein ansehnliches Vermögen, Grundbesitz in Buckinghamshire, Stellung unter den mächtigen Grundherrn und Mittel zur Repräsentation. Achtundzwanzig Jahre nach seiner Vermählung, 1867, schrieb er von ihr in dem Vorwort zur neuen Ausgabe seiner Romane: „Ihr verdanke ich Alles, was ich erreicht habe, denn sie unterstützte mich mit ihrem Rath und hielt mich aufrecht durch die Milde ihres Geistes und Temperaments." Außer der täglichen Pflege, die sie seiner ausgesuchten Toilette widmete, war ihre Theilnahme der Spiegel, in dem er sich seiner Leistungen und Triumphe erfreute und zugleich Winke für die Zukunft und Mahnungen zu manchen Correcturen und Milderungen seines Wesens erblickte. Sie war das einzige menschliche Wesen, mit dem er vertraulich verkehrte; höchstens kann man neben ihr noch die beiden Privatsecretäre nennen, die ihn auf den Berliner Congreß begleiteten und in seiner letzten Stunde zu beiden Seiten des Sterbebettes seine Hände umfaßten. Als ihm im November 1868 die Königin die Pairskrone anbot, erbat er sich dieselbe nur für seine Frau, die demnach Viscounteß of Beaconsfield wurde. In ähnlicher Weise erwirkte er bei der Königin später die Lordschaft eines jener Secretäre.

In den Derby'schen Ministerien der Jahre 1852, 1858 bis 1859, und 1867 durfte er als Führer der Torypartei nicht fehlen; er war jedesmal der Schatzkanzler des Cabinets. Freilich war damals das Streitroß George Bentinck's nicht mehr zeitgemäß; wie Derby in der auswärtigen Politik das Programm der Whigs nicht bekämpfte, vielmehr zur Ausführung brachte, unter Anderem auch die Zaghaftigkeit seiner Gegner durch die Emancipation der Juden und durch die Oeffnung der Pforten des Unterhauses für einen Rothschild beschämte, so empfahl er bei der ersten Kundgebung seines Cabinets vom Jahre 1852 seinen Freunden statt der Bestreitung des Freihandels „Mäßigung der Uebel, welche dasselbe bei aller Förderung der Landesindustrie noch erzeuge." Für Disareli blieb daher nur die Wahlreform als Tummelplatz für die Ausführung seiner Jung-Englands-Programme übrig; hier konnte er den Tory's die breite, untere Schicht zeigen, die, vom liberalen Bürgerthum noch nicht eingenommen, ihrer Macht einen erweiterten Boden und dem patriotischen Königthum Bolingbroke's einen nationalen Charakter verschaffen würde.

Ihm schwebte für sein Unternehmen die demokratische Monarchie Napoleons III. vor. Er selbst war ein willkommener Gast in den Tuilerieen, Napoleon schätzte ihn als einen geistesverwandten Staatsmann und er seinerseits feierte den Arbeiterkaiser öffentlich als „den Mann der Vorsehung und als einen illustren Fürsten.“ Dabei hatte der Schatzkanzler des Torycabinets den Vortheil, von den Whigs zu lernen. Russel, der 1832 über die Wahlreform den Segen ausgesprochen und den ruhigen Genuß des Erworbenen empfohlen hatte, ließ sich seit 1851 bis 1866 fünf mal von seinem Neuerungsdrang dazu verleiten, diese Ruhe zu stören, war aber immer mit seiner Bill gescheitert. Disraeli lernte ferner von seinem eignen Mißgeschick, da er im Jahre 1859 mit seiner Vorlage zur Wahlreform nur deshalb fiel, weil er die Fehler seines whigistischen Gegners wiederholt und sein Werk durch künstliche Ornamente und Ueberhäufung mit glücklichen Theilhabern am Gewinn des großen Looses seiner Neuerung einer Menge von Angriffen aussetzte. Zuletzt ließ er sich noch von den Plänkeleien gegen das Detail seiner Vorlage vom Jahre 1867 zum Besten des Werks belehren und erhöhte den Eindruck desselben durch die äußerste Vereinfachung des neuen Gesetzes.

So erfuhr England im Juni jenes Jahres, daß der Kreis seiner Wähler um mehr als 700,000 Stimmen erweitert war. Jeder Haushalter, mag sein Häuschen zwei oder drei Räume, so oder so viel Tausend Quadratfuß Luft in sich schließen, wenn er nur eine wenigstens einjährige Seßhaftigkeit an einem und demselben Ort und seine Steuerzahlung nachweisen kann, ist von jetzt an bei Parlamentswahlen stimmfähig. Dennoch machte die vollendete Thatsache im Allgemeinen weniger Aufsehen als die Wahlreform der Jahre 1831 und 1832; nur die beiden herrschenden Parteien fühlten, daß mit ihnen eine Veränderung vor sich gegangen und das britische Gemeinwesen auf eine breitere Grundlage gerückt war. Die Conservativen sahen sich von einem fremden Führer ohne rechte Zustimmung übermannt; die Liberalen, von denen selbst Bright die Einziehung des Erfolges in zwei Fristenzahlungen vorgezogen hätte, die Radicalen eine so umfassende Befriedigung ihrer Wünsche noch vor Kurzem sich nicht träumen ließen, waren überflügelt.

Einige Torys schlugen zwar gegen den Stachel aus, mit dem sie der Emporkömmling über ihre bisherige Grenze hinaus in eine unbekannte Zukunft trieb. Sie traten auch litterarisch gegen ihn auf; Lord Cranbourne veröffentlichte im Octoberhefte der „Quaterly Review“ (1867) eine Philippika gegen die „Capitulation“ der conservativen

Cranborne u. Salisbury sind identisch

Partei; Lord Salisbury schrieb noch 1869 bissige Artikel gegen die „Unmoralität" der Disraelischen Politik; Andere ihrer Genossen kritisirten die Bücher, die Reden und den belletristischen Stil ihres Treibers; der andere Theil der Partei letzte sich an diesen Scharmützeln gegen den lästigen Führer, aber sie folgten ihm, dem sie aus ihrer alten Garde keinen Ebenbürtigen oder gar Ueberlegenen entgegenstellen konnten.

Als die Debatte über die Reformbill im Frühjahr 1867 in höchster Gluth stand, sagte die „Quarterly Review", beide Parteien besäßen kein Vertrauen zu ihren Führern, weder die Liberalen zu Gladstone, noch die Conservativen zu ihrem gegenwärtigen Haupte. Aber den Führern gings nicht besser; sie hatten gleichfalls das Vertrauen zu ihren Heerhaufen aufgegeben. So bewarb sich Gladstone um die Gunst der alten, für Mäßigung und Stillstand eingenommenen Whigs und verdarb sich die Stimmung der vorwärts strebenden Liberalen; sein torystischer Gegner brauchte und gewann die Zustimmung der radicalen Opposition und riß mit ihrer Hilfe die Conservativen mit sich fort.

Ihm, Disraeli, ist Alles „Wurst", er findet sich in alle Lagen, Freihandel und Schutzzoll macht er durch, schwärmt für Revolution und Thron und Altar und benutzt der Reihe nach alle Parteien.

Desgleichen sind seine torystischen Genossen über alle Befangenheit und Bedenklichkeit hinaus. Der Charakter ihres Führers mit seinen unangenehmen Eigenheiten ist ihnen zuwider; gleichwohl haben sie allen Respect vor der unerschöpflichen Kunst, Dialectik und List, mit der er die parlamentarischen Schwierigkeiten entwaffnet und durch die Fangnetze der Opposition hindurch bricht. Sie kennen seine Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit und doch jauchzen sie ihm in den Schlachten des Unterhauses zu und finden sich bei den Banketten ein, wo ihn die herzoglichen und gräflichen Kronenträger feiern. Ihnen ist nicht weniger wie dem Führer Alles „Wurst", wenn sie nur für den Augenblick obenauf kommen und sich des Ehrentitels der Vertheidiger von Thron, Pairie und Altar freuen können. Den Weg zu dieser Ehre hatte ihnen der Herzog von Wellington gezeigt, als er bei der ersten Gesellschaft, welche Disraeli 1852 nach seiner ersten Eroberung des Schatzkanzleramts gab, sich als der Erste in dessen Gesellschaftsräumen einfand und dem Glücklichen die Huldigung der Aristokratie darbrachte.

In der Reformdebatte des Jahres 1867 hatte Disraeli die Whigs ebenso wie die Tories zum Gefühl der „Wurstigkeit" erzogen. Schaarenweis schlugen sie sich auf die Seite des Ministers und

stimmten lieber für dessen Bill, statt ihrem eigensinnigen und hitzigen Führer Gladstone zu folgen. Ermüdet von dessen nicht enden wollenden Detail-Einwendungen, Unteramendements und kleinlichen Einschränkungen der neuen Freiheit zogen sie das einfache Geschenk des Toryministers der Künstelei ihres liberalen Anführers vor.

Den größten Triumph feierte aber der Urheber der Reformbill, nachdem er längst wieder der einfache Commoner geworden war, bei seinem Besuch Manchesters im April 1872. Diese Burg des Fabrikbetriebs und industriellen Radicalismus versetzte er durch seine Ansprachen in die Raserei des Enthusiasmus. In ihm ward der Erfolg angebetet und huldigte das Bürgerthum dem großen Mann, der sich mit jahrelanger Ausdauer zur höchsten Spitze der parlamentarischen Leiter emporgearbeitet hatte. So hatte die Kunst, die Vorurtheile Andrer zu dem eignen Interesse zu benutzen, die Radicalen zu übertrumpfen und die Conservativen zum Fortschritt anzutreiben, auch die Sympathieen und die Bewunderung des Liberalismus erobert.

V.

Disraeli's Racengeheimniss.

Mitten in diesem Streben nach Macht und Herrschaft trug Disraeli zwei Geheimnisse in seiner Brust: das eine war das asiatische, das andere die mysteriöse Bestimmung der Racen, von denen die auserwählte zum Herrschen berufen, die große Zahl der Niederen zur Unterordnung verurtheilt ist und höchstens nur durch die Initiative der obern Klasse die Anregung zu einigem Aufsteigen erhalten kann.

Jedoch hat Disraeli Beides, das sein Herz erfüllte und erhob, der Welt auch mitgetheilt. Das asiatische Geheimniß, soweit es die orientalische Begründung von Englands Weltmacht betraf, hat er als Schatzkanzler des Jahres 1859 dem Unterhause vorgetragen und, wie wir in dem nächstfolgenden Abschnitt darstellen werden, mit kühner Benutzung der Umstände während des russisch-türkischen Kriegs als Premierminister ins Werk gesetzt. Die Deutung des Racengeheimnisses ist dagegen der Hauptinhalt seiner Romane und hat durch ihre schroffe Offenheit diejenigen Leser, die in der Belletristik des Autors seine eigentliche Absicht durchschauen, in Erstaunen gesetzt.

Beide Geheimnisse hängen aber innig mit einander zusammen und bilden ein Ganzes. In der Zukunft, wenn eine Menge von

Ereignissen und Aufregungen des Tages in ein werthloses Nichts zerfallen sind, wird man es bedeutungsvoll finden, daß ein Mann, der sich zur ministeriellen Leitung der britischen Geschicke aufgeschwungen hat, seiner Race, der orientalischen, den legitimen Beruf zur Herrschaft zugeschrieben hat. Man wird sich fragen, was damals aus Europa geworden war, als ein Mann, der sich seines asiatischen Charakters rühmte und sich selbst in seiner englischen Umgebung nach eigenem Geständniß als Fremdling fühlte, nach der Oberherrschaft trachtete und sie erhielt. Man wird ferner fragen, ob Europa in unsern Tagen wirklich in lauter Beutestücke zerfallen war, daß ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren seine Schilderung von Romanhelden beginnen konnte, die in der Kindheit vom Hunger nach Größe und Herrschaft geplagt waren und auf der Schulbank ihren Beruf zur Tyrannisirung der Mitmenschen, zur Leitung von Staaten und zu Premierministern fühlen.

Jedoch überlassen wir es künftigen Geschichtsschreibern, wenn sie die Gährung der jetzigen Zeitelemente studiren, die Romane Disraeli's aus dem Staub der Vergessenheit zu ziehen und als historisches Material zu benutzen. Wir haben die Bedeutung Disraeli's schon als ein Symptom des nahenden Imperialismus zu erklären gesucht und werden seine schöngeistigen Dichtungen, in deren Helden er seine Wünsche und Hoffnungen verkörpert, für die Erklärung der Gegenwart die Revue passiren lassen. Die Reihe möge „Contarini" eröffnen oder

a) Die Flachs- und Schwarzhaarigen.

Contarini wuchs als Fremdling im väterlichen Hause auf. Sein Vater, Baron Flemming, ein sächsischer Edelmann, von sächsischer Familie, hatte sich als junger Mann in Venedig mit einer Tochter aus dem „vornehmen Hause" der Contarini verheirathet; dieselbe war aber im Wochenbett, als sie jenen Helden gebar, gestorben und der Wittwer hatte sich wieder mit einer edlen Nordländerin vermählt. „Aus dieser Verbindung gingen zwei Kinder hervor, beides Knaben. Als Kind betrachtete ich sie, erzählt Contarini, mit passivem Widerwillen. Man nannte sie meine Brüder, aber die Natur strafte diese wiederholte Behauptung Lügen. Wir hatten Nichts mit einander gemein. Ihre blauen Augen, ihr Flachshaar und ihre weißen Gesichter deuteten auf keine Verwandtschaft mit meinem venetianischen Antlitze hin. Wo ich mich immer bewegte, schaute ich um mich und erblickte einen Menschenstamm, zu dem ich nicht gehörte.

Auch herrschte keine Harmonie zwischen meinem Körperbau und dem strengen Klima, in das man mich versetzt hatte. Ich weiß nicht warum, aber ich war unglücklich."

Dieses verdrießliche Wesen bleibt gegen die Theilnahme seiner durchaus gutherzigen Stiefmutter unempfindlich. An den Spielen der Kinder nahm er keinen Antheil. „Er fühlte instinctmäßig, daß er anders sei als seine Mitmenschen und dies Gefühl war kein Triumph, sondern ein Entsetzen." (Beiläufig, eine aus der Flüchtigkeit der Composition und aus der Forcirtheit der Gegensätze entsprungene Unwahrheit, da das angebliche Entsetzen dieses Fremden über sein Anderssein vielmehr ein Triumph ist, in dem er schwelgt.)

Seine erste That war eine Handlung der Rache; er schlägt einen seiner „weißen Brüder" zu Boden, als er von diesem das Familiengeheimniß, das allein in seiner Einbildung existirt und von dem er sich bisher gedrückt gefühlt hatte, nämlich die Annahme, daß er dumm sei, in einem unschuldigen Wortwechsel gehört zu haben glaubte. Dann schwelgt er in der Rache, die er an seiner Stiefmutter nimmt, indem er sein Zimmer, in das man ihn einschließt, von innen verriegelt, trotz aller guten Worte, die man ihm giebt, todtenstill bleibt, als man die Thür endlich erbricht, die halb ohnmächtige Mutter mit „grimmigem Lächeln" empfängt, gegen alle Aufforderungen mitzukommen, unbeweglich bleibt und, als ihn ein Diener am Arm ergreift, mit den Füßen stampft, mit den Zähnen knirscht und die ganze Gesellschaft durch ein wildes Knurren entsetzt.

Als man darauf seinen Vater herbeiruft und dieser ihn an seine Brust drückt und seine Thränen hinwegküßt, „fühlte er sich zum ersten Mal in seinem Leben glücklich, weil er sich zum ersten Mal geliebt fühlte —" die gewöhnliche Täuschung solcher „Andern", die ihre Begierde der Habsucht, wonach die Menschen ihnen gehören und zu eigen sein sollen, für das Verlangen nach entgegenkommender Liebe halten und in der Besänftigung und Beschwichtigung ihrer Wildheit, an welche ihre Andern einmal gekettet sind, einen Liebesdienst sehen, den man ihnen schuldig ist.

Aehnlich wie der Habsüchtige den Vater durch seinen Wuthausbruch zur Umarmung und Küssen zwingt, martert er auch bald darauf als achtjähriger Knabe ein gütiges, völlig erwachsenes Mädchen und zwingt sie, ihm zu versichern, daß seine Zweifel an der Liebe aller Andern zu ihm eine Thorheit sei, daß sie vielmehr Alle ihn lieben und daß sie ihn liebe, — zwingt er sie, unter Umarmungen und Küssen „die Wildheit seiner Leidenschaft" zu besänftigen.

Wiederum nur die Selbsttäuschung des „Andern“, der sich ein gegenseitiges Gemüthsverhältniß vorspiegelt, während er nur Gier und Wuth empfindet und die „Andere“ sich gegenüber den Ausbrüchen dieser Habsucht nur mit Beschwichtigung derselben abfinden kann.

Zwar sagt Contarini von jenem gütigen Mädchen: „ihr Einfluß auf mich war allmächtig, denn sie schien meine Gewohnheiten und meine Gemüthsart umzugestalten.“ In der That war es nur Schein. Das Mädchen war nur das Spielzeug seiner geckenhaften Phantasieen, er versetzte sie in die Mährchenwelt, in der seine ehrgeizige Phantasie lebte, weit umherwandelte, große Thaten vollbrachte und, er der Achtjährige, „viele erhabene Worte sprach“ und mit Wesen so schön wie er selbst (nicht mit Flachshaaren) umging und handelte. „Darunter war ein tapferer junger Ritter, der mein Freund war und dem ich stets das Leben rettete, und eine liebenswürdige Prinzessin, welche nicht sprach, aber mich fortwährend anlächelte.“

„Nun hatte ich“, sagte er, „wirklich eine Prinzessin“ — was sie an ihm hatte, war seine Sorge nicht, wie jener Ritter ihm nur dazu diente, daß er als sein beständiger Lebensretter sich groß dünken konnte.

Contarini sagt im Vorwort zu seiner Autobiographie: „Mein Denken ist die Folge meiner Organisation gewesen, mein Handeln das Ergebniß einer nicht weniger gebieterischen Nothwendigkeit. Diese Organisation mit ihrem unwiderstehlichen Zwange zu Großem und Erhabenem staunt der Dichter als die Wurzel cäsarischer Hoheit und Weltbeherrschung an, — in Wahrheit aber ist und bleibt sie wie die Begabung der andern Lieblinge und Helden Disraeli's ein unüberwindliches und unveränderliches Naturproduct. Ihr ganzer Inhalt beschränkt sich auf ihre Affecte und Leidenschaften; die Welt ist für sie nur da, um sich in ihr zu bespiegeln. Diese Selbstbespiegelung nennt sie ihre Größe und, um recht groß, um das Größte von der Welt zu werden, bedarf sie unaufhörlicher Anregungen und Eindrücke, die sie, nachdem dieselben den Dienst des Spiegels geleistet haben, wieder abstößt und von sich wirft. Daher ihre beständige Leere und der nicht zu stillende Heißhunger.

Nachdem Contarini mit seinem verdrießlichen Verlangen nach Liebe und Anerkennung sich und seine Umgebung gequält hat, kommt er in seinem elften Jahre auf eine höhere Schule. „Zum ersten Male in meinem Leben, erzählt er, war ich von kämpfenden und aufgeregten Wesen umgeben“, — das war der erste Eindruck, indem er in seine Umgebung seine Spannung, seinen Kampf mit der Welt hinein reflectirte, — das Zweite war sein Vorsatz, diese

Umgebung für sich zu verwenden. „Als ich mir sie anschaute, sagt er, erhob sich ein neues Princip in meiner Brust und ich sah in meiner Umgebung nur Wesen, die ich zu beherrschen beschloß."

Nur dazu ist die Welt für ihn da; sie muß ihm als Staffel dienen, um sich zum Parteiführer und zum Herrn aufzuschwingen.

So ward Disraeli's Held auf seiner Schule bald ein kleiner Napoleon. Die „frivole Leichtigkeit", mit der er seiner Mitschüler neckende und versuchende Fragen beantwortet, bringen ihn en vogue. Seine Kameraden „faßten sein ungewöhnliches Wesen auf, eigneten sich seine neuen Redensarten an, wiederholten seine außerordentlichen Ansichten. Alles wurde nach dem Ton, den er eingeführt hatte, aufgefaßt und gethan. Es galt für ausgemacht, daß er der Witzigste, der Originellste, der Amusanteste von der Gesellschaft war." „Ich ward geliebkost, angebetet, vergöttert. Mit Einem Wort, ich war populär."

„Ich wollte etwas Großes und Berühmtes und Blendendes werden", sagt er ein paar Zeilen darauf.

Als dieser Eilfjährige während seiner ersten Schulferien wieder zu Hause weilt, hat er nichts Angelegentlicheres zu thun, als „über sein eigenes Wesen nachzudenken." „Ich hegte zu jener Zeit die feste Ueberzeugung, daß das Leben mir unerträglich sein müßte, wenn ich nicht der größte Mann würde. Es schien, als ob ich in mir die Kraft fühlte, mein Geschlecht (auch das der Flachshaarigen?) zu beherrschen. Ich sehnte mich, mein begeisterndes Schwert an der Spitze eines Heeres zu schwingen oder mich in die Gluth des beredten Parteikampfes zu stürzen."

Bis jetzt bestand sein Wesen nur darin, daß er Eindrücke, peinigende und anlächelnde zu empfangen und sich mit seiner Einzigkeit und Herrlichkeit in seiner Umgebung zu spiegeln hatte. Weiter wird er es auch, da er aus seinem Wesen keine nachhaltige Nahrung zieht, nicht bringen und so will er, ehe er aus sich selbst Etwas gemacht hat, sich sogleich auf die höchste Stufe der Welt schwingen und über die Packesel, Schanzer und Büffler, die so dumm sind, sich in den einzelnen Fächern und Arbeiten des Hauses, der Gemeinde und der Genossenschaften abzuplacken, mit kühnem Fuß dahin schreiten, — eigentlich sie eintrampeln.

An seinem Vater interessirt den Disraelischen Helden nur der eine Umstand, daß derselbe, vor dem sonst Alles zitterte, der einzige Mensch, vor dem er auch jemals gezittert hatte, gegen ihn stets gütig war. Als er ihn noch während seiner Schulzeit auf seinem Bureau (derselbe war Minister des Auswärtigen geworden) besuchte und in seinen

Geschäften bewunderte, war sein einziger Gedanke: „das ist wirklich ein großer Mann und ich bin sein Sohn."

Auf der Universität ward eine Abhandlung des ewig Unfertigen und Fertigen gekrönt. Ich war der Abgott der Universität, erzählt er, die Abhandlung ward gedruckt, in allen Zeitschriften mit Lob überschüttet und der junge hoffnungsvolle Verfasser als die künftige Zierde des Landes begrüßt. Von einem Glorienschein umgeben, kehrte ich zu meinem Vater zurück.

Nachdem er die Universität verlassen hatte und in verschiedener Weise immer der Erste gewesen war, wird er im Ministerium des Vaters Unterstaatssekretär des Auswärtigen und glaubt, indem er in einer Conferenz und in Gegenwart des Königs gegen die Gesandten der drei nordischen Mächte eine Bravade wagte, einen Meisterstreich der Diplomatie vollbracht zu haben. „Ich fühlte, erzählt er, den Triumph des Erfolgs. Ich fühlte, daß ich eine große That gethan hatte. Ich fühlte meine ganze Thatkraft und dürstete im Paroxismus des Ehrgeizes nach Thaten. Es schien mir keine Leistung zu geben, deren ich nicht fähig wäre und die ich nicht auszuführen wünschte. In meinen Gedanken stürzte ich Throne und gründete Reiche. Ich fühlte, ich sei ein Wesen, geboren, um in der Atmosphäre der Revolution zu leben."

Alles aber was aus dieser öden Seele herauskommt, ist eine Schmähschrift, die ursprünglich auf die Entwickelung eines poetischen Charakters abgesehen war, während der Abfassung aber, nach seiner Angabe ohne Absicht, die Darstellung seines eignen Charakters wurde und in der sich dann alle Bitterkeit seines Herzens Luft machte, indem er mit der „schneidendsten Satire und mit den boshaftesten Persönlichkeiten die heuchlerischen Kreise" schilderte, in denen er zu seinem Unglück habe leben müssen und in denen er sich noch soeben in einem kräftigen Revolutionsbad hatte laben wollen. Das Zweite und vielmehr Letzte und Einzige, dessen seine Seele fähig war, ist der nomadische Kunstdilettantismus, mit dem er bald nach der Herausgabe seiner Schrift Jahre lang das südliche Europa und einen Theil Asiens sammt Aegypten durchschnüffelt, nach Childe Harolds Muster auf den Ruinen der Geschichte weise und melancholische Betrachtungen anstellte, sich am Anblick der bunten Jacken der Albanesen und der wehenden Gewänder der Türken, ihrer karmoisinrothen Shawls, goldenen Schärpen und verzierten Costüme — (Disraeli schwärmt für alles glitzernde) weidete und mit herabsetzenden Vergleichen sich an der Einförmigkeit der Tracht der Flachshaarigen

rächte. Nach einer Abwesenheit von sechs Jahren erfährt er die Krankheit seines Vaters, auf der Rückkehr in Italien dessen Tod und bleibt als reicher Erbe in Neapel. Zur Freude Disraeli's, der dadurch zur Beschreibung eines Schlosses, der unumgänglich nöthigen Zukost seiner Romane, Gelegenheit erhält, kauft er ein Palais und füllt es mit allem Firlefanz an, um im Anblick dieser Nippes einem armseligen Kunstdilettantismus zu leben und zu sterben.

Auf den Ruinen von Athen nimmt dieser verdrießliche Geist die Gelegenheit, seinen ganzen Groll gegen die Flachshaare auszuschütten. „Mit Entsetzen, sagt er, denke ich daran, daß die Civilisation in Folge einer geheimnißvollen Nothwendigkeit die begünstigtesten Länder und feinsten Verstandeskräfte verlassen zu haben scheint. Der Perser, dessen ganzes Sein Poesie ist, der Araber, dessen Scharfsinn die Geheimnisse der Natur zu durchdringen suchte, der Grieche, dessen schnelle Fassungsgabe ihm nur zur Schaffung des Schönen gewährt zu sein schien, — alle Diese sind jetzt ungebildete Sklaven in barbarischen Ländern. Die Künste befinden sich in den Händen der plattnasigen Franken und diese bemühen sich und studiren und erfinden Theorieen, um ihre eigene Incompetenz zu erklären. Bald ist es das Klima, bald die Religion, bald die Regierung, — Alles, nur nicht die Wahrheit, — Alles, nur nicht die ärgerliche Vermuthung, daß ihre Organisation eine ganz andere sei und daß sie von ihren Vorbildern ein eben so verschiedenes Geschlecht seien, als der Kalmuck und Ungar unzweifelhaft es von ihnen sind."

Wenige Zeilen darauf giebt der Kenner Contarini den „Plattnasigen" den Rath, „ihre Erfahrung nicht nur auf die unsterblichen Sprachen Griechenlands und Roms zu beschränken und vielmehr die orientalischen zu studiren". „Sicherlich, betheuert er, würde man in den Schriften der Araber und Perser neue Quellen der Erregung, neue Ausdrucksweisen, neue Ideen erreichen, neue Principien der Erfindung und neue Wendungen der Phantasie entdecken."

Freilich konnte Disraeli im Jahre 1832 nicht ahnen, daß vom Jahre 1848 an eine der festländischen Litteraturen zur Einkleidung populärer Wahrsprüche in „Makamen" und „Ghaselen" eine Meisterschaft entwickeln würde, durch welche sie sich auf die höchste Spitze des Musenbergs schwang.

Am Schluß seiner Lebensbeschreibung stellt Contarini folgende an Kotzebue's „Verzweiflung" anklingende Betrachtung an. „Ich denke an die Unendlichkeit des Raumes und fühle mein Nichts. Wenn aber mein Andenken fortleben soll, so sei es das Andenken an

einen Menschen, der in der traurigen Nacht das flammende Morgenroth der hellstrahlenden Philosophie voraussah, — der für seine Mitmenschen (auch für die Franken?) die tiefste Sympathie empfand und von ihrer Fähigkeit zur Vervollkommnung stolz und tief überzeugt war — und der durch die Vernichtung des Irrthums und die Ausbreitung der Wahrheit sich der Verbesserung des Menschengeschlechts widmete."

Von dieser „Wahrheit" giebt Fleming auf der letzten Seite in flüchtigen Contouren eine Probe. „Mit dem leidenschaftslosen Geiste", der nur dem Philosophen zu Gebote steht, prüft er den Zustand der europäischen Gesellschaft und bemerkt, „daß sie sich im Zustande des Ueberganges von feudalen zu föderativen Principien befindet." Diese Probe, die er nicht näher erläutert, ist aber so dürftig, daß wir uns nach seinen andern Helden umsehen und sie befragen werden, ob sie uns reichere Aufschlüsse geben können.

Groß angelegt sind sie Alle. Sie wollen immer das Höchste, sprechen davon, daß sie zum Außerordentlichen geschaffen sind und machen den Ansatz dazu, ihre Versprechungen zu erfüllen, aber beim entscheidenden Schritt fallen sie in ihr Nichts zusammen. Disraeli ist von der Größe ihrer Träume der Kindheit und Jugend so überzeugt, daß er sich von ihrem schnellen Sturz nicht im mindestens irre machen läßt. Sie sind und bleiben ihm groß und bedeutend, auch wenn sie im ersten Augenblick, nachdem sie die ersehnte Bühne des Lebens betreten haben, durch die Bretter sinken und einem gehaltlosen Nomadenleben verfallen. Er hat ihnen seinen ganzen Geist, all' seine Lebensweisheit, Ansicht von der Welt und Herrschaftsgier eingeblasen und doch kümmert es ihn nicht, wenn ihr erster Griff in's Leben ein Fehlgriff ist, der sie von der Bühne treibt und an den Saum der Welt schleudert, die sie beherrschen und ihre Meisterkraft fühlen lassen wollten.

Als Zuschauer, vor deren Augen der Dichter und politische Philosoph diese Gaukeleien spielen läßt, können wir wohl unsere eigenen Gedanken haben und uns daran amüsiren, wie die hartherzigen Kinder an der Welt, die sie nur haben, ganz haben und auf das Derbste als Parteiführer, Premierminister oder Revolutionshelden übertölpeln und tyrannisiren wollten, bei der ersten Berührung zurückprallen. So will aber der Dichter die Sache nicht angesehen wissen; ihm bleiben vielmehr seine Geschöpfe auch im Sturze so groß, wie er sie schon auf der Schulbank gemacht hatte. Am schnellsten fand Vivian Grey, der Held des ersten Disraeli'schen Romans und die Vorstudie zum Fleming sein Ende.

b) Vivian Grey's englische Politik.

Auch dieser Held präsentirt sich uns schon in der Pension, in die er aus dem elterlichen Hause kommt, als eine fast ausgewachsene Größe. Ein paar Tage genügen ihm, um sich unter seinen Mitschülern populär zu machen. Die Cabale erhob sich zwar gegen ihn, die Neidischen schimpften auf ihn, dennoch wuchs seine Popularität. Einige Schüler bereicherten ihrer Schwestern Albums mit Abschriften seiner englischen Productionen. Was er schrieb, war neu, kein angelerntes Latein oder Griechisch. Ein solcher Bursche braucht einen englischen Minister nicht zu beneiden.

Auf der Schule ward seine Stellung bald unhaltbar; dann wird er zu Hause Autodidact und verliert sich zuletzt in ein leidenschaftliches Studium des Neoplatonismus — der Teufelskerl! Beim Eintritt in die Londoner Gesellschaft gebot er schon über einen Satan von Zunge, nun zum geriebenen Burschen ausgebildet, der einzige Rivale, den ein Mann von Geist zu fürchten hat.

Nachdem er eine unendliche Reihe von historischer Lecture durchlaufen hat, stolpert er in das Studium der Politik, findet da, was er suchte, und schmachtete sofort nach dem Senat.

Zur Zeit, da er nach Oxford abgehen sollte (wohin er aber nicht kam und nicht zu kommen braucht); war er schon ein geschickter Leser in Menschenherzen und sich bewußt, daß er geboren war, um menschliche Wesen zu leiten.

In der Fülle seines Ehrgeizes hielt er eines Tages Einkehr in sich selbst, um zu untersuchen, in welcher Weise er seine prächtige Absicht erreichen könne. Die Barre? Pah! Gesetz und schlechte Juxe, bis man vierzig Jahre alt ist, und dann günstigsten Falls die Aussicht auf Zipperlein und eine Adelskrone. Außerdem muß man, um als Advokat zu reussiren, ein großer Jurist sein und, um ein großer Jurist zu sein, muß man darauf Verzicht leisten, ein großer Mann zu sein. Kriegsdienst ist gut für Desperados (und gewiß ist er einer) aber im Frieden taugen sie nur zu Narren. Die Kirche? das ginge und ist rationeller. In der That wäre es ganz hübsch; einen Wolsey abzugeben; aber die tausend und eine Chance dagegen.

Also die Politik, der Senat, die Premierschaft. Pitt war auch kaum zwanzig Jahre alt, als er Premier ward.

Nichts leichter als die Menschen zu beherrschen, — man braucht dazu nur Mensch, — um sich stark zu zeigen, schwach, — um zu zeigen, daß man Riese ist, nur Zwerg zu sein.

Jupiter erschien, um Menschen zu beherrschen, als Mensch, manchmal als Thier. Zeigen wir uns so der Menschheit.

Ein Lächeln für einen Freund und ein Hohn für die Welt, das ist Vivian's Motto!

Aber wie auf die große Bühne des Thierreichs gelangen?

Nichts leichter! Wie mancher mächtige Edle bedarf nur des Geistes, um Minister zu sein, und wessen bedarf Vivian, um dasselbe Ziel zu erreichen? Dieses Edeln Einflusses! Man bringe also Beide zusammen. Nur Eins thut Noth! Courage, reine, vollkommene Courage — und kennt Vivian Furcht?

So findet er sein Mittel in einem von seinen Collegen verrathenen und aus dem Cabinet vertriebenen Edeln, redet ihm vor, daß es zu seiner Erhebung an die Spitze der Regierung nur des Durcheinanderschüttelns der abgelebten englischen Parteien und ihrer neuen Gruppirung bedürfe, und schlägt auf des Edlen Landsitze (natürlich einem prachtvollen Landsitze) sein politisches Hauptquartier auf. Von da aus stülpt er das alte Arrangement der Parteien vollständig um, verwirrt aber schließlich das kunstvolle Unternehmen durch eine Liebesverirrung und muß mit Schimpf und Schande bei Seite flüchten.

Nachdem er sich von dem beschämenden Fall erholt, streicht er in Deutschland umher, wie sich nach dem Disraelischen Decorum von selbst versteht, in Begleitung von Fürsten, Ministern und interessanten Hochverräthern. Zuletzt kommt er in einer Wasserfluth um, die ein Wolkenbruch unter Gewitter und Sturm um ihn auf einem Ausflug zusammenhäuft. Warum er scheiden muß, bleibt unbekannt; da das Schlußwort: „die Fehlschläge der Mannheit folgen der Verblendung der Jugend; hoffen wir, daß die Erbschaft des Alters nicht Verzweiflung ist", sich auf den jugendlichen Thiermenschen nicht beziehen kann, so wird es wohl ein Seufzer des Dichters nach einem zukünftigen bessern Ende seiner Lebensversuche sein.

c) Die orientalische Frage.

Auch „Tancred oder die neue Kreuzfahrt" bleibt der Ansatz großer Menschen zu dem Außerordentlichen, für welches sie das Zeug in sich zu haben glauben, und endigt in dem Einbruch eines platten Nichts.

Disraeli hat in diesem Roman alle zur Lösung der orientalischen Frage erforderlichen Elemente zusammenbringen wollen.

Da ist Fakredeen, der syrische Emir, der die Frage vom Libanon aus ins Reine bringen und Europa zum Spielball eines

Asiaten machen will. Er, der Wilde der Berge, fühlt sich wie die greisenhaften Kinder des Dichters zum Herrscher geboren. Größer selbst (!) als sein Durst nach Herrschaft war sein Thatendurst.

Den glänzenden Käfig, in dem er geboren, hatte er satt. Er schmachtete nach einem weiteren Feld, einem nobleren Theater, nach umfassenderen Interessen und ergreifenderen Zwischenfällen. Europa wünschte er statt des Libanon in Erstaunen zu setzen und seinen Genius zur Verblüffung und Controlirung der Genossenschaften der Welt anzuwenden, statt die Sheiks und Emirs seiner Berge zu leiten.

Die Genialität des Lumpenkerls muß sich sogar in der Kunst widerspiegeln, mit der er seine Gläubiger umgarnt, sie hinhält und ihnen imponirt. Er hatte sie mit tiefem psychologischen Interesse studirt, hatte sie in der Hand und beherrschte sie mit dem immer drohenden Ausbruch seines Bankerotts. Zuweilen ergötzte er sich an der Idee, sie, wenn er die Herrschaft gegründet hätte, die er früher oder später zu ergreifen sich vorgenommen hatte, abwürgen zu lassen. Dann wieder wollte er sie zum Besten seines künftigen Weltstaats bestrafen, nämlich besteuern.

Ein Anderer, welchen Tancred, der Sohn eines englischen Herzogs, in der Judenschaft von Damaskus trifft, war schon über das Suchen nach dem Stein der Weisen, der Lösung des orientalischen Problems, hinaus. Das war Signor Elias de Laurelle, ein reicher Kaufmann in Damaskus, der dem Kaiser von Oesterreich die Ehre anthat, sich österreichischer Generalconsul nennen zu lassen, — ein großer Mann, beinahe ebenso gefeiert wegen seiner Diplomatie als wegen seines kaufmännischen Geschicks.

Der verstand die orientalische Frage.

Aber er bringt über das Problem, welches den Diplomaten Europas schlaflose Nächte macht, sowenig ein faßliches Wort vor, als der Geniale vom Libanon auch nur einem Kinde ein Haar krümmt.

Der tappt vielmehr, sowie er aus seinen Bergen in die nächste Umgebung ausschreitet, mit kindlichem Ungeschick in ein romantisches Nichts.

Und der Held des Romans? Tancred? Er will die orientalische Frage damit lösen, daß er einer Eva aus der reichen Judenschaft von Damaskus die Hand anbietet.

Diese Eva ist aber auch die klügste Person des Romans. Sie blickt stumm und mit standhaftem Zweifel abseits, als der Held an einem Brunnen bei Jerusalem zu ihren Füßen liegt und sie beschwört, ihm in seiner Weise die orientalische Frage lösen zu helfen.

Während er verzweifelnd in ihr starres, halb abgewandtes Antlitz sieht, kommt zu ihm die Botschaft, daß der Herzog, sein Vater, in Jerusalem eingetroffen ist.

Damit fällt der Vorhang.

Es war wieder nichts! Die Helden und großen Männer verschwinden Alle in einem leeren Duster.

Die Botschaft: „Der Herzog ist da!" verrichtet dieselben Todtengräberdienste wie das Roß, welches Vivian Grey im Gewittersturm abwirft und von der rettenden Anhöhe in die Ueberschwemmung hinabrollen läßt, oder wie der Putz von Nippes, hinter dem Contarini Fleming in seinem Schloß für die Welt verschwindet.

d) Der große Revolutionär.

Da wird das Großmannsthum eines anderen Helden in der „Liebesgeschichte" Henriette Temple doch wirklich etwas ausgesponnen und nachträglich in der Familie wirthschaftlich verwerthet.

Sir Ferdinand Armine hatte sich auf seinen Irrfahrten durch Europa um die Krone von Polen beworben, sodann auf die Mutter Marie Antoinette's eine Liebesattaque gemacht; von Maria Theresia abgewiesen, ging er nach Konstantinopel, führte eine türkische Heeresabtheilung gegen Oesterreich, schlug die Kaiserlichen und erwirkte für die Pforte einen günstigen Frieden. In Rom, dem er sich dann als Katholik zuwandte, will er den Cardinalshut ergattern, geht, als es ihm nicht gelingt, nach Paris, wird Jakobiner und Mitglied des Convents und sein Name erscheint auf der Liste der Königsmörder. Insgeheim hatte er aber mit der königlichen Familie in Unterhandlung gestanden und ihr versprochen, in der Vendée einen Aufstand hervorzurufen, wenn man ihn zum Generalstatthalter des Königreichs mache. Von den Jakobinern, die hinter seine Schliche kommen, wird er vor das Revolutionstribunal geschleppt, wo er mit seiner Selbstvertheidigung brillirt. Darauf bietet ihm, während er zur Guillotine geführt wurde, der Eclat des Augenblicks den Genuß der Genugthuung und noch nach seiner Hinrichtung war sein Name und Charakter den Leuten so interessant, daß man Jahre lang, bis Napoleon alle früheren Glorien auslöschte, sich über die Streitfrage erhitzte, ob er aufrichtiger Jakobiner oder Royalist gewesen sei.

Es ist eine richtige, aus dem Charakter seiner Helden geschöpfte Bemerkung, wenn Disraeli sagt, Sir Ferdinand habe sich auf dem Wege zur Guillotine an dem Eclat der Situation geweidet. Disraeli häuft, um den erstaunlichen Eindruck, den seine Helden machen, zu

schildern, Beiwort auf Beiworte. Alles ist an ihnen, wie an Sir Ferdinand Erstaunen erweckend und verblüffend: astonishing, dazzling, dashing, perplexing, baffling. In sofern, was die unausbleiblichen, zur Erregung der Aufregung des Lesers dienenden Beiworte betrifft, ist die Darstellung des Dichters vollständig.

Nur Eins hat er ausgelassen, nämlich den Zug, daß seine Helden die Umgebung auch mit forschenden Blicken befragten, ob sie dieselbe auch in richtigem, gehörigem Maße durch ihre Worte und Thaten in Erstaunen und außer sich gesetzt hatten.

Jedoch läßt der Dichter nicht nur ahnen, sondern deutlich sehen, daß seine Leute an allen Theilen ihres Leibes Augen hatten, mit denen sie die Erregtheit ihrer Umgebung beobachteten und taxirten.

Genug, Sir Ferdinand hatte nach dem Sinn des Dichters das Leben in vollen Zügen genossen. Aber es kommt noch ein nicht zu verachtender Nachtrag. Der Ruf seiner Großthaten und der Zauber seines Porträts im heimischen Stammschloß fesselt die Henriette Temple in dem Grade, daß sie seinem Enkel die Hand giebt und den durch des Großvaters Abwesenheit zerrütteten Besitzverhältnissen der Familie mit den Gütern ihres Hauses wieder aufhilft.

e) Sidonia, der mächtige Jude.

In den Gestalten, die bisher vor unsern Augen vorübergegangen sind, hat der Dichter zwar immer nur sich selbst und seinen außerordentlichen, zum Herrschen berufenen Geist geschildert, aber er ließ diese Heroen doch aus andern Racen hervorgehen, wenn auch Contarini Fleming mit seiner Antipathie gegen die Plattnasen und Flachshaare schon einen gewissen Gegensatz gegen die Inferiorität aller dieser Racen seiner Umgebung merken ließ.

Jetzt aber lernen wir den Heros kennen, den Disraeli aus dem Fleisch und Blut seines eignen Stammes bildet. Es ist Sidonia im Roman „Coningsby". „Die neue Generation", wie der erläuternde Untertitel lautet, ist jenes neue Geschlecht, welches Disraeli zur Zeit des Peel'schen Regiments zur Erfrischung der feudalen Welt durch den Bund mit der bürgerlichen Arbeit in's Leben gerufen hat. Coningsby gehört ihm an. Sidonia aber ist es, der diese Wendung längst vorhergesehen hat, und leitet sie mit geflügelten Worten, die er in den Kampf der beiden Generationen wirft, — Grund genug für Disraeli, dieses Abbild seiner selbst mit recht glänzenden Farben auszustatten.

Sidonia stammt aus einer spanischen Judenfamilie. Der hochstrebende Geist derselben war unter Anderem auch daraus ersichtlich,

daß mehrere ihrer Angehörigen zu hohen Kirchenposten aufstiegen, wie z. B. Einer Erzbischof von Toledo, ein Anderer Großinquisitor gewesen war; um so interessanter war aber die Familie, daß sie im Geheimen ihr Bündniß mit dem Mosaismus bewahrte.

Der Vater unseres Sidonia war zur Zeit des ersten Pariser Friedens nach England ausgewandert, hatte, da er „die große finanzielle Zukunft Europa's durchschaute", all sein Geld in die Waterloo-Anleihe gesteckt, war einer der größten Capitalisten Europa's geworden und hatte sich nebenbei wieder offen zum Judenthum seiner Väter bekannt.

In Spanien hatte er schon vorher gesehen, daß Europa nach einem Kriege von 25 Jahren für das Friedenswerk Capital brauchen werde und sein Scharfsinn erntete den gerechten Lohn. Europa brauchte Geld und er war bereit, es Europa zu leihen. Frankreich brauchte etwas, Oesterreich noch mehr, Preußen ein bißchen, Rußland etliche Millionen. Sidonia konnte sie ihnen Allen liefern. Er war der Herr und Meister des Geldmarkts der Welt, also auch Herr und Meister von allem Andern. Monarchen und Minister aller Länder bewarben sich um seinen Rath und wurden von seinen Inspirationen geleitet.

Als er auf der Höhe seines Glückes starb, hinterließ er ein einziges Kind, den eigentlichen, unsern Sidonia. Alles war an demselben groß, — er war der Erbe des größten Vermögens in Europa, welches nur nach Millionen berechnet werden konnte, er hatte Alles in der Welt gesehen, wußte, durchschaute und umfaßte Alles.

Seine Erziehung hatte sein Vater einem Spanier übergeben, der vor der Revolution ein Jesuit, nachher ein verbannter liberaler Parteiführer gewesen war, endlich ein Mitglied der Cortes wurde, Rebello hieß und immer ein Jude war.

Nachdem der Große in Neapel mit den Seinigen, die der Vater aus Spanien hatte kommen lassen und an die Spitze seiner über Europa vertheilten Etablissements gestellt hatte, einen großen Familiencongreß gehalten und die nöthigen Geschäfts-Anordnungen getroffen hatte, machte er eine Reise durch alle Welttheile.

Nach einer fünfjährigen Abwesenheit (des Effects wegen eines Morgens ohne vorherige Ankündigung) in London eingetroffen, hatte er alle Quellen menschlichen Wissens erschöpft; er war Meister in der Gelehrsamkeit aller Nationen, Meister in allen Sprachen, sowohl todten als lebenden, und kannte jegliche Litteratur des Abendlandes wie des Orients. Die „Speculation der Wissenschaft" hatte er bis zu ihrer äußersten Grenze verfolgt und sie durch Beobachtung und

Erfahrung persönlich illustrirt. Er hatte sich in allen Klassen der Gesellschaft bewegt, den Menschen in jeder Form der Civilisation beobachtet und selbst in der Wildniß studirt. Den Einfluß der Gesetze und Glaubensbekenntnisse, Gebräuche und Ueberlieferungen hatte er seiner eigensten Prüfung unterworfen. Der durchdringende Verstand endlich, den er zur Specialisirung dieses unendlichen Wissens brauchte, war durch eine absolute Freiheit von Vorurtheilen unterstützt, mit der er den Töpfen, die er alle guckte, gegenüberstand.

Dieses mit allem möglichen „All und Jedem" vollgepfropfte Wesen steht nämlich dem Leben fremd und ärmlich gegenüber. Es durchdringt, durchschaut, weiß, hat Alles und lebt in Nichts. Es steht über Allem und Nichts hat an ihm Etwas. Er ist für die Welt eine gemüthlose Null.

Disraeli sagt von seinem Helden: Er sah auf das Leben mehr mit dem Blick der Neugierde als der Zufriedenheit und Genugthuung, er fühlte sich als ein einsames Wesen ohne Sorge und Verpflichtungen; er war ohne Affectionen: Weiber waren für ihn ein Spielwerk, Männer eine Maschine.

Der Große, der die Welt wie ein Spielwerk zu handtiren glaubt, steht also nicht höher als der Idiot, der ein Kunstwerk hin und her dreht und nach allen Seiten beguckt und niemals dahinter kommt.

Die Neugierde, auf welche sich dieses Interesse an der Welt beschränkt und die sich nebenbei mit der Freude über die Zerbrechlichkeit und innere Unsicherheit aller menschlichen Verhältnisse verbindet, schildert Disraeli sehr richtig, wenn er, um seinem Mann herauszustreichen, von ihm erzählt, daß er alle Unruhestifter Europas kannte und zu allen in vertrauten Beziehungen stand. „Es gab keinen Abenteurer in Europa, mit dem er nicht familiär war. Kein Staatsminister hatte mit geheimen Agenten und politischen Spionen eine gleiche Verbindung wie Sidonia. Er stand mit allen gescheidten Auswürflingen der Welt in naher Beziehung." Er glaubte Wunder was zu wissen und die eigentliche Geschichte der Welt zu kennen, wenn er die gewöhnliche Ansicht von den Begebenheiten mit den geheimen Berichten seiner „Griechen, Armenier, geheimen Juden, Zigeuner, wandernden Polen und Carbonari's" verglich. Es war für ihn ein „Plaisir", die geheimen Motive von Staatsverhandlungen mit dem Sand, den man dem dummen Volk in die Augen warf, zu contrastiren. „Die geheime Geschichte der Welt war sein Zeitvertreib."

Am Herzen lag ihm die Welt nicht; seinem Gemüth war sie so wenig, als er selbst ihr war. Sie war für ihn nur ein Gegen-

stand der Curiosität, aber ein Gegenstand, den er in seiner Oedigkeit und Langenweile nicht entbehren konnte.

Kurz nachdem Sidonia von seiner Weltreise in London zurückgekommen war, begab er sich an die bedeutendsten Höfe Europas, um mit den Monarchen und Ministern, „von denen er so viel gehört hatte" — (welche Herablassung!) seine persönliche Bekanntschaft zu machen." Seine Position sicherte ihm eine ausgezeichnete Aufnahme; seine persönlichen Eigenschaften machten ihn beliebt. Er konnte gefallen; er konnte noch mehr: er konnte in Erstaunen setzen. Er konnte — (der Tausendkünstler!) — eine flüchtige Bemerkung hinwerfen, die den ältesten Diplomaten erstarren machte, oder ein geflügeltes Wort, welches ihm die Achtung, zuweilen das Vertrauen der Souveräne gewann." Als er nach London zurückkehrte, hatte er die Intelligenz, die Europa regiert, „bis auf den Grund ermessen."

Eine Quelle von Interesse, sagt Disraeli, fand Sidonia an seiner Abstammung und am Geschick seiner Race. Eigentlich bildeten dieselben sein einziges Interesse. Sie waren seine Marotte. Er hing zwar dem Gesetze an, als ob noch die Posaunenstimme vom Sinai herabklänge. Allein es waren noch andere und irdischere Betrachtungen, die nach der Bemerkung Disraeli's diesen erhabenen Geist stolz machten. Sidonia war ein großer Philosoph. Er hatte sich eine Theorie vom Vorzug ungemischter Racen gemacht, sah in seinen Stammgenossen die älteste, wenn nicht einzige ungemischte Race, die in Städten — (auch von ihr gegründeten Städten?) — wohnt und hielt die seinige für die natürliche Aristokratie der Welt.

Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher der Dichter tausenderlei Alles, Jederlei und Großheiten auf seinem Held zusammenthürmte, konnte er auch diesen Geck zu einem Gegenstand machen, auf welchen eine italienische Fürstin, die Marchioneß geworden war, ihr Auge gerichtet und dem sie ihr Herz geschenkt hatte. Disraeli bemerkt dabei, es sei notorisch gewesen, daß Sidonia die Reinheit seiner Race niemals durch solche Heirath vermindern würde. Wie groß mußte also der Zauber sein, der diesen philosophirenden Molch umgab, wenn hohe Weiber sich ihm gleichwohl hingaben.

Einmal stört Disraeli die Gemüthsruhe Coningsby's durch das Gerücht, seine Geliebte Edith stehe auf dem Punkte, sich mit Sidonia zu verheirathen, und läßt dem eifersüchtigen Liebhaber durch eine Verwandte seiner Geliebten endlich ein Licht aufstecken, in welchem er mit seinem Argwohn gegen seinen sonst von ihm bewunderten Freund als „lächerlich" erscheint. „Sidonia, sagt jene Gönnerin

Coningsby's, ist unser theuerster Freund, unser Rathgeber in allen Fragen. Aber im Punkte einer Heirath an ihn denken, ist für Alle, die ihn kennen, lächerlich. Kein irdisches Interesse würde ihn jemals dahin bringen, die Racenreinheit, die seinen Stolz bildet, zu beschädigen. Außerdem ist Edith ihrer Religion ganz ebenso ergeben, als es nur Sidonia seiner Race sein kann.

Nicht nur Alles haben, Alles sein und scheinen will Sidonia, sondern die Seinigen sollen auch Alles gemacht haben. So belehrt er seinen Jünger Coningsby, indem er ihm von seinen geschäftlichen Reisen durch Europa erzählt, über das Netz, welches die Glieder seines Stamms über Europa ausgespannt haben und in den höchsten Positionen des Staatsdienstes von Petersburg bis nach dem Westen in der Hand halten.

Rußland hatte sich wegen einer Anleihe an sein Haus gewandt. Es fand zwar zwischen dem Hof von St. Petersburg und seiner Familie keine besondere Freundschaft statt; die Vorstellungen der Sidonia's zu Gunsten der polnischen Juden waren dem Zaren nicht angenehm gewesen; dennoch führten die Umstände eine Annäherung zwischen den Romanoff's und den Sidonia's herbei; er geht nach St. Petersburg und wen sieht er in dem Finanzminister Cancrin? den Sohn eines littauischen Juden.

Das Anleihegeschäft stand zu den spanischen Angelegenheiten in Beziehung; er reist nach Madrid und erstaunt, was er freilich auch ohne diese Reise hätte wissen können, daß der Minister Mendizabal dem Non plus ultra der kaukasischen Race angehört.

Dasselbe Geschäft führt ihn nach Paris und hier lernt er im Premierminister, dem früheren kaiserlichen Marschall, dem „Heros" Soult, den Sohn eines französischen Juden kennen. (Beiläufig belehrt er seinen staunenden Jünger, daß auch andere französische Marschälle, und zwar die „Berühmtesten", z. B. Massena, der ursprünglich ein gewisser Manasse gewesen sei, jüdischen Abkommens sind.)

Damit noch nicht genug; — das Geschäft ließ es räthlich erscheinen, den Gesandten einer nordischen Macht heranzuziehen; man vereinigte sich über Preußen, — ein paar Tage darauf kommt der Gesandte dieser Macht in die Conferenz und was erblickt Sidonia? Im Grafen Arnim einen preußischen Juden!

Der Alles Wissende will nebenbei auch die Führerschaft der Juden in der „mächtigen" deutschen Bewegung der Gegenwart (1844) und ihr Monopol auf die Lehrstühle der Universität Berlin beweisen und führt neben Neander als dem „Gründer des geistigen Christen-

thums" (in der Wirklichkeit dem Gegner der philosophischen Rebello's") den „gleichberühmten" Benary an derselben Universität an, — den Verfasser einer unschuldigen lateinischen Broschüre über die jüdische Leviratsehe.

Bei allem angestrengten Trab, in welchem Disraeli seine Phantasie erhält, um die Erhabenheit seines Helden über das christliche Alterthum (denn dazu ist die ganze Gegenwart unter dem Aufschwung seiner „Race" herabgesunken) zur Anschauung zu bringen, findet er noch Zeit, das „fashionable" Wesen Sidonia's zu schildern. So ist das Palais, das sonst den Crillon's gehörte, sein Wohnsitz in Paris, aber unter seinen Händen ein glitzerndes und brillantes Wunderding geworden. Auf einem Wettrennen auf dem Gute des Lord Monmouth, des Großvaters Coningsby's, muß er mit seinem arabischen Roß die Aristokratie schlagen. Es versteht sich von selbst, daß auf dem Feste, welches er in seinem Pariser Palais gab, „alle Welt" war; an Glanz und Luxus muß es „jede Unterhaltung, die es bis jetzt gegeben hat", übertreffen; „der höchste Rang, selbst Prinzen von Geblüt, Schönheit, Fashion, Ruhm" — Alles mußte in dem illuminirten Palais vereinigt sein.

Die Fabel des Romans von der „neuen Generation" ist sehr schwach. Coningsby, der nach dem Tode seiner Eltern von dem Großvater, Lord Monmouth, abhing, fühlt sich von der Parteirichtung und dem Parteigetriebe seines Hauses nicht befriedigt, schweift in die Industriekreise hinüber, verliebt sich in die Tochter eines Fabrikherrn und findet sich bei dem Tode seines Großvaters enterbt und nur mit den Zinsen eines kleinen Legates bedacht. Zuletzt hatte er sich den Unwillen des alten Herrn noch dadurch zugezogen, daß er sich in dem von demselben angebotenen Wahlkreise nicht um ein Mandat zum Unterhause bewerben wollte, da er in diesem Falle als Concurrent des Vaters seiner Geliebten hätte auftreten müssen. Verarmt, vergräbt er sich in Tempels-Inn unter juristische Bücher, hinter denen ihn ein Paar vertraute Freunde aufsuchen und in ihm schon den künftigen Lord-Kanzler zu erblicken glauben. Die Neuwahlen, die sein Großvater erwartet hatte und die jetzt wirklich ausgeschrieben werden, öffnen ihm aber ein weiteres Feld und er kann dem juristischen Kloster und Verließ schneller, als er soeben gedacht hatte, Valet sagen. Er überzeugt die Wähler von den Vorzügen der neuen Generation, welche die verwünschten Whigs, die Räuber der königlichen Prärogative, vom politischen Schauplatze vertreiben will; er wird Freiconservativer M. P., erhält von dem gleichgesinnten Fabrikherrn, der seinen Edelsinn kennen

lernt, die Hand seiner Tochter und dann noch obenein sein Erbtheil, da die Tochter des alten Monmouth, zu deren Gunsten er enterbt war, ihm auf dem Todesbette das Seinige zuweist.

Die „verwünschten" Whigs und Kronenräuber! Mit diesem Schlachtruf hatte Disraeli wirklich eine neue Art von Tories um seine Person geschaart und in dem Roman von der neuen Generation gleichsam ihr den Taufschein ausgestellt, allein in der ihnen als Zugabe zu diesem Roman gewidmeten historischen Legitimation übersah er, daß die Tories im Laufe des vorigen Jahrhunderts so gut wie die Whigs an der Entwickelung der parlamentarischen Regierung gearbeitet und sie sich auch zu Nutze gemacht haben. Nur sprachen sie nicht so devot wie der Vater der neuen Generation von „Thron und Altar", sondern von den parlamentarischen Freiheiten und Rechten. Wenn sie an der Regierung waren, beriefen sie sich nicht auf die Weisungen und Gedanken eines patriotischen, über den Parteien stehenden Königs, sondern auf die Gebräuche und Rechte des Parlaments. Der jugendliche Pitt hatte, als ihn Georg III. zur Niederwerfung seiner ministeriellen Mitregenten berief, die ministerielle Dictatur erst recht begründet und nachdem er die conservative Partei im Kampf mit dem republikanischen und kaiserlichen Frankreich gestärkt hatte, bei der Einsetzung der Regentschaft (wegen der Krankheit des Königs) die Vollmacht des Parlaments durchgesetzt.

Die Aufregung bei Neuwahlen nach einer Parlamentswahl ist in England immer groß gewesen, zur Zeit des Kampfes zwischen Pitt und Fox im höchsten Grade leidenschaftlich. Ueber dem Tageslärm standen aber immer ein Paar Formeln, um die sich die feindlichen Gruppen sammelten und die Kraft ihrer Wucht einübten. In jenem Streit der Revolutionszeit handelte es sich um die Freundschaft mit dem neuen Frankreich und um die kriegerische Dictatur über Europa. Disraeli hört und schildert in seinen, ihm aus der Seele geschriebenen Romanen nur das Krächzen einzelner Theile der Maschine, aber nie die Grundmelodie des colossalen Instrumentes. Er hat immer Etwas vom Kinde oder Wilden an sich, für welche das Tick-Tack an der Uhr die Hauptsache oder die Seele ist und die sie an ein Ohr nach dem andern halten, ohne hinter ihr Leben zu kommen.

Nie spricht er, so oft er auch die Zeit der Wahlstürme beschreibt, davon, daß es neben der Hetzjagd der Agitatoren und künftigen Premierminister ein Volk giebt, das auch Bedürfnisse und Interessen hat. Wir wollen davon schweigen, daß neben den die Welt beherrschenden

Sidonia's und den aufsteigenden Lord- und Schatzkanzlern von den Beziehungen Englands zu andern Staaten nie die Rede ist.

Unenglisch darf man die Geschäftigkeit nennen, mit der Disraeli in jeder Neuwahl eine völlige nach freier Berechnung durchgeführte Umstülpung des Landes erblickt und im Hin- und Herrutschen der Fractionen das geniale Werk der Vivian Grey's und Contarini's bewundert. Aber dann muß man auch hinzusetzen, daß es unenglisch ist und durch die Umwandlung Englands in ein Schachbrett für die künftigen Premiers den Uebergang zur imperialistischen Dictatur ankündigt.

Robert Peel betrachtete noch seine Vorlagen sammt der Kritik und Aufopferung seiner eigenen früheren Dogmen (in der Korangesetzgebung) als Zugeständnisse an eine unbezwingliche Nothwendigkeit und an die Forderungen des öffentlichen Wohls. Darum sah er in Disraeli's Maschinerie der Parteien und in des Neulings Glauben an seine hohe Bestimmung etwas Unenglisches und konnte sich trotz dessen Zuvorkommenheiten nicht dazu entschließen, ihn in sein Cabinet aufzunehmen. Er witterte in dem bekehrten Radicalen immer noch den früheren „Rebello" und den Testamentsexecutor des verunglückten Vivian Grey. „Er mag sich selbst, sagte er, einen Conservativen nennen, er ist aber in Wahrheit ein socialer Revolutionär aus der Schule Louis Blanc's."

Dafür rächte sich Disraeli durch eine neue Offenbarung seines unenglischen oder neuenglischen Wesens, denn solche satyrische oder sarkastische Ausfälle, wie er sie nun gegen Peel richtete, waren bis dahin noch nie im Unterhause gehört worden. Fox und Pitt bewahrten in der äußersten Spannung ihres Gegensatzes immer noch die senatorische Vornehmheit; Disraeli's neuer parlamentarischer Styl findet höchstens eine Parallele in der uns von Dio Cassius aufbewahrten Senatsrede des Q. Fufius Calenus gegen Cicero, jedoch ist diese Rede erstlich trotz ihrer heftigen Bitterkeit immer noch ein merkwürdiges Denkmal der alten Beredtsamkeit und dann ist ihr blutiger Charakter aus der Stimmung der letzten Triumvirn-Zeit erklärlich. Soweit war man in den Tagen Peel's noch nicht. Disraeli sagte damals, als ihm die Zukunftsschwingen Vivian's wuchsen, im Unterhause würde er Lord Byron's, im Oberhause Milton's Sprache reden; in der That sind seine Sarkasmen gegen Peel nach dem Vorbild des Byron'schen „Don Juan" gebildet, aber nach dem Muster von Milton's Gesang gab er auch dem Haus der Gemeinen Manches zu hören, wenn er es auch nur zu psalmodischen und bombastischen Bildern brachte.

g) Judenthum und Christenthum.

Der Pendant zu Coningsby: „Sybil oder die zwei Nationen“ ist, was die Fabel des Stücks betrifft, so schwach wie das erstere Werk. Den Anlaß gaben dem Dichter die Chartisten- und Strikes-Unruhen jener Zeit; er wollte die Aristokratie mit der neuen Macht bekannt machen, die unterhalb der bürgerlichen Schicht nach der Emancipation von den politischen Klassen schmachte und auf die befreiende Hand des Königthums wie der Tories warte.

Die Lösung ist die des Coningsby-Romans. Wie der Enkel des Lords Monmouth aus der Tempels-Halle, wo er in juristischen Büchern zu büffeln anfängt, nach einem kurzen Durchgang durch die bürgerliche Arbeit, aus dieser Niedrigkeit wieder herausgezogen und zu seiner Lordschaft erhoben wird, so wird Sybil, die Tochter des gefeierten Arbeiterführers Gerard, am Schluß dem Arbeiterstande entrückt und mit den Rechten einer hochadeligen Lady bekleidet. Im Thurme des Schlosses Mowbray ruht ein Pergament, welches ihre Ansprüche auf Schloß und Adelstitel beweist. Bei einem Angriff der Chartisten auf das Schloß wirft sich Gerard den wilden Gesellen entgegen und fällt, während ein Paar seiner gutgesinnten Arbeiter den Augenblick des Wirrwarrs benutzen, um das Document für Sybil zu retten. Ein Lord, der Sybil als vermeintliche Arbeitertochter zu verehren gelernt hatte, kann sich mit ihr nun verheirathen und der Londoner Gesellschaft etwas zu reden geben; die Retter des Documents werden anständig belohnt, Capitalisten und gründen eine tüchtig aufsteigende Bankier-Firma.

Das heißt, die zwei Nationen in einem Kindermährchen versöhnen und associiren.

Die beiden Historien von Coningsby und Sybil hat Disraeli als Evangelien von der Heranziehung des Bürgerthums und des Arbeiterstandes den Tories gewidmet, — für wie beschränkt muß er demnach seine neuen Freunde gehalten haben, als er ihnen solche Leitfaden der Politik bot. Aber sie vertieften sich wirklich in diese Erbauungsbücher und ihnen zu Ehre müssen wir dazu noch annehmen, daß ihr Führer selbst an die Wahrheit und Bedeutung dieser Urkunden vom neuen Bunde glaubte.

Wir haben oben von der Umänderung gesprochen, welche Disraeli in der Stimmung und in den Köpfen der Tories durchsetzte und deren die Tories, als sie sich seiner Führung hingaben, fähig waren. Indessen nahm er an ihnen in dem „Sybil“-Evangelium noch eine tiefer greifende Operation vor und sie hielten still.

In seinen früheren Romanen beschäftigte ihn neben der Einzigkeit seiner Person noch ein besonderes Interesse, das Judenthum, beides war ihm jedoch immer Eins und dasselbe. Am deutlichsten hat er diese Einheit im Contarini Fleming durchgeführt. Die feinste Blüthe Venedigs ist schon in der Knabengestalt, die sich in ihrer ganzen natürlichen Complexion und Blutsart zu ihrer nordischen, flachshaarigen Umgebung in Gegensatz fühlt, dann als Diplomat und Staatsmann Disraeli selbst; in ihm hat der Dichter aber auch die Stellung des Juden zu der alten, von diesem überglänzten Gesellschaft geschildert.

Allmählich rückte jedoch Disraeli mit seinem, in Contarini's Gestalt schon deutlich erkennbaren Geheimniß kühner hervor und die Tories, die er in ihrer Stimmung der „Wurstigkeit" bestärkte, versetzte er in den Zustand der Schläfrigkeit, daß sie diese grellen Offenbarungen mit einer Art von stumpfer Gläubigkeit aufnahmen.

Sidonia sagt einmal im „Coningsby", die Juden seien „wesentlich Tories." Das ist richtig. Der Torysmus des Juden liegt in seinem Blut und in seiner natürlichen Exclusivität; sein Blut verlangt nach Vornehmheit und pulsirt nur etwas ruhig, wenn es sich zu einer vornehmen Stellung und Umgebung aufgeschwungen hat.

So ist für Disraeli das Judenthum auch vornehmer als das Christenthum. Es ist das Original und das Ursprüngliche; auf ihm ruht der Duft und Schmelz des Paradieses. Im „Tancred" drückt er diesen Stolz mit den Worten aus: „Christenthum ist Judenthum für die Masse, aber immer noch Judenthum"; dem Arbeiter-Roman „Sybil" hatte er dagegen einen katholischen Vicar, St. Lys, eingefügt, der die torystische Weisheit noch deutlicher zu Markte bringt. Für denselben ist das Christenthum nur eine Ergänzung oder ein Anhang zum Judenthum und die Echtheit des „zweiten" Testaments (neu soll es nicht heißen) hängt von seiner Uebereinstimmung mit dem Ersten ab. Dieser St. Lys fühlt in sich Etwas wie die Blutsregung Rebello's und bezweifelt es, ob das Wohl seiner Kirche eines sichtbaren Oberhauptes in einer bestimmten Localität bedürfe; will man, sagt er, ein solches haben, so müßte es nicht in Rom sein Domicil haben. Nein, St. Lys würde sich nach einem ferneren Lande, nach einer heiligeren Stadt wenden; die seinige liegt im Orient.

Die Rebellion des katholischen Caplan gegen Rom hat der Dichter in der ausführlichen Vorrede zu der Gesammtausgabe seiner Werke im Oktober 1870, also unter den Nachwirkungen des vatikanischen

Concils angebracht, zu Ende geführt, und überhaupt seine Kirchenordnung für die christliche Welt in strenge Thesen zusammengefaßt. Sie kommen auf die Sätze hinaus, daß die Wiedergeburt der in Wahn verkommenen Menschheit nur durch die semitische Race, durch die semitische Litteratur (die Bibel) und durch die Kirche von Jerusalem bewirkt werden. Die Tories waren unter dem Stab seiner Führung so zahm geworden, daß sie auch diese Offenbarung gläubig aufnahmen und die staatskirchlichen Bischöfe und Geistlichen waren stolz darauf, daß sie die Ehre hatten, die Kirche von Jerusalem zu vertreten.

Das Aeußerste aber in apokalyptischer Enthüllung hatte Disraeli 1851 in seiner Biographie George Bentincks gewagt. In derselben, die im Laufe eines Jahres vier Auflagen erlebte, erklärt er die christliche Erlösung als das Werk zweier Semitenkinder: „Hätten die Juden, schreibt er, nicht die Römer veranlaßt, unsern Herrn zu kreuzigen, was wäre dann aus der Versöhnung und Erlösung geworden? Aber der menschliche Geist kann die Idee nicht fassen, daß die wichtigste That aller Zeiten vom menschlichen Willen habe abhängen können. Die Opferer Christi waren voraus bestimmt wie das Opfer und die heilige Race (die semitische) lieferte Beide. Kann das ein Verbrechen gewesen sein, was für alle Menschheit die ewige Wonne gesichert, was den Satan besiegt und die Pforten des Paradieses geöffnet hat? Ein solcher Satz würde die Lehre beflecken und anfechten, welche die Grundlage unsers Glaubens und Hoffens ist. Menschen dürfen sich nicht herausnehmen —, über einen solchen Act zu Gericht zu sitzen; sie müssen in Ehrfurcht und zitternder Dankbarkeit ihr Haupt beugen."

Und die Freunde des verstorbenen — stolzen Junkers Bentinck beugten ihr Haupt.

Statt über die Sätze des englischen Hohenpriesters aus der Haut zu fahren, nehmen wir uns die Freiheit, zuzugestehen, daß sie sich auf dem Niveau der heutigen christlichen Masse bewegen. Was zunächst seine Behauptung betrifft, daß das Evangelium nur ein Anhang zum alttestamentlichen Original und seine Echtheit nach der Uebereinstimmung mit dem Letzteren festzustellen ist, so steht derselben allerdings die Antithese der neuen christlichen Offenbarung und des mosaischen Gesetzes in der Bergpredigt entgegen. Aber diese Meisterschöpfung, welche die Herzenshärtigkeit des alten Gebots weit von sich abstößt, konnte sich nicht einmal in den kanonisch gewordenen Evangelien rein erhalten und spätere Hände suchten in derselben nach ängstlichen Ausgleichen mit dem Alten.

Der sogenannte Paulinismus der Allmacht des Glaubens mußte sich vor der Petrinischen Werkthätigkeit beugen und schon in den Büchern des neuen Kanons mit diesem einen Abbitte leistenden Ausgleich schließen.

Luther, der Erneuerer der Glaubensmacht, nahm seinen Spruch von der Entthronung Mose's und seiner Gebote noch selbst zurück und stieg wieder auf den breiten Boden des Judenthums herab.

Es schwindelte der Welt vor dem Bruch mit der alten Welt und sie griff wieder nach den gewohnten Anhaltspunkten und Lehren. Energische Wiederbeleber der Heldenstimmung Luthers konnten sich, wie die Herrnhuter und Quäker, nur am Saum der kirchlichen Gemeinschaften behaupten und Kant's Verzweiflung, mit der er den eisernen Stab des kategorischen Imperativs in die Seele stieß, wird noch jetzt als Non plus ultra des Heroischen, Sittlichen und Lobenswerthen gefeiert.

Und eben diese Masse mit ihrer Gefühllosigkeit für das Originelle des Evangeliums muß noch dazu wehrlos den Spott Sidonia's über sich ergehen lassen, wenn der Schüler Rebello's in einer englischen Wahlkrisis ausruft: „Unterliegen die Tories, — die Juden haben es gemacht. Ist die Kirche durch den Plan einer rationalistischen Universität beunruhigt und freut sie sich schon, daß die Fonds zur Ausstattung fehlen, — gleich kommt ein Jude und bringt das Etablissement mit seinem Geld zu Stande.“

In neueren Glaubens- und Racenzwisten hat man, um den Zusammenhang und die Verwandtschaft des Christenthums mit dem Judenthum zu erhärten, ähnlich wie Disraeli auf Jesus als Semitenkind gewiesen. Vor ein Paar Jahren machte auf der Münchener Ausstellung ein Gemälde mit seiner realistischen Darstellung der heiligen Geschichte allgemeines Aufsehen, rief auch zum Theil eine sehr lebhafte Mißbilligung hervor; es stellte Jesum in dem Augenblick, wo er als Kind im Tempel lehrt, als einen schroff charakteristischen Judenknaben dar und die Aeltesten, mit denen er disputirt, in der übertriebenen Gestalt hitziger und geifernder galizischer Juden. Der Maler hatte sich aber sehr versehen, wenn er mit seinem realistischen Pinsel ein historisches Gemälde zu liefern glaubte. Die Historie lautet ganz anders.

Besser als dieser Maler, als Disraeli und seine jetzigen Nachfolger verstanden die wirkliche Geschichte die Verfasser jener Geschichten der Kindheit Jesu, die sie den Evangelien des Matthäus und Lukas voranstellten. Die Weisen des Morgenlandes, die im Orient den

Stern des Zukünftigen erkannt hatten und seinem Zuge nach der Wiege des neugeborenen Königs folgten, erleben die Erfüllung der Hoffnungen, welche die Geister des Morgenlandes von jeher belebt haben. Das Schwert, welches in der Kindheitsgeschichte der Lukasschrift (Capitel 2, 35) durch die Seele der Mutter gehen wird, läßt die Begnadigte als die Schmerzensmutter erkennen, die in den Götterkreisen Vorderasiens und Aegyptens den Tod ihres Kindes beweint und wieder durch seine Auferstehung getröstet wird. Das Kind, „dem die Weltherrschaft bestimmt ist", bildet den Mittelpunkt in den Mysterien Griechenlands; in denselben feiert der seinen Feinden erlegene Jakchos (Dionysos) seine Auferstehung und erhalten seine Gläubigen im Wein und Brot die Nahrung der Ewigkeit. Heraklit hat das Herzensgeheimniß, in welchem Griechenland den christlichen Heiland ahnte, wie Vorderasien und Aegypten die künftige Leidensmutter mit der Auferstehung des gestorbenen Gottes wieder aufrichteten, zum allgemeinen Weltgesetz erhoben und im Absterben des Endlichen den Weg zur Ruhe und Vollendung nachgewiesen. Als dann die Stoiker kamen und der Seele ihren inneren moralischen Halt gaben, trat der alexandrinische Jude Philo auf und machte durch seine Vermählung des alttestamentlichen Gesetzes mit der griechischen Weisheit die bisherigen Geistesarbeiten, Hoffnungen und Ahnungen des Orients, Palästina's, Aegyptens und des mystischen, wie philosophischen Hellas so bildsam und flüssig, daß sie in Eine Gestalt vereinigt werden konnten.

Diese Arbeiten und Bilder waren es, die an der Wiege des Kindes zu Bethlehem standen, und zur plastischen Ausführung gehörte erst immer noch das poetische Genie Griechenlands, sammt Roms praktischem Ernst und Sinn für die Weltherrschaft.

Ehe wir von Disraeli als Dichter und poetischem Denker Abschied nehmen, müssen wir seiner „wundersamen Historie von Alroy" erwähnen; gehört sie doch auch zu seinen politischen und semitischen Träumen.

h) Die asiatische Weltmacht.

In der Ueberlieferung der Synagoge finden sich ein paar dürftige Notizen über einen persischen Juden David Alroy, der in der Mitte des 12. Jahrhunderts (doch ist die Tradition in Bezug auf die Zeit dieses falschen Messias sehr unsicher) dem König von Persien unter die Augen gesagt haben soll, er wäre als Messias von Gott gesandt, indessen, nachdem er unter seinen Landsleuten eine unbedeutende und folgenlose Aufregung hervorgerufen hatte, gefangen gesetzt und enthauptet wurde. Aus diesem Unruhestifter hat nun der Dichter einen wahren

Bonaparte und Herrn von Asien gemacht. Er führt ihn in dem Augenblicke auf die Bühne, als sein Oheim Bostenai als Fürst der Gefangenschaft den Tribut seines Volkes zu Hamadan, welches Disraeli zu einer Residenz des Khalifen von Bagdad macht, niedergelegt hatte. Der alte Bostenai war, als er nach Ablieferung des Tributs in das Judenviertel zurückkehrte, mit dem Tag zufrieden. Die Kraft, mit welcher seine jüdischen Begleiter, während er von seinem weißen Maulthiere abstieg, in die Hörner stießen, hatte ihn entzückt. „Der letzte Tusch war gut", rief er seinen Vertrauten zu, „wie die verfluchten Midiamiter unruhig wurden!" Doch kamen ihm im Laufe des Gesprächs auch trübe Gedanken, über die ihn indessen der Blick auf sein Gold und die Freuden der Rache wieder hinweghalfen. „Böse Tage, sagt er, sind gekommen und doch wachsen wir. Ich habe lange genug gelebt, um zu wissen, daß eine Caravane mit den Shawls von Indien und den Stoffen Samarkands beladen, ein guter Anblick ist, wenn auch nicht so schön, als wenn man vor der Lade des Herrn tanzt. Und können unsere hartherzigen Herrscher uns, trotz allen ihres Stolzes, entbehren? Noch werden wir reich. Wir leben noch und, Dank sei dem Herrn, wir nehmen zu und gedeihen. Aber die Zeit der Macht ist vorüber. Klugheit muß uns jetzt weiter helfen. Spott und Hohn, Schimpfreden und Schläge muß Israel jetzt ertragen, ruhig, ja lächelnd hinnehmen. Und dann? Für jeden Spott, für jeden Schimpf will ich Gold! und für jeden Schlag mag sich mein Gläubiger hüten."

Der achtzehnjährige Alroy wird bei dem Fest, welches die Juden der Kalifenstadt nach der Ablieferung des Tributs feierten, von seinem Oheim als Fürst der Gefangenschaft proclamirt, allein noch am Abend desselben Tages muß er sich auf die Flucht begeben, da er in einem Rencontre den Gouverneur der Stadt und Bruder des Sultans der Seldschukken erschlägt. Er will nämlich von der Klugheit seines Oheims Nichts wissen. In ihm kocht die Leidenschaft, er will mächtig, der Erste sein und sein Volk zur Macht erheben oder sterben. In einem Gespräch, welches er mit seiner Schwester Mirjam hat, ehe er sich auf jenes Fest begiebt, sagt er unter Anderm: „Der Wille ist der Vater der That und Jeder, der über großen, wenn auch wilden Ideen brütet, wird finden, daß sein Traum nur die Ahnung des künftigen Schicksals war. Und jetzt, eben jetzt leuchtet ein heller Blitz in mein düsteres Gemüth, — ich denke, ich denke, — o, schrecklich ist es, in der Verzweiflung von Ruhm zu träumen. Ja, ich muß leben, um in Schande zu sterben; ich, Alroy, der Abkömmling heiliger Könige,

mit einem Herzen, das nach Größe schlägt, stehe hier und strecke ohnmächtig meine Arme nach meinem verlorenen Scepter aus, ich, ein mit Schmach bedeckter Sclave."

Die Flucht führt ihn nach dem Kaukasus, wo er von einem kabbalistischen Juden mit ein paar mystischen Phrasen berauscht wird und von demselben den Auftrag erhält, in den Königsgräbern Jerusalems das Scepter Salomon's aufzusuchen.

Er findet es wirklich, kehrt mit demselben nach seiner Heimath zurück, fängt mit kleinen Ueberfällen an, sammelt immer mehr Juden um sich und wird endlich an der Spitze großer Heere ein wahrer Napoleon, stürzt Throne, nimmt Königreiche ein, erobert Persien, Medien (nach einer von Disraeli selbst gemachten Geographie und Statistik) wirft den Kalifen vom Thron und wird der Herr Asiens.

Disraeli schwelgt in militärisch-technischen Formeln, wenn er die Großthaten seiner Helden beschreibt. Alroy steht an der Spitze eines von „Glauben, Tapferkeit und Begeisterung beseelten Heeres." In einer seiner ersten Schlachten durchbricht er „das Mitteltreffen" seines fünfmal stärkeren Feindes. Ein andermal „steigen die langen Reihen der Hebräer von den Bergen hernieder und bilden ihre Schlachtordnung am Saum der Ebene." „Der Tag ist angebrochen, — ein starker Trupp Hebräer, von Scherirah angeführt, wirft sich auf das Centrum der Armee des Kalifen. Eine andere Heeresabtheilung, von Jabasser angeführt, greift den linken Flügel unter dem Sultan von Roum an. Sobald Alroy bemerkt, daß es Scherirah gelungen, das feindliche Centrum zu durchbrechen, dringt er rasch an der Spitze der heiligen Garde vor und vergrößert ihre Verwirrung. Die Abtheilung des Sultans von Syrien und ein großer Theil des Centrums werden gänzlich aufgerieben und in den Fluß geworfen" u. s. w. Großer Sieg! Dreißigtausend Feinde erschlagen, unter ihnen die Sultane von Bagdad und Syrien und zahllose Atabeks, Emire und Häuptlinge! Darauf eine glänzende Deputation aus Bagdad mit unermeßlichen Geschenken, deren Sprecher dem Alroy als dem „Eroberer der Welt" huldigt. Alroy zieht darauf in Bagdad ein, heirathet die Tochter des Kalifen und gründet auf Toleranz und menschenfreundlichen Despotismus seine aufgeklärte Judenherrschaft.

Natürlich muß das Ding, da die Geschichte von allen diesen Mährchen nichts weiß, wieder sein Ende haben. Die Unzufriedenheit der rechtgläubigen Juden, die Empörung der Anhänger der Theokratie, der Neid der weltlich gesinnten Judengenerale, Verrath, Abfall der Seinigen, der Einfall eines fremden Königs, der Persien erobert, der

Anmarsch anderer Sultane auf Bagdad, — Alles das macht den Roman zu einem kurzen Traum. Alroy verrichtet zwar in der Entscheidungsschlacht noch Wunder der Tapferkeit, aber die Geschichte ruft nach dem Schluß; er wird besiegt, gefangen und endigt, als er hingerichtet werden soll, in einem Wortstreit mit dem siegreichen jähzornigen König durch einen Schwertstreich desselben.

Als er im Gefängniß saß und ehe er zur Hinrichtung abgeführt wurde, sagte zu ihm seine Schwester Mirjam, der man zu ihm Zutritt vergönnt hatte: „Das Andenken an große Thaten stirbt nie. Die Sonne Deines Ruhms, wenn sie auch jetzt verdunkelt ist, wird doch bald wieder hell glänzen. Und vielleicht, Du theurer Bruder, wird eines Tags ein Dichter, in dessen Adern das Blut unsers Volkes fließt und den unser Schicksal begeistert, seine Harfe rühren und Deinen nur zu lange vergessenen Namen feiern."

i) Die Summe der Disraeli'schen Poesieen.

Disraeli ist dieser Dichter geworden und hat zugleich eine ganze Galerie von großen Männern und Heldengeistern aufgestellt. Wie in einem Wachsfiguren-Cabinet starren sie uns Alle mit stierem Auge an, legen die Hand aufs Herz und thun so, als wollten sie etwas Bedeutendes denken oder sagen. Am größten erscheint aber in der Sammlung der Dichter selbst, denn er hat ihnen etwas von seinem Geiste mitgetheilt und es ist keine Kleinigkeit, daß sein innerer Reichthum dazu ausreichte, diese Menge von Gestalten aus seinen eignen Mitteln auszustatten. Nennen wir das Cabinet ein Pantheon, so ist er selbst die Gottheit, welche die einzelnen Helden beseelt; freilich erklärt dieser Ursprung auch die Einförmigkeit seiner Geburten.

Nebenbei ist ihm in seiner Figuren-Fabrik der glückliche Wurf gelungen, daß er in den Vivian's, Contarini's, Sidonia's, Hermine's u. s. w. die Productivität unserer Zeit im Artikel der großen Männer geschildert hat. Schade nur, daß die Zeit nicht weiß, wie sie alle diese Größen, die den Staatsstreichler, Premierminister, Dictator, Parteiführer oder Regisseur des nationalen Oberhaupts in sich fühlen, verwenden oder unterbringen soll und so auch noch bei Disraeli's Leben den Geschmack an seinen Schnellgeburten bald verloren hat.

Thiers sagte einmal im Herbst 1872 in der Nationalversammlung zu Versailles, Frankreich habe soviel Kronprätendenten in die Welt gesetzt, daß sie sich schon durch ihre Menge erdrücken und unter einander unschädlich machen. So hat auch die Ueberproduction unsrer Zeit im Fach der großen Männer den Artikel in seinem Werth be-

deutend gemindert. Das Publikum braucht sich nicht besonders zu bemühen, mit ihnen aufzuräumen. Sie übernehmen die Arbeit selbst und pfeifen sich, wenn einer von ihnen die Bühne betritt, untereinander aus. Bei alledem behalten die Romane Disraeli's, wenn auch die geborenen Premiers und Dictatoren in ihrem Gedränge den eignen Preis herabdrücken, ihren historischen Werth. Sie sind eine Art von historischer Pathologie.

Wie den großen Männern geht es jetzt den Racen. Disraeli's Marotte von seiner Race steht nicht allein. Seit den Schlachten von Leipzig und Waterloo war der Boden Europa's überfruchtbar in der Erzeugung von Racen, von denen jede sich der höchsten Leistung und Bestimmung im Fach der Moral, des Glaubens und Denkens rühmte, so daß den Andern immer nur das Nachsehen blieb. Zum Glück für die Welt, die sonst vor lauter Geschrei und Gekreisch nicht zu sich selbst kommen würde, führen sie, während die eminenten Geister sich gegenseitig auspfeifen, sorgfältig über einander Buch. Ferner wird der große Racendisput des Westens und Nordens noch durch den Tageshader der kleinen Nationalitäten Oesterreich-Ungarns travestirt und dem Kenner vollends verleitet. Wer noch etwas klug ist, wird sich von dem Spectakel zurückziehen und die verdrießlichen Alten sich untereinander anschreien lassen.

Mit seinem Eingreifen in die Religions- und Kirchenfrage und mit seinem Versuch, das Christenthum nach dem Semitismus zu façonniren, hat Disraeli gleichfalls von dem Zug der Gegenwart Etwas geahnt, aber wie im Punkt der großen Männer und Racen fehlgegriffen.

Die nordische Sage erzählt von einem Spaß, den die Götter sich mit Baldur, dem ewigen Jüngling, machten, wie sie ihn mit allerlei Geschossen bestürmten, auf ihn knufften und pufften, ihm aber Nichts anhaben konnten, bis ihn ein Splitterchen, von feindlichem Bogen abgeschnellt, todt hinstreckte.

Jetzt ist es ernster. Die Götter dieser Welt richten aufeinander ihre Blitze, die Kirchen liegen untereinander im Krieg, die Bekenntnisse streiten um die Oberherrschaft. Disraeli glaubt das Splitterchen zu besitzen, welches den Streit für das Semitenthum und gegen das Christenthum zur Entscheidung bringen kann, aber er täuscht sich wie die Kirchen und Bekenntnisse, die für ihre Oberherrschaft kämpfen. Kein feindliches Geschoß wird die Palme erringen; glücklicher Krieger kann nur diejenige Macht sein, die von vornherein als Friedensstifter auftritt. Diese Macht ist die Kritik und die Geschichtswissenschaft,

denn sie allein führt die streitenden Geschwister in ihre Heimath und das gemeinsame Vaterhaus, in jene Tiefen des Völkergemüths zurück, aus denen sie alle auf dem fruchtbaren Gebiet von Kleinasien, Griechenland und Aegypten geboren sind.

Ehe ich von dem Dichter Disraeli Abschied nehme, muß ich noch seine beiden letzten Gedichte erwähnen, nicht nur der Vollständigkeit wegen, sondern weil sie zum Schaden seines Nachruhms die Schwäche seiner früheren Werke in bedenklicher Weise blosstellen. Als er mit seinem vorletzten Roman auftrat, waren fünfundzwanzig Jahre verflossen, seitdem er durch die Schöpfung seines „Jung-England" mit den vornehmsten Junkern in Verkehr gestanden hat; seit seiner Erhebung in's Schatzkanzleramt (1852) ward er des Umgangs mit Herzogen und Lords gewohnt; die Tories wurden seine Leibgarde und dienten ihm als unterthäniges Gefolge; während der politischen Ferien machte er den Herzoginnen und Marquisen auf ihren Schlössern seine Aufwartung, dennoch schildert er in seinem, Mitte des Jahres 1870 erschienenen Romane „Lothair" die Paläste der englischen Großen mit einem Fleiß und Erstaunen, wie etwa ein Kleinbürger Londons, wenn er in die Wunderwelt herzoglicher Wohnstätten einmal einen Blick geworfen hat, die Pracht, den Glanz und den Reichthum eines solchen Baues den Seinigen in Hackney beschreibt. Disraeli kommt noch, wie im „Vivian" und im „Contarini", über die Herrlichkeiten der Großen außer sich und sein Pinsel wetteifert mit der Wunderkraft von Aladin's Zauberlampe.

Lothair, der Held des Romans, ein unbedeutender Mensch von zwanzig Jahren, dessen hoher Stand nur aus seiner Verwandtschaft mit Herzogen zu entnehmen ist, von Hause aus Protestant, wird als Spielwerk von Weibern und Priestern in das Blutbad von Mentana verwickelt und in die römisch-katholische Gemeinschaft geschleppt, Garibaldi und Mazzini erscheinen auf dem Schauplatz, aber der Pinsel des Dichters, der den Schloßgarten der Landresidenz Lothair's mit allen Springbrunnen, Terassen und Statuen, sammt dem marmornen Grabdenkmal seines Großvaters in der Schloßhalle mit hingebender Begeisterung ausmalt, erlahmt, wenn diese beiden Verschwörer auftreten. Der große Sidonia stand mit allen unruhigen Geistern Europa's in familiärem Verkehr, hatte in allen Ländern seine geheimen Agenten an der Hand und konnte nach ihren Berichten sich die Geheimgeschichte des Welttheils zusammensetzen. Disraeli selbst nannte im Unterhause Italien den Bienenkorb für geheime Verschwörer, die ihr Netz über Europa ausbreiten. Das unschuldige, bethörte Publikum,

über dessen Leichtgläubigkeit Sidonia im Besitz seiner geheimen Zeitungen lachen konnte, durfte deshalb von dem Verfasser endlich die schönsten Aufklärungen über die Triebfedern und Pläne jener großen Agitatoren erwarten, aber es erfährt von ihm nicht mehr, als die gewöhnlichen Notizen, die in allen Zeitungen standen.

Ebenso dürftig sind die Aufschlüsse des Romans über die Häupter der katholischen Gegenpartei, der Vertheidiger des Papstthums gegen die Verschwörer und Freischärler und der angeblichen Intriganten, die den armen Lothair in ihre Netze locken. In ihnen erkennt man zwar den Erzbischof Manning, den Führer der katholischen Partei Großbritanniens, und die englischen Mitglieder des römischen Consistoriums, aber auch von ihnen erfährt man so wenig wie von dem Geheimbund der weltlichen Agitatoren. Sie sind gewöhnliche jesuitische Seelenfänger, arbeiten mit Hilfe der Weiberlist und unterstützen ihre Anschläge durch Eingesandts in den römischen Zeitungen. Zum Trost für anglikanische Leser kann der Dichter melden, daß Lothair durch einen Traum gerettet und nach seiner Flucht aus Rom in Syrien durch einen Eremiten wieder auf den rechten Weg geführt wird.

Das einzig Interessante an der ganzen Dichtung ist der Ernst, mit dem der Erfinder einen gewissen Zweck verfolgt. Ernst ist es ihm zwar mit seiner Schilderung der prächtigen Schloßbauten und ihrer Ausstattung, Ernst mit der Einfädelung seiner Weiberintriguen, aber heiliger Ernst ist ihm die Enthüllung der jesuitischen Machinationen. Er schrieb den Roman, während das vatikanische Concil seinen alten Haß gegen den Katholicismus wieder erweckte und von Neuem die zelotische Flamme anfachte, die ihn für sein erstes litterarisches Erzeugniß, einen Aufsatz im „Repräsentativ", eine Rettung des anglikanischen Kirchenthums gegenüber dem geistlichen Römerthum, begeistert hatte.

Als Staatsmann und Minister hatte er freilich diese Flamme öfters zu Hause lassen müssen. Wenn ihn Newdegate mit seinen Anträgen auf Beschränkung und Unterdrückung des englischen Katholicismus überfiel, mußte er auf englische Weise antworten, auf die bekannten, nach englischem Herkommen ruhenden und schlummernden Gesetze zurückweisen und ihre Erweckung für den Fall der Gefahr versprechen. Aber nach demselben englischen Herkommen stand ihm dabei die Voraussetzung zur Seite, daß eine solche Gefahr und die dadurch begründete Nothwendigkeit einer Anwendung des Gesetzes nicht abzusehen sei.

Durch seine scharfen und schneidenden Ausfälle und Sarkasmen hatte er sich bisher als parlamentarischer Gegner im Unterhause gefürchtet gemacht; die Anzüglichkeiten seines Romans gegen Manning und dessen englische Mitarbeiter, seine Schilderung derselben als Betrüger waren so verfehlt, daß es diesen Convertiten leicht war, sie mit Stillschweigen zu vergelten; der junge und reiche Lord Bute, dessen Uebertritt zur römischen Kirche den Roman veranlaßt hat, wird über sein Abbild „Lothair" höchstens gelächelt haben.

Bemitleidenswerth ist aber der Dichter, daß er in seinem, kurz vor seinem am 19. April 1881 erfolgten Abscheiden veröffentlichten Roman „Endymion" die Kindheitsträume seiner Vivians und Contarinis noch einmal erneuert und die Sucht nach der Herrschaft und Premierschaft als die Seele der englischen Gesellschaft gefeiert hat. Vor der Frage: wie man Premier wird, vor der Schilderung der Mache, wie die ganze Gesellschaft diese einzige Lebensfrage löst, verschwinden Volk, Nation und alle andere Interessen der Geschichte und des öffentlichen Lebens und es bleibt Nichts als die Oedigkeit eines Geistes, der sich einzig nur für diese Frage erhitzte.

VI.

England als asiatische Weltmacht.

Und doch hat dieser Geist eine Zeit lang in die europäische Politik mit Erfolg eingegriffen und für einen Augenblick England mit dem Zauberbild seiner asiatischen Herrschaft entzückt.

Seine bedeutendste That gelang ihm auf dem Berliner Congreß des Jahres 1878, wo er der andern asiatischen Macht, die er in den turkestanischen Vorlanden Indiens bekämpfte, auf ihrem Vorrücken in der europäischen Türkei Grenzen setzte.

Er kann, wie jener römische Dictator, Sulla, „der Glückliche" genannt werden; sein Glück erreichte aber den Höhepunkt, als er, nachdem die Königin von Großbritannien durch seine Politik den Kaisertitel von Indien gewonnen hatte, auf jenem Congreß dem deutschen Reichskanzler die Hand reichen konnte.

Von seinem ersten Auftreten an hatte er überhaupt mit dem deutschen Dictator eine Reihe charakteristischer Berührungspunkte. Wie dieser hat er die conservative Partei mit Hilfe der Liberalen und Radicalen für die Reform der Verfassung und des Wahlsystems in

Bewegung gesetzt. Wie Bismarck das Einvernehmen mit dem kaiserlichen Frankreich und mit dem weiterstrebenden Piemont zum Ausgangspunkt seiner deutschen Politik machte, so hat auch Disraeli die Freundschaft mit Napoleon III. gesucht und Sardinien gegen Oesterreich in Schutz genommen. Die deutschen Liberalen waren sehr undankbar und befangen, wenn sie den beiden Ministerien Derby's (1852 und 1859) den Vorwurf machten, hinter den Reformbestrebungen derselben habe sich nur der freiheitswidrige Sinn der Tories versteckt. Abgesehen davon, daß die Tories die weinerlichen Querelen der Whigs über die Ausschließung der Rothschild's vom Unterhaus stillten, hat Derby die heimliche und hinterrückische Anerkennung des napoleonistischen Staatsstreichs, um derentwillen Palmerston 1852 fiel, corrigirt und auf die That des Napoleoniden das englische Staatssiegel gedrückt, wozu Disraeli noch seine persönlichen Elogen für den französischen Cäsar fügte. Wiederum durch das Ungeschick, mit welchem Palmerston 1858 dem Verlangen Napoleon's nach Auslieferung der Genossen Orsini's entgegenkam, zur Regierung gelangt, ließ Derby nach der Freisprechung eines dieser Complicen durch die Londoner Jury die von Palmerston eingebrachte Verschwörungsbill fallen. Endlich schlug Derby bei Gelegenheit des österreichisch-piemontesischen Conflicts der alten Politik auf dem Continent den Boden aus und nannte zum Jubel der für Italien schwärmenden Bürger Londons auf dem Osterbanquet vom Jahre 1859 den kriegerischen Anlauf Oesterreichs auf Victor Emanuel einen „verbrecherischen".

Der englische Adel verstand diese Derby'sche und Disraeli'sche Politik besser als die Liberalen. Im Herbst 1872 erklärte Salisbury in seiner conservativen „Review", die Tories dankten für ein etwaiges conservatives Ministerium wie die Tories-Regierungen der fünfziger und sechsziger Jahre, „die nur die Pläne einer feige gewordenen Revolution ausführten; sie würden lieber warten." Und sie warteten, bis sie wieder in Disraeli's Cabinet vom Jahr 1874 auftraten, wie sie sich 1867 seiner Reformbill gefügt hatten.

Eine andere Berührung zwischen Disraeli und Bismark ist ihr beiderseitiger Versuch, sich durch die Verbindung mit den Arbeiterklassen gegen das liberale Bürgerthum zu stärken. Der deutsche Staatsmann hatte, wie wir später an seinem Ort berichten werden, im Jahre 1865 seine erste öffentliche Berührung mit den Fabrikarbeitern vor dem preußischen Abgeordnetenhaus zu vertheidigen; Disraeli löste 1868 sein Versprechen, das nationale Königthum durch den Bund mit dem Arbeiterstand zu stärken. Er schuf die „conservativen

Arbeiter" gab ihnen Führer, ließ Ausschüsse bilden, nannte das Ganze die „constitutionelle Association" und ließ dem Lord Dortmouth die Ehre der Präsidentschaft.

Obwohl die Adressen, die in den öffentlichen Lokalen Londons und aller größern Städte Englands zur Unterzeichnung auslagen, den Mitgliedern dieser Association die Vertheidigung der „geheiligten Union zwischen Kirche und Staat" zur Pflicht machten, hatte man Disraeli in Verdacht, daß er gerade damals mit einem Schlag gegen dieses uralte Band umginge.

Gladstone drohte mit seiner Vorlage zur Entstaatlichung der irischen (protestantischen, auch durch die Steuern der katholischen Iren ernährten) Kirche und es mußte Etwas zur Beruhigung Irlands geschehen. England war durch die fenischen Sprengapparate in Belagerungszustand versetzt; die königlichen Schlösser Windsor und Hamptoncourt mußten Tag und Nacht von Truppen cernirt bleiben; die Regierung bewachte ihre Waffenvorräthe und Arsenale; die Bürger, in beständiger Angst, fürchteten, daß man ihnen bei Tische eine Flasche fenischen Feuers durch die Fenster wirft und Haus und Insassen verbrennt; die Besitzer in der Nähe von Gasfabriken besorgten, daß die Leitungen von den Feniern in Brand gesteckt werden und ganze Stadtviertel in die Luft fliegen.

In dieser Zeit der allgemeinen Angst gab Derby den Vorsitz im Cabinet auf, wie Viele glaubten, nicht nur wegen seines Gichtleidens, sondern weil er eine neue Ueberraschung von Seiten Disraeli's befürchtete und es für möglich hielt, daß derselbe, trotz seiner Erklärung für die Erhaltung des „geheiligten" Kirchenverbandes, Freund und Feind durch einen kühnen Schritt in Erstaunen versetzen möchte.

Zunächst stand die Wahl zur Nachfolge zwischen Derby's Sohn, Lord Stanley, und Disraeli in Frage. Für Letzteren wurden seine langen Dienste und seine Begabung geltend gemacht, gegen ihn das für die englische Gesellschaft Unerhörte, daß durch die Berufung eines Bürgerlichen die Herrschaft der Aristokratie durchbrochen würde. Disraeli siegte und sprach am 6. März 1868 zum erstenmal als Premier im Unterhause.

Nun schwebte aber noch die Frage, wie sich der neue Vorsitzende zu der am 23. März von Gladstone eingebrachten Resolution verhalten würde. Da entschied Hardy, der Minister des Innern, mit einem Vortrag, in welchem derselbe als Mann und Redner mit Wucht der Sprache und mit persönlicher Haltung die Festigkeit seiner Ueberzeugung gegen jeden Compromiß an den Tag legte. Hardy hatte

Disraeli's Charakter im Auge, hielt es demnach für unzweifelhaft, daß der Autor der Wahlreform-Bill auch diesmal auf Mittel sinne, sich zwischen der Opposition und den glaubensstarken Tories im Amte zu erhalten und einen Mittelweg zu finden; man wußte aus Erfahrung, daß er vor keinem Mittel zurückscheue, und nahm demgemäß an, daß es ihm auch auf einen Schlag gegen die Hochkirche nicht ankommen würde.

Obwohl Disraeli Grund zur Annahme zu haben glaubte, daß Lord Stanley, dieser kühle Rechenmeister, dem die Staatskirche auch nicht unablöslich an's Herz gewachsen war, für seine Idee eines Staatsstreichs gewonnen sei, so gab er diesmal doch dem Ernste Hardy's nach. Nun tauchte jedoch eine neue Krisis auf. Die Opposition erhob den Schrei gegen cäsarischen Absolutismus, als er der Umwandlung der Gladstone'schen Resolution in eine Bill, deren Annahme im Unterhaus und Verwerfung im Oberhaus ruhig zusah und ohne Beachtung der Gladstone'schen Strömung in den Wählerkreisen die Miene machte, fortzuregieren, als ob seine Idee eines Compromisses zwischen Irland und der Hochkirche ein unsterbliches Wesen sei, das er im nächsten Jahr pflegen und dem Unterhause vorstellen könne. Allein die irische und englische Aufregung wuchs ihm über den Kopf und im December mußte er durch Parlamentsauflösung und Ausschreibung der Neuwahlen dem Gladstone'schen Cabinet den Weg bahnen. Noch in demselben Monat gab sich die Stimmung des Landes so überwiegend für Gladstone zu erkennen, daß derselbe zur Königin berufen und mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt wurde.

Als Disraeli im Februar 1874 wieder an die Spitze der Regierung trat, war die Lage Englands indessen durch Gladstone von Grund aus verändert worden. Er fand Großbritannien eingeklemmt zwischen den Griffen Nordamerikas und den Bayonnetten der europäischen Militärstaaten. Die Republik jenseits des Oceans hatte den Mutterstaat wegen seiner völkerwidrigen Eingriffe in die innern Angelegenheiten des großgewordenen Kindes ins Gebet genommen, im Orient dagegen hatte Rußland seinen britischen Gegner gezwungen, die ihm vom Pariser Vertrag aufgelegten Fesseln zu lösen.

Kaum war Gladstone 1869 mit der Bildung seines Cabinets fertig geworden, so fand sich auch schon Reverdy Johnson ein, um England das Bekenntniß seiner Schuld an der Alabama-Angelegenheit abzupressen. Dieser Gesandte der nordamerikanischen Union fing sein Geschäft in freundschaftlicher Biederkeit unter Händedrücken und jovialer Umgänglichkeit auf Banketten an, trank dem Unionsfeind

Roebuck zu und schüttelte in Liverpool Laird, dem Erbauer des Alabama, die Hand. Der englischen Aristokratie, die dem aufständischen Süden der Union das Recht einer kriegführenden Partei zuerkannt hatte, wurde es aber allmählich angst und bang, als Reverdy mit dem Auftrage des neuen Präsidenten Grant hervorrückte und sich nicht mit einer etwaigen Entschädigung für die von den Corsaren verbrannten amerikanischen Schiffe begnügen wollte, sondern auf der Genugthuung für den ganzen, dem Handel der Union zugefügten Schaden, für die durch England mit seinen den Südstaaten erwiesenen Sympathieen verschuldete Verlängerung des Kriegs und für die dadurch an Gut und Blut erwachsenen Opfer bestand. Gladstone fühlte sich am meisten getroffen, da er sich während jenes Bürgerkriegs im Unterhaus mit seinen der südstaatlichen Aristokratie dargebrachten Huldigungen am meisten hervorgethan hatte. Auf einem Bankett zu Glasgow deckte endlich der joviale zuthuliche Botschafter alle seine Batterien auf und richtete an die englische Nation die strafende Anrede: „In euern Häfen erbaut, theilweise durch eure Leute bemannt, trieben diese vier Corsaren-Fahrzeuge die Handelsflotte der Union vom Ocean. Euer Admiralitätshof, der die Gesetzlichkeit solchen Verfahrens anerkannte, war die Brandfackel, der verrätherische Seeräuber hielt diese Brandfackel immer in der Hand.“

Während Reverdy Johnson die Alabama-Frage als einen Pfahl ins Fleisch Englands trieb, hatte er, ehe nacheinander seine Nachfolger Motley und Schenck kamen, unterm Druck der Alabama-Sache durch den Abschluß des Naturalisations-Vertrages, den Stolz des „civis Romanus“ von Großbritannien auf Amerika übertragen und den „Character indelebilis“ des ausgewanderten Engländers ausgelöscht.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas schienen damals in den letzten Zügen zu liegen, als sich Gladstone mit der englischen Aristokratie verband und der verhaßten Macht jenseits des Oceans den letzten Stoß versetzen wollte. Der Gegensatz zu diesem Benehmen bildet die philosophische Ruhe, mit der er den Leiden seines Nachbars jenseits des Canals zusah und die Fabrikanten und Großhändler Englands den Gewinn der Lieferungen für Gambetta's Rüstungen einstecken ließ. Bisher hatte England sich seines französischen Gegners immer angenommen, wenn es nach einem Kampf auf Leben und Tod darauf ankam, das unterlegene Frankreich vor dem härtesten Schicksal zu retten. Nach dem spanischen Erbfolgekrieg übte es dieses Rettungswerk im Utrechter Frieden, dann hob es den Geschlagenen und durch Waterloo Darniederliegenden im zweiten Pariser Frieden

wieder auf. Gladstone rührte keine Hand nach den Tagen von Metz und Sedan.

Man wird mir, hoffe ich, weder den Wunsch, noch den leisesten Gedanken daran zutrauen, daß Gladstone für die Macht, mit welcher Frankreich nach der Phase der Zeit Louis Philipps in herzlichem Einvernehmen stand, mit der leisesten Bewegung hätte eintreten können, oder eintreten müssen. Der Historiker, der in der *Erstarrung* und *Stockung* der bisherigen politischen Verbindungen und Berührungen die Anzeichen des bevorstehenden Europäerthums verfolgt, hat keine Wünsche für die Erhaltung längst abgeschwächter Ueberlieferungen. Aber jeder neue Beweis für die Thatsache, daß Canning's Vergleichung Englands mit des Aeolus Gewalt über die Stürme der Politik nur der schwächliche Nachklang einer für immer eingeschränkten Allgegenwart der englischen Initiative war, ist für ihn von Interesse und bestätigt ihn in der Ueberzeugung, daß die europäische Bewegung der Geister unterhalb der politischen Regionen nicht mehr durch das Aufflammen abendländischer Inspirationen von seinem Ziel abgelenkt werden kann.

Gladstone sah nicht einmal, daß seine Rührigkeit für die Gründung einer Friedensliga neben dem deutsch-französischen Krieg von *Rußland* zu russischen Zwecken geleitet wurde. Der innere Halt seiner Liga, in der sich Alle gegenseitig zur Behauptung der Nichtintervention anhalten und verpflichten, beruhte nur auf der Ueberwachung Oesterreich's durch Rußland und diese Macht erntete sofort nach dem Fall von Metz und nachdem der Friedensbund überflüssig geworden war, die Frucht seiner polizeilichen Aufsicht ein. Er kündigte am 30. October 1870 jene Bestimmung des Pariser Friedensvertrages über die Neutralität des Schwarzen Meeres und erhielt am 30. März 1871 auf der Pontus-Conferenz das Zugeständniß, daß dieses Meer fernerhin nicht mehr fremden Kriegsfahrzeugen verschlossen sein solle. Diesmal wurde England in seiner Hauptstadt *conferenzirt*; im folgenden Jahre erfuhr es, wie es einem Staate zu Muthe ist, wenn er *protokollisirt* wird. Vom März bis zum Ende des Juni 1872 stand es wegen der Alabamafrage vor dem internationalen Schiedsgericht zu Genf und setzte es unter Kriegsandrohungen nur durch, daß ihm die indirecten, durch die in seinen Häfen ausgerüsteten Corsarenschiffe der Union verursachten Schäden nicht angerechnet werden sollten.

Bis jetzt hatte die Nation sich gegenüber der auswärtigen Politik Gladstone's still verhalten. Seine Neutralität neben dem deutsch-französischen Kriege machte ihr keine Skrupel, die Pontus-

Conferenz rührte sie nicht, das Genfer Schiedsgericht regte sie nicht auf. Aber endlich bereitete ihr ein düsteres Gewölk über Centralasien doch einige Beklemmungen. Rußland hatte Khiwa erstürmt und machte Miene, sich in dieser Oase der Turkmenen-Wüste bleibend einzurichten, obwohl es im Frühjahr 1873 dem Lord Granville die Versicherung hatte zukommen lassen, daß es die wichtige Position nach der Züchtigung des dortigen Häuptlings wieder räumen werde. Das gab den Gegnern des Cabinets einen willkommenen Vorwand, um die Volksstimmung gegen dasselbe aufzuregen.

Gladstone hatte bis dahin große Erfolge in der Gesetzgebung errungen. Im Jahre 1869 gelang ihm die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Irland; im Jahr darauf brachte er im Parlament die irische Landbill durch und die englische Schulbill — eine Combination der Staatsintervention und der bestehenden Selbstverwaltung der Gemeinden, Zusammenwirken von Regierungsinspectoren und einem von der Gemeinde berufenen Schulrath, Theilung der Schulkosten und Aufbringung derselben zu je einem Drittel durch Schulgeld, durch den vom Parlament bewilligten Schulfonds und durch Gemeindesteuern, —endlich Verpflichtung der unter den Auspicien der Schulräthe zu stiftenden Schulen zu einem religiösen Bekenntniß, dessen Wahl von der Mehrheit abhängt, und daneben Freiheit für die Eltern eines anderen Bekenntnisses, ihre Kinder vom Religionsunterrichte auszunehmen. Die Jahre 1871 und 72 brachten in Verbindung einer Reform der Armeeverhältnisse die Abschaffung des käuflichen Erwerbs der Offiziers-Patente und das Ballot für die Parlamentswahlen. Zuletzt aber verlief und verwirrte er sich in dem katholischen, protestantischen und pecuniären Detail seiner Vorlage zur Umbildung der Universität von Dublin. Die Nation war von seinem Reformminister abgemattet worden; schon seit Jahren war bei Neuwahlen ein Ort nach dem andern ihm untreu geworden, die Reihen seiner Anhänger im Unterhause lichteten sich und da zu seinem einheimischen Mißgeschick auch noch die Centralasiatische Bedrängniß kam, mußte er sich zur Auflösung des Parlaments entschließen. Schon die ersten Wahlen der City von London entschieden gegen ihn; am 17. Februar 1874 nahm das Ministerium seine Entlassung, Tags darauf ward Disraeli zur Königin berufen.

Somit kam der „Mann mit dem asiatischen Geheimniß" an die Spitze der Regierung.

Disraeli war schon seit den ersten Tagen des Mai 1859 von seinen Gegnern mit diesem Spitznamen beehrt worden. Damals hatte er gegenüber dem französisch-österreichischen Krieg seinen Wählern in

Buckinghamshire auseinandergesetzt, daß England ein Weltreich, die Stütze seiner Macht, neben der Flotte, Indien sei und seine Zukunft, wenn auch Europa in Altersschwäche verfallen möge, eine glorreiche bleiben werde.

Allein auch in dieser Rede sprach sich jene Fremdheit Englands gegen die Geschicke des westlichen und mittleren Europa aus, mit welcher Gladstone während des deutsch-französischen Kriegs den Geschicken Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs und Italiens gegenüberstand. Zum erstenmale wurde damals die Gestalt Europas, für welche Pitt und dessen Nachfolger Englands Kraft seit der französischen Revolution fünfundzwanzig Jahre lang angespannt hatten, in Frage gestellt und vom Napoleoniden gründlich umgeändert. Zum erstenmale stand England vor der Entscheidung, ob es diesen völligen Umsturz seines großen Werks ruhig geschehen lassen wolle, und Disraeli gab die Antwort, daß das englische Cabinet dem Würfelspiel des Kriegs ruhig zuschauen wird. Damit war die Gleichgültigkeit Englands gegen die Geschicke des europäischen Festlandes für die Zukunft eingeleitet.

In derselben Rede pries Disraeli die Sicherheit, welche die bereitliegenden und unerschöpflichen Geldkräfte Englands für seine glänzende Zukunft bieten. „Während andere Staaten sofort beim Beginn des jetzigen Kriegs 20 Millionen Pfund borgen müssen, können wir in England Jahr für Jahr eine solche Summe mit Leichtigkeit aufbringen, wenn wir einzig und allein unsere Einkommensteuer um zehn Procent erhöhen.“ Dieser Stolz sollte jedoch wenige Tage vorher, ehe er am 18. Februar 1874 sein neues Cabinet bildete, gründlich berichtigt werden.

Gerade derjenige Mann, der als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in die Regierung berufen wurde, also für Krieg und Frieden eine wichtige Stimme hatte, dachte anders. Lord Derby, der Sohn und Erbe des am 23. October 1869 verstorbenen dreimaligen Cabinetschefs und vierzehnten Earls gleichen Namens, dieser in Statistik und Arithmetik vergrabene Rechner, stimmte gerade vier Wochen vor seinem Eintritt ins Disraelische Cabinet das Vertrauen des Engländers auf den vermeintlichen Reichthum seines Landes in einer öffentlichen Rede zu London bedeutend herab. Er führte aus, daß England, was es an Reichthum besitzt, zum großen Theile Zufälligkeiten verdankt, die in derselben glücklichen Vereinigung nicht wieder vorkommen werden. Dank seiner geographischen und politischen Lage, welche lange Zeit hindurch fast allein sichern Schutz

für Person und Eigenthum gewährte, — Dank seinen Kolonieen, die sonst nur mit dem Mutterlande handelten, — Dank endlich seiner Herrschaft über das Meer haben sich Handel und Industrie in England concentrirt. Die Zeit dieser Vorzüge ist indessen vorbei. Politische und religiöse Verfolgungen, welche England rührige Kräfte vom Festland zuführten, werden kaum wieder eintreten, und treten sie ein, so würden sich die Flüchtlinge nicht nach England, sondern nach der neuen Welt wenden. Der Kolonialhandel steht jetzt allen Ländern frei. Der Vorsprung, den England bisher in seiner früheren Anwendung neuer Erfindungen, in seiner größeren Erfahrung mit Maschinen genoß, ist dahin. England hat nicht still gestanden, sondern Andere sind vorgerückt. Es ist aber noch Schlimmeres gekommen; die Arbeit ist in England theurer geworden als anderwärts und englisches Capital gründet bereits in billigen Ländern Fabriken und Geschäfte, welche den englischen Handel und Industrie aus der Welt zu drängen streben. Diese Verhältnisse werden sich gewiß nicht zu unserm Vortheil verändern und so scheint England, schloß Derby seine Rundschau, das Schicksal eines Venedig oder eines Holland bevorzustehen.

Disraeli ahnte etwas von seiner Zukunft, als die drei Kaiser des Nordens seit den Septembertagen des Jahres 1872 sich in der Hauptstadt des deutschen Reichs zusammenfanden. Das Bild seines „Alroy" des asiatischen Großherrschers, die politische Phantasie seiner Jugend, stieg wieder vor seinen Augen auf und gewann einen Körper mit Fleisch und Blut, denn er konnte nicht daran zweifeln, daß Ignatieff's, des russischen Botschafters in Stambul, Bemühungen für die kirchliche Emancipation der Bulgaren des Balkanlandes von der Oberhoheit des griechisch-ökumenischen Patriarchen im Fanar Konstantinopels für Rußland ein Actionsfeld und die Einleitung zu einem europäisch-asiatischen Unternehmen auf beiden Seiten des Bosporus vorbereiten sollten. Anfangs hielt er sich, nachdem er sein Cabinet gebildet hatte, ruhig und beschränkte sich auf die Beobachtung. Die wiederholte gemeinsame Berathung der drei Kanzler Deutschlands, Oesterreichs und Rußlands zu Berlin im Mai 1875 und ihre Abfassung eines Memorandums für die Regierung des Sultans und zu ihrer pünktlichen Befolgung rief ihn in die Scene. Als der Vertreter Englands wie dessen französische und italienische Collegen nachträglich, gleichsam ad audiendum verbum, am 13. Mai in den Rath der drei Kanzler berufen wurden und den Wortlaut des Rathsbeschlusses zu hören bekamen, erklärte er, wie die beiden Andern, daß er vor einer Meinungsäußerung die Aufträge seiner Regierung ein-

holen müsse. Tags darauf traten Frankreich und Italien dem Leitfaden für die Regulirung des Orients bei; am 19. Mai erfolgte Englands Absage und unmittelbar nach dem 30. eröffnete Disraeli dem Unterhause, daß die Uebergabe des Memorandums in Konstantinopel nicht mehr wahrscheinlich sei.

Es war an diesem Tage, der die Uebergabe des Memorandums an den Sultan erleben sollte, in Stambul etwas Orientalisches passirt. Der Geist indischer Politik erfüllte das dortige englische Botschafter-Palais und Disraeli's Arbeitsgemach in Downing-Street. Abdul Aziz war vom Thron gestürzt und Ignatieff seines Werkzeugs beraubt worden, am 4. Juni ward der Entthronte ermordet und der russische Botschafter konnte ihn nicht mehr, wozu alle Vorbereitungen getroffen waren, als Mittel zur Zerrüttung der Kalifen-Familie nach Odessa schaffen lassen. Da aber der schwache Geist Abdul Murad's, welchem der englische Botschafter zuerst, ehe die andern Mächte von seinem Regierungsantritt benachrichtigt waren, den Glückwunsch seiner Regierung darbrachte, den Zwecken Englands auch nicht genügte, so ward er am 31. August durch seinen Bruder Hamid ersetzt.

Im Mai waren schon die Feuerzeichen des nahenden großen Brandes aus der Herzegowina aufgestiegen; die drei Kaisermächte setzten bereits im Juni das Geschäft ihres Memorandums in Ruhe und suchten mit Anregungen zu einer Conferenz einen neuen Weg für die Behandlung der orientalischen Frage vorzubereiten. Durch alle diese Zeichen gewarnt, strengte Disraeli seine Phantasie für eine Gegendemonstration an. Zuerst kam seine Idee einer indischen Reise des Prinzen von Wales; er wollte den Völkern Hindostans im Thronfolger die Macht des gebietenden Landes, Europa und besonders Rußland die Huldigung und Ergebenheit der Asiaten für den Vertreter der Königin vor Augen führen. Mit Mühe gewann er am 15. Juli vom Unterhause die Bewilligung der Reisekosten; seine Reden bis zu diesem Tage bewegten sich zwischen schwülstiger Erhabenheit und kleinlichen Genrebildern. Das Einemal schilderte er, wie der Prinz, wenn man die Kosten nicht scheuen wolle, in Indien einen neuen Orden der Ritterschaft stiften und eine Pracht entwickeln könne, wie sie seit den Tagen des Groß-Mogul nicht wieder gesehen worden. Für den Fall der Einschränkung, die allerdings durch das Maaß der Reichs- und der indischen Landesmittel geboten sei, beschrieb er, wie der Prinz an den aufregenden Vergnügungen der indischen Fürsten theilnehmen werde. Einmal machte er den Umstand geltend, daß der Besuch

Indiens die Erziehung des Thronfolgers, der damals seit 12 Jahren Familienvater war, vollenden werde.

Ernster war die Eroberung, die er noch in demselben Jahre machte. Er hatte, wie man am 25. November in London erfuhr, durch Kauf die englische Regierung in den Besitz der 177 Tausend Actien gebracht, welche der Khedive von den 400 Tausend, dem Capital des Suez-Canals, besaß. Der Khedive hatte schon seit dem Jahre 1870 diesen Antheil, theils aus Mißtrauen in den Ertrag des Unternehmens, theils aus Geldnoth mannichfach ausgeboten; jetzt griff Disraeli zu und kaufte die Titel für 4 Millionen Pfund. Das war nach der Beseitigung des Berliner Memorandums und nach dem Eingriff in die türkische Thronfolge wieder ein Gegenschritt gegen Rußlands Vorgehen in der türkischen Angelegenheit; er hatte Englands Position am Nil befestigt und für künftige Erschütterungen einen Theil der Beute gesichert.

Seine Bill des folgenden Jahres (1876) zur Uebertragung des Kaisertitels auf die Herrschaftlichkeit der Königin über Indien war eine Demonstration gegen Rußland und dessen Vordringen in Centralasien; sie würde auch nur die Bedeutung einer Demonstration behalten, wenn nicht die Absicht, Indien an England fester zu knüpfen und Rußland zu imponiren und diesem Gegner den Ernst der britischen Festsetzung in Asien zu zeigen, durch eine kriegsbereite Armee und geschickte Generale unterstützt wird. Eine thatsächliche Entscheidung war mit ihr also nicht gegeben. Dagegen machte die Bill in England selbst einen tiefen Eindruck; sie fand im Volk und im Parlament eine lebhafte und weit verbreitete Opposition. Die Commoners des Unterhauses und die Aristokratie des Oberhauses sahen in ihr das Gespenst des Imperialismus über dem eigenen Haupte aufsteigen. Von den beinahe 500 Peers des Oberhauses hatten sich an der Abstimmung des 4. März nur 228 Peers betheiligt, obwohl selten das Haus so dicht wie an diesem Tage besetzt war, und von jenen 228 erklärten sich 91 Stimmen gegen die Bill. Die ganze Ueberraschung des Premiers war für die einheimischen parlamentarischen Verhältnisse Englands auch nur eine Demonstration, soweit er seit seinem Auftreten mit der Wahlreformbill nicht selbst schon Alles dazu gethan hatte, seine Dictatur über den Parteien aufzurichten. Die Königin erhob ihren Vorkämpfer im August desselben Jahres zum Pair mit dem Titel eines Earl of Beaconsfield.

Den Höhepunkt seiner Politik gegen Rußland erreichte Disraeli beim Vorrücken der im Türkenkriege von Erfolg gekrönten Russen

über Adrianopel nach Stambul. Lord Derby bereitete sich zum Rücktritt aus dem Cabinet vor, als sein Chef am 28. Januar 1878 mit seiner Forderung eines Credits von 6 Millionen Pfund zu militärischen Maßregeln vor dem Parlament auftrat. Derby traute, wie er schon in seiner öffentlichen Rede vom Januar 1874 auseinandersetzte, England die Kraft zu einem Eingreifen in die ottomanischen Geschicke nicht zu; Disraeli hielt dagegen, wie er an jenem Tage dem Unterhause auseinandersetzte, eine europäische Verhandlung zur Einschränkung der russischen Friedensforderungen für nöthig und wollte durch jene militärischen Vorbereitungen der Stimme Englands im gemeinsamen Rath Europas Nachdruck verschaffen. Die englische Flotte begab sich bald darauf zum Schutz Konstantinopels unter die Mauern der Hauptstadt des ottomanischen Reichs; Marquis Salisbury übernahm definitiv die Stelle Derby's im auswärtigen Amt und erließ in dieser Stellung am 1. April seine Kritik des russischen Friedensinstruments von San Stefano in einem Rundschreiben an die Vertreter Englands bei den Großmächten. Namentlich protestirte er gegen die Errichtung eines bulgarischen Großstaats auf beiden Seiten des Balkans unter russischer Controle.

Disraeli hatte bei seinem Vorgehen gegen Rußland eine mächtige Stütze an dem Manne, der die auswärtige Politik des am unmittelbarsten durch die Schöpfung eines neuen Balkanstaates bedrohten Oesterreich-Ungarns leitete. Graf Andrassy, — (denn aus seiner Feder stammen, wie Styl und Inhalt beweisen, die Aufklärungen, welche der „Pester Lloyd" am 9. September 1879 brachte) — hatte bereits am 29. Mai 1877 dem Londoner Cabinet diejenigen Punkte genau bezeichnet, die er auch im Falle des entschiedensten Sieges Rußlands nicht annehmen würde, namentlich hatte er als sein Grundprincip hingestellt, daß die definitive Gestaltung der Kriegsergebnisse nicht ohne Theilnahme der europäischen Großmächte erfolgen und die Constituirung der christlichen Völker nie durch eine einzelne Macht octroyirt werden dürfe. An jenem 29. Mai wußte man zugleich in London, daß Oesterreich für Dasjenige, was es als seine Interessen bezeichnete, mit der ganzen Kraft der Monarchie und, wenn nöthig, auch mit bewaffneter Hand einzutreten bereit sei. Nach dem Frieden von San Stefano mußte sich dann Andrassy, um die Ausdrücke jenes heiß-flammenden „Lloyd"-Aufsatzes zu gebrauchen, zu seiner eigenen Rettung und um die Monarchie vor den schwersten Gefahren zu bewahren, zu der „Riesenarbeit" entschließen, die europäischen Mächte zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen den von seinen Erfolgen

berauschten Sieger zu veranlassen. Der Zusammentritt des Berliner Friedenscongresses war großentheils sein Werk und in seiner Antwort auf die Depesche des Marquis Salisbury vom 1. April hat er die Grundzüge alles Dessen angedeutet, was später als Ergebniß dieses Congresses die Sanction Europas erhielt.

Ein solcher Bundesgenosse war Disraeli willkommen, denn Beide trafen in der Vertheidigung ihrer beiderseitigen Lebensinteressen, in der Fernhaltung Rußlands von dem Innern der Balkanhalbinsel und von dem Sultanssitze, der immer noch die Brücke zwischen Europa und Asien bildet, zusammen. Der deutsche Reichskanzler kannte Beider Gesichtspunkte und kündigte sich in der Sitzung des deutschen Reichstags vom 19. Februar 1878 als den „ehrlichen Makler" des Geschäfts zwischen Rußland und den Interessen Englands und Oesterreichs an.

Ehe der Berliner Congreß am 13. Juni eröffnet wurde, hatte der Botschafter Englands in Konstantinopel am 4. das Defensivbündniß mit der Türkei abgeschlossen, wonach Großbritannien zur Sicherung Kleinasiens und Syriens gegen einen Anprall der russischen Macht die Besetzung und Verwaltung der Insel Cypern übernimmt. Disraeli kannte das ähnliche Verlangen Oesterreichs nach der Besetzung und Verwaltung Bosniens und der Herzegowina, wußte, daß der deutsche Reichskanzler einer solchen österreichischen Flankenstellung gegen einen russischen Anprall auf der Balkanhalbinsel nicht entgegen sein würde, und sicherte im Voraus für England die beherrschende Stellung zwischen Kleinasien, Syrien und dem Suez-Canal.

Disraeli hatte auf dem Berliner Congreß die Höhe seines von kluger Berechnung unterstützten Glücks erreicht und wurde vom englischen Volk bei seiner Rückkehr wie in alten Zeiten ein römischer Eroberer als Herzog von Cypern begrüßt. Nur Eins fehlte ihm noch und auch das wurde ihm zu Theil, als der deutsche Reichskanzler im Laufe des August und September 1879 mit seinem bisherigen Mitarbeiter Andrassy und dessen Nachfolger das deutsche und österreichische Einvernehmen für den Fall eines russischen Vormarsches nach dem Westen und nach der Balkanhalbinsel einleitete. Lord Salisbury begrüßte die unerwartete Nachricht, als sie nach England kam, in einer öffentlichen Versammlung als ein Evangelium, welches England Heil und Glück verkündigte und der Welt den Frieden gegen Rußland verbürgte. Allein in den nächsten Monaten bereitete sich eine für das britische Nachdenken sehr niederschlagende Enttäuschung vor. Allmählich kamen die Anfragen deutscher Blätter, ob England nur genießen und die Frucht des Herbstes 1879 sich zu Gute kommen

lassen wolle, ohne an den Stürmen theilzunehmen, die sich gegen die Pfleger und Hüter des Friedens erheben könnten. Man dachte damals an die Möglichkeit einer französisch-russischen Allianz, die sich zuerst gegen das österreichisch-deutsche Bündniß richten und an demselben ihre Kraft erproben würde. Endlich fragte im Februar 1880 ein deutsches officiöses Blatt geradezu bei dem englischen Cabinete an, ob es zu der Erklärung vorbereitet sei, daß England im Falle eines russisch-französischen Angriffs seiner Verpflichtungen eingedenk sein und für die Neutralität Belgiens, Luxemburgs und der Niederlande einzutreten, daneben auch für die Neutralität der Ost- und der Nordsee einzustehen, somit wirklich für den Frieden thätig zu sein, entschlossen sei. Die Thronrede, mit welcher gerade damals der deutsche Reichstag eröffnet war, gab solchen Anfragen ein besonderes Gewicht, da sie die Bemühung um eine umfassende Liga für die Verfechtung des Friedens in Aussicht stellte, und man glaubte deshalb in London jene Stimme nicht nur für diejenige eines Journalisten halten zu dürfen.

In London verstand man die Anfrage sehr wohl, aber die Blätter der Regierung schwiegen oder thaten, als ob das von deutscher Seite aus angeregte Problem zu so weitliegenden und verzweifelten Folgen führe, daß es am Besten wäre, sich in diese Fernen auch nicht einmal mit Vermuthungen einzulassen.

In der That ist der Engländer der Gegenwart in Konstantinopel, in Aegypten, Syrien und in Asien überhaupt zu Hause, aber das europäische Festland ist ihm fremd und er hütet sich vor jeder Combination, die ihn mit diesem für ihn thatsächlich entlegenen Welttheil in Verwicklung bringen könnte. Disraeli hat mit jener Rede vom Mai 1859, in der er das westliche und centrale Europa, das Geschöpf einer fünfundzwanzigjährigen englischen Anstrengung, seinen eigenen Geschicken übergab, wirklich das Programm des heutigen Englands ausgesprochen und Lord Salisbury wird im Anfang des Jahres 1880 das gläubige Entzücken, mit dem er ein Vierteljahr vorher das deutsch-österreichische Evangelium öffentlich begrüßte, längst bereut haben.

Diese in dem Gemüth des heutigen Engländers tief eingewurzelte Entsagung auf die Politik des Königs Wilhelms III. und der beiden Pitts wurde jetzt gerade durch den öconomischen Zustand Großbritanniens und durch eine Krise der Production wie des Handels unterstützt. Es war, als ob das von Lord Derby im Jahre 1874 prophezeite Herabsinken des Landes zu der Stufe eines Venedigs oder Hollands schon beginnen sollte. In der ersten Hälfte des Jahres 1879

waren die Ausbrüche der inneren Noth so zahlreich gekommen, daß man in ihnen die Wirkung eines unterirdischen, an der Nationalarbeit und am Volkswohlstand arbeitenden Feuers erkannte. Eisenmagazine, Eisen- und Stahlfirmen, große Banken fielen. Die auswärtigen Lager waren durch speculative Zusendungen überfüllt. Die Frage war, ob und wie die Märkte bis auf das normale Verhältniß von Zufuhr und Nachfrage wieder geräumt werden und die Preise zu dem Minimum eines rationellen Nutzens für die Fabrikanten und Arbeiter fallen können. Anfangs gab das allmähliche Verschwinden der Fabrikanten und Firmen, denen Aufträge fehlten und die sich überspeculirt hatten, die tröstende Garantie, daß die Speculation ihre Grenze erreicht habe und im Laufe der nächsten Monate die übergroßen Vorräthe sich leeren würde. Dann kam im Herbst das Unerwartete der amerikanischen Kornzufuhren und Eisen- und Stahlkäufe für die Eisenbahnen und Speicher, welche Nordamerika mit dem Ertrag seiner Getreideernte herstellte. Aber es war leicht zu erkennen, daß auch diese Aushilfe, sobald die glücklichen Kolonisten jenseits des Oceans ihre Neubauten vollendet haben, ihr Ende finden und der industrielle Wettkampf Nordamerikas mit England mit erhöhter Kraft auftreten werde.

Die Aussichten blieben immer noch trübe. Dazu waren in der Noth des Jahres 1879 die von England auf dem Berliner Congreß errungenen Lorbeeren verwelkt und man ward durch die Eile, mit der sich Disraeli in das afghanische Abenteuer stürzte, um Rußland wie am Bosporus auch in Centralasien einzuschränken, keineswegs erbaut. Man hatte die kriegerische Politik des Premiers satt und wollte es auch einmal wieder mit den innern, vom Tory-Ministerium allzusehr vernachlässigten Reformen versuchen. Disraeli mußte es darauf ankommen lassen, ob die Nation das „Uebergewicht" Englands, wie er es verstand und über Europa durchführen wollte, billigte, das Parlament auflösen und im März 1880 die Neuwahlen ausschreiben.

VII.

Das Gladstone'sche England.

Es kam ein ganz neues England.

Gladstone hatte die beiden ersten Jahre seiner Muße dem Krieg gegen Rom und gegen das „Thier" der Offenbarung Johannis gewidmet. Er predigte in Massenversammlungen und Schriften über

die Gräuel des Papstthums und gab den Telegraphenbureaux die erfreuliche Gelegenheit, diese Donner auch nach dem kirchlich-politischen Kriegsschauplatz des deutschen Reiches zu leiten. Der Mann, der sich bis zum Ende seiner ersten Premierschaft durch seine Schonung Roms in den Verdacht des heimlichen Katholicismus gesetzt hatte, interessirte sich für die Altkatholiken-Congresse der Jahre 1874 und 1875 und erwartete von ihnen die Stiftung einer neuen Kirchengemeinschaft und die völlige Wegschwemmung des Gräuels von Rom. Er reiste zu Herrn Döllinger und besprach sich mit diesem Welterneuerer über die Union der anglikanischen, deutsch-katholischen und russischen Kirche. Er verschmähte es sogar nicht, mit dem Münchener Kirchenvater über das Mysterium nachzudenken, in welchem der Ausgleich zwischen der abendländischen Formel vom Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohn und des orientalischen Glaubens an den Ausgang desselben Geistes vom Vater allein noch verborgen lag. Seine Kümmerniß erstreckte sich unter Anderem auch auf den gefährlichen Starrsinn der Orientalen, welche dem anglikanischen Episkopat den Ruhm der Nachfolge von den apostolischen Zeiten her nicht zugestehen wollten.

Als das klägliche Platzen dieser Seifenblase auf der letzten Unionsconferenz zu Bonn im August 1875 ihn von den kirchlichen Geistesnöthen befreite, wandte er sich seit dem serbisch-türkischen Kriege des Jahres 1876 von dem römischen Gräuel zu dem bulgarischen und denuncirte in Massenversammlungen, während die Muhamedaner der Balkanlande von den Bulgaren beraubt und hingemordet wurden, die von den Letzteren an den Moslemen verübten Missethaten. Während der Wahlen vom Frühjahr 1880 schwang er sich endlich zur Kriegserklärung gegen die Festsetzungen des Berliner Congresses empor und rief Oesterreich ein dictatorisches „Hinweg aus Bosnien“ zu.

So lange Gladstone mit seinen einseitigen Ausfällen auf Oesterreich die Vorbereitungen zu den am 31. März 1880 begonnenen Parlamentswahlen zu beherrschen schien, konnte dieser heftige Kriegsruf noch den Eindruck eines gewöhnlichen Wahlexcesses machen. Aber anders wurde die Sache, als Lord Hartington, der langjährige Leiter der Opposition im Unterhause, in seiner Wahlrede vom 25. März das Programm der Partei in Bezug auf die orientalische Frage entwickelte. Dieser älteste Sohn des Herzogs von Devonshire beseitigte den Schein, den Gladstone in seinen Declamationen noch immer hatte bestehen lassen, als ob die Whigpartei die Nichtinterventions-Politik, die bisher als ihr charakteristisches Princip galt, fortsetzen

wollte. Er gab den bisherigen obersten Grundsatz der englischen Politik überhaupt, wonach die Erhaltung der Unabhängigkeit und Integrität des türkischen Reichs als ihr Leitstern im Orient galt, geradezu auf. Er versprach zwar, daß England nicht störend in die Angelegenheiten des Festlandes eingreifen werde, wenn es gelänge, ein Abkommen zu finden, welches der Unzufriedenheit einiger Mächte mit der letzten Behandlung der orientalischen Frage abhelfe. Für den Fall aber, daß es nicht gelänge, erklärte er es für Englands Pflicht, Alles selbst zu thun und mitzuwirken, daß die Mächte sich über eine befriedigende Organisation der Balkanhalbinsel einigen, um die neue Ordnung der Halbinsel zu sichern und zu beschützen.

Bisher haben die Whigs, seit den Zeiten ihres Führers Charles Fox bis auf die Gegenwart, sich damit begnügt, den Regierungen ihres Landes, wenn sie gegen Rußland einen Schlag ausführen wollten, in den Arm zu fallen. Fox wollte alles Außenland der britischen Inseln von Malta an bis Indien lieber aufgeben, ehe er Pitt einen Schritt der Unterstützung der Pforte gegen Rußland erlaubte. In der neueren Zeit haben die Radicalen, Bright und Cobden, Rußland beim Nahen des Krimkrieges zum Ueberschreiten des Pruth ermuthigt; jetzt hatte Gladstone während des türkisch-russischen Krieges seine journalistischen Zurufe an Rußland durch eigne Emissäre in Petersburg empfehlen lassen. Diesem, auf der Whigpartei ruhenden Vorwurf wollte Lord Hartington ein Ende machen und die active Macht England denjenigen Mächten, die mit den Beschlüssen des Berliner Congresses unzufrieden waren, zur Verfügung stellen.

Das europäische Concert, welches der Lord als ein politischer Arion oder Orpheus zusammenzubringen versprach, hätte aber nur eine sehr einseitige Tonart anschlagen, sich höchstens auf die Gruppe Italien, Frankreich und Griechenland beschränken können und eine russische Melodie anstimmen müssen.

In den letzten Tagen des April geschah, was in England und im Ausland als unmöglich zu vermeiden und im Hinblick auf die englischen und europäischen Verhältnisse als rationell unmöglich galt. Gladstone ward von der Königin an die Spitze der Regierung berufen. Da sein Eintritt in das neue Cabinet nicht zu umgehen war, so blieb für ihn nur die Präsidentschaft übrig; über ihm getraute sich Niemand zu stehen; Jeder scheute die Aufregungen und Disputs, die von den Auseinandersetzungen mit den Grundsätzen, Ansprüchen und erst kürzlich übernommenen Verpflichtungen Gladstone's nicht zu trennen waren. Er hatte während des Wahlkampfes zur Umstimmung

der englischen Wähler das Meiste beigetragen. Sein Aufruf gegen Oesterreich, — sein Gemälde eines auswärtigen Staats, der sich dem gewöhnlichen Engländer mit allen abstoßenden Eigenschaften der Fremdheit vorstellte und den Gladstone noch dazu als Pfleger der Sklaverei unter seinen eigenen Völkern und als Förderer der Knechtschaft bei den Nachbarn der Verwünschung preisgab, hatte elektrisch auf die englischen Wähler gewirkt. Er mußte an die Spitze des Cabinets, aber auf diese Höhe auch die Last seiner Verpflichtungen und die Erinnerung an seinen Kriegsschrei gegen Oesterreich mit hinauf tragen.

Anfangs hielt er diese Last noch für leicht. In den letzten Tagen, als seine Berufung zur Königin zu erwarten war, erwiderte er dem Berichterstatter eines Wiener Blattes, der ihn von der Wirkung seiner Wahlreden in österreichischen Kreisen unterhielt, er habe ja noch keine Erwiderung und keine Feststellung des Gegentheils von dem, was er behauptet hatte, aus Wien erhalten. Nach seiner Ansicht könnte demnach eine Correctur seiner Auffassung der österreichischen Politik von seiner Seite her nur dann erfolgen, wenn von einer autoritativen Stelle Wiens die Versicherung ausgegangen wäre, daß man daselbst ein Freund der Freiheit bei sich zu Hause und bei den Nachbarn sei. Danach müßte ferner das Geschäft zwischen Staatsmännern und Regierungen in dem Austausch von politischen Bekenntnissen und in Correcturen von Sätzen bestehen, zu denen sich die eine Seite in überreizter Stimmung und zu den Zwecken eines häuslichen Kampfes hatte fortreißen lassen.

Die Sache wurde jedoch bald ernster. Der Vertreter Oesterreichs, Graf Karolyi, hielt es für seine Pflicht und war sicherlich auch von seiner Regierung dazu angewiesen, nach dem Eintritt Granville's in das auswärtige Amt in einer Unterredung mit demselben seine Besorgniß auszusprechen, daß der intime Verkehr der beiderseitigen Regierungen kaum noch fortdauern könne, wenn der jetzige Cabinetschef nicht eben so öffentlich, wie er in den Tagen der Wahlen die Kriegserklärung gegen Oesterreich aussprach, seinen Vorsatz, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und Oesterreich zu erhalten, der Welt bekannt mache. Der Minister bemühte sich zwar, den Gesandten vollständig zu beruhigen, bemerkte indessen, daß der verlangte Schritt von Seiten des Cabinetschefs zu ungewöhnlich sei, um in so auffälliger Weise vollzogen zu werden.

Gleichwohl brachten die vereinigten Bemühungen des österreichischen Gesandten und des Lord Granville eine Zuschrift Gladstone's an den Grafen Karolyi, die Mittheilung derselben durch den

Minister an den englischen Botschafter in Wien und ihre Veröffentlichung zu Stande. In diesem Widerruf, der für einen englischen Staatsmann ebenso ungewöhnlich ist wie der Anlaß, der ihn nothwendig machte, erklärt Gladstone, daß er sofort nach Uebernahme des Ministeriums die Unmöglichkeit erkannt habe, die polemische Sprache seiner Wahlreden zu wiederholen oder zu vertheidigen. Er bedauert, daß er dem Kaiser von Oesterreich Aeußerungen (über seine Person) untergeschoben hatte, die von dem Kaiser nicht gethan sind, und gesteht, daß seine Polemik gegen des Kaiserstaats Position auf der Balkanhalbinsel auf Unkenntniß der Verhältnisse beruhte.

Ein paar Tage darauf, nachdem er sein Cabinet fertig gebracht hatte, hatte er auf dem Bankett, welches die königliche Akademie der Künste zur Eröffnung der jährlichen Kunstausstellung gab, Gelegenheit, öffentlich zu seinen Landsleuten zu sprechen. Da er nach dem Toast auf „Ihrer Majestät Minister" die Dankrede zu halten hatte, erklärte er zwar, daß die neuen Minister sich noch in der Kindheit befänden, fügte jedoch, um der Volksgunst mit einem freundlichen Gruß entgegenzukommen, die Versicherung seines Glaubens hinzu, daß diese Kindheit eine gesunde sei, wenigstens seien ihm, der mit der Wartung des Kindes beauftragt wäre, keine Symptome der Krankheit aufgestoßen, welche sonst der Unschuld oder Schönheit der Kindheit gefährlich zu werden pflegen.

Unmittelbar darauf, nachdem er selbst durch den Beistand des österreichischen Gesandten von einer Kinderkrankheit geheilt war, erfuhr man durch die Mittheilungen eines Interviewers des Pariser „Voltaire" über seine Unterredung mit dem Unterstaatssecretär des Auswärtigen, Sir Charles Dilke, daß auch dieser Beamte von einer gleichen Krankheit befallen war. Derselbe hatte nach diesem Bericht ein Bild der erstaunlichen Energie entworfen, mit welcher das Gladstone'sche Cabinet beweisen werde, daß es an Thatkraft seinem Vorgänger keineswegs nachstehen wolle: seine Stimme soll im Rath der Nationen, und zwar immer zum Besten der Freiheit und der allgemeinen Wohlfahrt, gehört werden; — gemeinsam mit dem republikanischen Frankreich und dem freien Italien wird England den Knoten der orientalischen Frage lösen; — die freien Staaten zwischen der Donau, dem adriatischen und griechischen Meere werden eine Conföderation bilden, Griechenland soll im Geiste der französischen Regierung geholfen werden; England wird so wenig die Uebergriffe Oesterreichs wie diejenigen Rußlands dulden; Bosnien und die Herzegowina müssen frei sein und sich selbst regieren.

Der unangenehm überraschte Unterstaatssecretär beeilte sich zwar, nach Paris zu telegraphiren, daß er vor Disraeli's Rücktritt mit einem Redacteur des „Voltaire" gesprochen, ihm jedoch nichts Erhebliches gesagt habe. Unerheblich waren aber jene Mittheilungen nur insofern, als sie nichts Neues brachten, sondern nur Gladstone's ursprüngliches Programm, welches während der Wahlzeit in allen europäischen Blättern zu lesen war, und vor jenem Rücktritt glaubte Dilke seiner Stelle im auswärtigen Amte schon gewiß zu sein.

Als nun aber dem telegraphischen Rettungsversuch des ministeriellen Beamten ebenso prompt der Gegenzug des Londoner „Voltaire"-Correspondenten und seine Veröffentlichung von Dilke's Billet und Einladung zu einem Besuch erfolgte, mußte der unglückliche Unterstaatssecretär auf einen Wink seines Vorgesetzten eiligst im benachbarten Chelsea ein Bankett aufsuchen oder arrangiren und auf demselben versichern, daß das Cabinet, fern davon, die Beschlüsse des Berliner Congresses umstoßen zu wollen, sich nur die Aufgabe gesetzt habe, die Ausführung der unerfüllt gebliebenen Theile derselben zu bewirken, und diesen edlen Zweck durch die gemeinsame Mitwirkung der europäischen Mächte zu erreichen suchen wolle.

In der That hatte der neue Cabinetschef diese seine Bekehrung in der Thronrede bei der Eröffnung seines Parlaments am 20. Mai soeben der Welt zu wissen gethan und durch ein Circular des auswärtigen Ministers, Granville, den Regierungen Europas plausibel gemacht.

Heroisch wie die Fanfare, die in einer Shakespeare'schen Staatsaction das Nahen des entscheidenden Helden ankündigt, lautete jene Thronrede. Aus ihr sprach derselbe Radicalismus, der noch vor wenigen Tagen wie mit einem Schwamm das gemeinsame Werk Europas von der Tafel der öffentlichen Urkunden wischte, nur daß er diesmal das unter der hervorragenden Mitwirkung seines Amtsvorgängers Errungene großmüthig unter seinen Schutz nehmen wollte. Mit der Hitze eines Neubekehrten erklärte er sich für die Durchführung des Berliner Werkes. Augenblicklich, schnell, energisch, gründlich soll das edle Werk vollendet werden; „unerläßlich, baldig, vollständig" sind die kategorischen Ausdrücke, mit denen die Thronrede die Sache des Berliner Vertrages Europa — man kann nicht sagen anempfiehlt, sondern geradezu anbefiehlt.

Kaum war das Granville'sche Circular in Umlauf gesetzt, so schickte ihm das Cabinet noch einen mahnenden Drucker nach. Dieses Werkzeug zur schnellen und vollständigen Regelung der orientalischen Angelegenheiten sollte die außerordentliche Mission Göschen's sein

und derselbe nicht nur auf der Durchreise durch Europa die Cabinete in Englands große Absichten einweihen, sondern auch an Ort und Stelle, in Stambul, den Orient in die rechten Fugen heben. Und hier, am Bosporus, sollte er seine kostbare Zeit nicht etwa mit der Einschränkung auf die griechische und montenegrinische Sache versplittern, sondern das ganze Reformwerk der europäischen und asiatischen Türkei in Angriff nehmen.

Die erste Probe, welche der mit großen Vollmachten ausgestattete Missionär in Paris zu bestehen hatte, brachte ihm jedoch schon einige Abkühlung. Hier gab man ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß Frankreich für ein ihm noch unbekanntes englisches Ziel seine Kräfte nicht opfern könne und am wenigsten sich dafür begeistern werde, seinem alten Rivalen als Schildhalter und Waffenträger zu dienen, wenn der englische Aufruf zur Heilung der armenischen Nothlage Disraeli's Plan, die Vormundschaft Englands in Kleinasien einzuführen und von dort aus die Straßen nach Centralasien zu beherrschen, erneuern sollte. Jedoch konnte er seinem Chef wenigstens Eine freudige Botschaft nach London schicken: der französische Ministerpräsident Freycinet war Feuer und Flamme für die Regulirung der griechischen Landesgrenze, die er in seinem April-Rundschreiben an die Vertreter der Republik als eines der dringendsten Geschäfte für die Ausführung des Berliner Vertrages empfohlen hatte, und war sogar so glücklich gewesen, die Theilnahme der Mächte für seinen Vorschlag einer Nachconferenz zu Berlin für die Lösung dieser großen Frage zu gewinnen. Daraus ließ sich für Gladstone etwas machen.

Trotz der Abkühlung, die Herr Göschen auf der ersten Station seiner Pilgerschaft gefunden hatte, versuchte er es, in Wien in heroischer Haltung aufzutreten. Er ließ es sogar nicht an der Drohung fehlen, daß das englische Cabinet, falls es in Stambul die Möglichkeit einer gründlichen Reconstruction des Osmanenreiches nicht erkennen sollte, Europa die Frage stellen werde, was nun schließlich zu thun sei. Die österreichische Regierung gab ihm dagegen sehr deutlich zu verstehen, daß sie bei aller Theilnahme für eine Reform der türkischen Verwaltung gemäß ihren conservativen Interessen sich nicht für die Idee begeistern könne, die Türkei zur Heilung ihrer Schäden in eine tabula rasa zu verwandeln. Ferner wurde es ihm im Mittelpunkt des kaiserlichen Verwaltungsbetriebes sicherlich klar, daß das Reich das Blut seiner Angehörigen und seine Geldkräfte an verwahrloste Länder für die Herstellung von Eisenbahnen, Landstraßen und Staatsgebäuden nicht opfern werde, um sich durch ein englisches dictatorisches

„Hinweg aus Bosnien" vertreiben zu lassen. Endlich konnte er aus den Unterredungen mit dem Baron Haymerle entnehmen, daß Oesterreich bei seiner Abneigung gegen Gewaltmaßregeln Deutschland auf seiner Seite hatte.

Am 27. Mai kündigte Lord Granville dem Oberhause an, daß „der erste Schritt der Mächte, um die Pforte zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen anzuhalten, dem Abschluß nahe sei". Herr Göschen war in Konstantinopel angelangt und arbeitete schnell, denn schon am 12. Juni konnte die identische Note der im Berliner Vertrag betheiligten sechs Mächte über die drei Punkte der Pforte überreicht werden. Indessen war sie, was die griechische Grenzfrage betrifft, schon antiquirt worden. Auf dem Gastmahl, welches dem König der Hellenen Georgios zu Ehren die Stadt London am 16. Juni in der Guildhall gab, konnte Gladstone daran erinnern, daß an demselben Tage die Conferenz zu Berlin ihre Berathungen zum Besten Griechenlands begann. Höchst wahrscheinlich hat er in den Besprechungen mit dem König auch in seine historischen Erinnerungen zurückgegriffen und der Zeiten gedacht, wo er seit dem Ende des Jahres 1859 als Lord-Ober-Commissär die Emancipation der jonischen Inseln vom britischen Protectorat persönlich leitete und im Gespräch mit demselben Brailas, der im jetzigen Augenblick als officiöser Vertreter in Berlin thätig war, die Idee äußerte, daß das Corfu gegenüberliegende Land einstens unter griechische Herrschaft kommen müsse. Er selbst hatte an die, von Waddington für den Berliner Congreß erfundene, von Freycinet in dem April-Rundschreiben ausgeschmückte Karte Griechenlands die bessernde und erweiternde Hand gelegt und sein wissenschaftliches Werk durch einen militärischen Abgesandten Englands der Berliner Conferenz empfehlen lassen.

Aber noch nicht befriedigt durch die Erfüllung seiner früheren Träume, setzte er noch in denselben Tagen des Berliner Triumphs den Vorschlag in Umlauf, Montenegro als Ersatz für die albanesischen, ihm vom Berliner Congreß zugedachten, aber höchst widerwilligen Grenzorte die adriatische Hafenstadt Dulcigno zu verschaffen. Ehe der Pforte am 16. Juli der Beschluß der Berliner Conferenz wegen der griechischen Grenze mit einer Collectiv-Note der sechs Mächte überreicht wurde, hatte er seine Dulcigno-Idee schon soweit zur Reife gebracht, daß er die Zustimmung der Mächte zu einer Flottendemonstration erreichte, falls die Pforte in einer Frist von drei Wochen sich dem Willen Europa's nicht gefügig zeige und jene Hafenstadt an Montenegro ausliefere.

Wie bisher gab das Unterhaus auch für diese Angelegenheit seinen Donner zum Besten. In der Sitzung vom 23. Juli wünschte Dilke einem Commoner, welcher die Türkei als in voller Auflösung begriffen und reif zur allgemeinen Vertheilung schilderte, zu seiner schönen Ausführung Glück und bezweifelte nur, ob man die Farben zu einem solchen Gemälde grell genug wählen könne. Und Gladstone selbst herrschte diejenigen Mitglieder der Opposition, die sich ein paar zahme und gemäßigte Mahnungen zu einem besonnenen Vorgehen erlaubten, an und verbat sich die Klagen über Ungerechtigkeit gegen die Türkei, da man es schon satt habe, von derselben die gleichen Klagen zu hören. Eine ähnliche Rücksichtslosigkeit wie gegen seine heimischen parlamentarischen Opponenten übte in dieser Rede der britische Agamemnon gegen die Großmächte, die er nach dem neuen Troja, zunächst in Sicht von Dulcigno führen wollte; dem europäischen „Concert“, sagte er, habe er nie ein allzugroßes Gewicht beigelegt, sondern immer nur behauptet, daß ohne dasselbe Nichts geschehen könne. Vierzehn Tage später, als die Staffage für die englischen Panzerschiffe noch unentschlossen schien, half Granville, in der Oberhaussitzung vom 9. August, dem Kraftwort seines Chefs etwas nach und erklärte, daß das düstere Gewölk, welches das unscheinbare Doppelgestirn der griechischen und montenegrinischen Frage umgab, vielmehr die Kraft eines Gewitters enthalte, welches sich über ganz Europa entladen könne.

Als die Schiffe der Mächte sich nur langsam dem Hafen von Dulcigno näherten, um sich unter den Oberbefehl des englischen Contre-Admiral Seymour zu stellen, gab es Gladstone noch einmal zu erkennen, wie ernst er es mit seinem Troja-Zuge meine und wie er nicht versäumen werde, die handliche und wirksame Maschinerie, welche ihm die Vereinigung der europäischen Streitkräfte zur Verfügung stellte, vollständig auszunutzen. Er drückte diesen, für Europa wenig schmeichelhaften Calcül in einer regelrecht scholastischen Schlußformel aus; „wenn wir, sagte er am 1. September im Unterhaus, das europäische Concert als ein werthvolles und bedeutendes Werkzeug für die Schlichtung internationaler Fragen betrachten, so sind wir auch bereit, die Doctrin vom europäischen Concert aufrecht zu erhalten und dasselbe bis zum Aeußersten auszudehnen.“

Diese äußerste Ausnutzung sollte ihm aber nicht gelingen. Bisher haben die gerühmten Meister der englischen Politik die Macht ihres Landes und dessen Gedeihen mit Hilfe des europäischen Festlandes gefördert. So handelten die beiden Pitts, aber sie wurden in ihrem

englischen Calcul durch den Umstand unterstützt, daß sie an die übereinstimmenden Interessen continentaler Mächte anknüpfen konnten. Palmerston sah sich jenes Calculs und dieses glücklichen Umstandes bereits durch das Aufsteigen Preußens und den Conservatismus Oesterreichs beraubt und konnte das schon unsicher gewordene volkswirthschaftliche Gedeihen Englands nur durch die Unterstützung der innern Unruhen des Continents vor weiterem Sinken bewahren. Gladstone mußte nun sogar mit der Wucht des deutschen Reichs und des mit diesem verbündeten Oesterreichs rechnen; außerdem überzeugte ihn Frankreichs unveränderliche Kühlheit, daß die Phrase der französischen Allianz ihre immer nur schwache Kraft verloren hatte, und mußte er hören, wie viele Franzosen die Liebhaberei ihrer Waddington's und Freycinet's für das undisciplinirte Griechenland und für die Söhne der Schwarzen Berge verwünschten. So blieb ihm nur die Idee einer philanthropischen und liberalen Vereinigung Europas zur Ausführung des Berliner Vertrags und zum Sturz der Pforte, den er unter diesem lockenden Titel durchzusetzen hoffte. Rußlands Sucht nach einem militärischen Abstecher auf die Balkanhalbinsel und nach einer Blokade des Piräus und Konstantinopels waren ihm für den Betrieb seiner Trojafahrt unentbehrlich, am Ende wollte er aber auch diese Macht täuschen, — Oesterreich im Widerspruch mit dem Berliner Vertrag in die Pußten Ungarns jagen, — das deutsche Reich für das Werk desselben Vertrags bestrafen und des Letzteren Einfluß auf die Geschicke Mitteleuropas für immer austrocknen.

Diese Mauer gegen Rußland, Oesterreich und gegen das deutsche Reich wollte er in dem großen Bulgarenreich auf beiden Seiten des Balkan aufrichten und daneben das Uebergewicht des englischen Handels auf der untern Donau, in den Häfen der europäischen und asiatischen Türkei wie auf dem Schwarzen Meer für immer sicher stellen. Oesterreich, dessen Schiffsverkehr auf der untern Donau und im Osten bis zu den Häfen Kleinasiens sich großentheils auf den Transport englischer Fabricate beschränkt, sollte durch Serbiens Widerstand gegen seine Eisenbahnprojecte auf der Balkanhalbinsel noch mehr auf sich beschränkt und durch Rumäniens Einspruch gegen sein Principat in der Schiffspolizei auf der untern Donau völlig gefesselt werden.

Oesterreich war es aber auch, das von Anfang an consequent gegen Gladstone's Plan, das nützliche Instrument der Flottendemonstration zur Sperrung der türkischen Häfen und namentlich zu einem Bombardement Smyrna's zu benutzen, Widerspruch erhob. Der englische Agamemnon hatte die idyllische Idee von der Blokade eines

fremden Hafens, daß sie ohne Kriegserklärung gegen die betreffende Macht zulässig sei. Er glaubte, daß Kauffahrer den Capitänen der rechtswidrigen Blokadeschiffe die Zollabgaben einhändigen würden; die Gutachten englischer Sachverständiger machten ihn nur verdrießlich, ohne ihn in der Verfolgung seines Plans aufzuhalten.

Ohne Rücksicht auf Rechtsbedenken und politische Folgen ließ er am 9. October ein Truppenschiff mit Ersatz für die Garnisonen in Gibraltar, Malta und Cypern und mit großem Vorrath von Schießbedarf und Mitrailleusen für die englische Abtheilung der Demonstrationsflotte nach Kattaro abgehen. Er hatte nur Rußlands und Italiens Zustimmung für seinen Vorschlag erhalten; Frankreichs neuer Minister des Auswärtigen, der Nachfolger Freycinet's, wandte gegen eine kriegsähnliche Benutzung der vereinigten Flottengeschwader die entschiedene Stimmung der Nation für den Frieden ein; Oesterreich hatte, wie Baron Haymerle gegen die entgegengesetzte Mittheilung des Lord Granville an die liberale Versammlung eines kleinen englischen Fleckens im Ausgang des November officiös erklären ließ, schon die erste Einladung zur Beschlagnahme des kleinasiatischen Hafens mit der Versagung jedweder Theilnahme beantwortet; endlich erhielt man am 11. October in Paris die vertrauliche Nachricht, daß Deutschland die gleiche Antwort vorbereite.

Dennoch ließ Gladstone noch am 11. sein officiöses Londoner Blatt mit der Offenbarung auftreten, daß seine Absicht dahin gehe, das vereinigte Geschwader nach Smyrna zu dirigiren und den dortigen Hafen zu forciren. Und am Abend brachte ihm eine Depesche Göschen's die Note von demselben Tage, in welcher sich der Sultan zur Abtretung Dulcigno's bereit erklärte und mit diesem Opfer den Ausdruck seiner Hoffnung verband, daß dadurch „die Flottendemonstration vollständig hintangehalten würde“. Zugleich hatte ihn Herr Göschen darüber aufgeklärt, daß besonders die Vorstellungen des deutschen wie des französischen Botschafters den Sultan zur Abfassung dieser Note bestimmt hätten.

Das war ein verhängnißvoller Tag für den englischen Premier, ein Abschluß seiner Laufbahn, Europa aber athmete auf, nachdem er es ein halbes Jahr lang mit seiner stürmischen und eigensinnigen Agitation abgemattet hatte.

Rußland und Italien ausgenommen, die am Balkan und an der adriatischen Küste ihre Fetzen aus der Zerreißung der Türkei heimtragen wollten, war die Aufmerksamkeit der anderen drei Großmächte nur darauf gerichtet gewesen, die gemeinsame Aufstellung ihrer

Kriegsschiffe, der sie sich nicht entziehen konnten, von einer Action zurückzuhalten. Sie bewachten ihre eigene militärische Macht, daß sie nicht in einen Conflict gerieth, deren Folgen nicht zu berechnen waren und zu einem Weltbrand im Orient führen konnten. Das Licht behüten, daß kein Schade geschieht, war ihr Wahlspruch. Auch bei der geringfügigen Action zur Auslieferung Dulcigno's wollten sie jeden Funken vermeiden, der drüben auf dem Lande oder weiter hinaus am Balkan zünden könnte. Es war bekannt, daß die Bulgaren im Innern der Halbinsel nur auf ein Feuerzeichen warteten, um sich auf Kosten der dem Sultan noch gebliebenen Reste seiner Souveränetät (in Ostrumelien) zu einem Großstaat zu arrondiren, — aber es war auch aus Gladstone's Wahlreden und aus seiner oratorischen Unterstützung des russischen Feldzugs am Balkan bekannt, daß er sich zum Organisator der ganzen europäischen Türkei berufen fühlte, und man besorgte, daß er die winzige Dulcigno-Angelegenheit zur Erfüllung dieses Schicksalspruchs benutzen würde.

Die Sorgfalt, mit der jene drei Großmächte ihre Streikräfte außer Action hielten, war somit auf England gerichtet. Diese Macht war es, die man streng in's Auge faßte, — sie wollte man im Zaum halten — sie und Gladstone's bulgarische Absichten ruhten wie ein Alp auf Europa. Das Festland athmete somit auch deshalb nach der Erledigung der Dulcigno-Angelegenheit auf, weil nun dem bulgarischen Spectakel, für jetzt wenigstens, Stillstand geboten wurde.

Obwohl Gladstone die Gesinnung jener Mächte sehr wohl kannte, so betrieb er doch die ideale Erhaltung der Flottendemonstration und sie gaben ihm wiederum nach, weil die Absicht Englands und Rußlands, „dem Piräus" und anderen Häfen der europäischen Küste der Türkei einen bewaffneten Besuch zu widmen, kein Geheimniß war. Sie wollten ihre Wacht auch noch fernerhin fortsetzen.

Es geschah aber widerwillig; es kamen lebhafte Auftritte zwischen Einigen von ihnen und dem englischen Cabinet vor, und letzteres bekam deutlich zu hören, wie sehr man mit seiner Führung der Armada unzufrieden war. Das Gladstone'sche Cabinet war schon innerlich krank, als es seine vollständige Isolirung nahen sah, sein Leiden ward aber durch die telegraphische Nachricht von einem Ereigniß zu Athen, dem Ziel seiner jetzigen Seefahrt, zur Fieberhitze gesteigert. Es überzeugte sich, daß ihm auch dieses Operationsfeld entzogen werden sollte. Der deutsche Botschafter daselbst, Herr von Radowitz, hatte dem König der Hellenen die Gefahr vor Augen gestellt, der sich Griechenland aussetzen würde, wenn es einen Krieg gegen die Türkei

unternehmen und eigenmächtig versuchen wollte, das ihm von der Berliner Conferenz zugesprochene Gebiet in Epirus und Thessalien zu besetzen.

Am Abend des folgenden Tages (27. Novbr.) eilte der Minister des Auswärtigen, Lord Granville, in eine Versammlung der ehrsamen Bürger von Henley und offenbarte ihnen die Geheimnisse und Beschlüsse des Gladstone'schen Cabinets. Mit derselben selbstgefälligen Nonchalance, welche England bisher Europa gegenüber an den Tag gelegt hatte, erklärte er jenen Leuten, es wäre zwar schön, wenn seine Erwartung in Erfüllung ginge und das nützliche schwimmende Werkzeug des europäischen Concerts auch noch fernere Dienste leisten würde; ein gemeinsames Stelldichein im Hafen von Athen und vielleicht noch einige Excursionen an der türkischen Küste würden auf den Sultan Eindruck machen, für jeden Fall aber werde sich England die seiner Weltstellung gebührende Actionsfreiheit und Entscheidung vorbehalten. Und als käme es ihm auf die Mißstimmung von ein paar Alliirten nicht an, widmete er vor dem Appellhofe jener hochansehnlichen Bürgerversammlung nicht nur Oesterreich die obenerwähnte Beleidigung, sondern berichtigte auch die Angaben einer andern Depeschensammlung. Er hatte das französische Gelbbuch, nicht nur das österreichische Rothbuch aufs Korn gefaßt und erklärte, daß die Behauptung, es habe nicht in der Absicht der verbündeten Flotten gelegen, niemals einen Schuß abzugeben, nur die Folge eines Mißverständnisses sei, da er doch nur seinen Glauben ausgesprochen habe, daß die Wahrscheinlichkeit der Nothwendigkeit, eine Kanone abzufeuern, eine verschwindend kleine sei.

Diese Henleyer Enthüllung wirkte. Am 3. December erfolgte die Auflösung der Armada und bereiteten die einzelnen Geschwader ihre sofortige Abfahrt nach der Heimath vor.

So blieb von den europäisch-türkischen Schäden, deren Heilung Gladstone Herrn Göschen übertragen hatte, nur noch die griechische Frage und Europa mußte sich seitdem ein halbes Jahr lang der Strapaze aller ihrer Wechselfälle unterziehen.

Wir erwähnen zur Charakteristik des Gladstone'schen Schützlings nur ein paar interessante Züge.

Zuerst das Duett, welches der frühere Premier Trikupis und sein Nachfolger Kumunduros in der Sitzung der griechischen Kammer vom 31. December aufführten. Ersterer prahlte, daß der Fetzen des Berliner Conferenzbeschlusses, wenn ihn das (damals in Thätigkeit gesetzte) Schiedsgericht zerreißen sollte, mit dem Blute der Hellenen

getränkt sein wird; Letzterer gab dagegen den Trumpf zum Besten, daß Griechenland allein im Stande ist, jenen Conferenzbeschluß auszuführen, wenn an demselben das Schiedsgericht deuteln sollte.

Und nachdem die Blätter Athens seit dem Herbst die mächtigen Ziffern der neuen Bataillone, die aus dem Boden des kriegerischen Hellas emporwuchsen, in Reih und Glied gestellt hatten, war im Frühjahr 1881 eine zur Aufstellung fähige und bereite Armee überhaupt nicht vorhanden, fehlte es an Officieren und hatte sich ein Oberbefehlshaber nicht finden lassen.

Solch' eine Armee, dazu eine Kammer, die bisher nur mit dem Kampf ihrer Parteiführer um die Ministersessel die Welt unterhalten hat, gaben dem griechischen Cabinetschef seine stolze Antwort beim Empfang des neuen um Hunderte von Quadratmeilen vergrößerten Griechenlands ein. Monate lang war Europa wiederum durch die Nachrichten von dem Feilschen um die Gestalt des jüngsten Großstaates abgemattet worden. Endlich hatten sich die Botschafter der sechs alten Großmächte in Stambul dahin geeinigt, daß das verjüngte Hellas auf Kosten der Türkei ganz Thessalien und einen Theil von Epirus bekommen, nur der Besitz von Janina und Metzowo, ohne welche Gebirgplätze die Türkei im Süden wehrlos sein würde, dem Sultan bleiben sollten; die Pforte hatte dem Schiedsspruch beigestimmt; am 7. April 1881 erschienen die in Athen beglaubigten Vertreter der Großmächte vor Herrn Kumunduros und brachten ihm durch den Mund des deutschen Gesandten die identische Note über das Ausgleichswerk der Botschafter in Konstantinopel zur Kenntniß. Und der griechische Ministerpräsident erklärte in seiner Antwort vom 13. April, er werde Großmuth üben und das Geschenk annehmen, dabei könne er aber nicht aufhören, die Ansprüche Griechenlands auf die hellenischen Stammverwandten, die von der neuen Grenzlinie von dem Gesammtleibe der edlen Nation noch abgesondert blieben, aufrecht zu halten.

Gladstone hätte bei dieser Katastrophe des hellenischen Größenthums Manches für sich selbst lernen können. Durch den Vertreter seines Landes hatte er vor der feierlichen Scene vom 7. April Herrn Kumunduros die besondere Mittheilung zukommen lassen, daß Griechenland für den Fall seines Bruchs mit der Türkei auf keine Unterstützung von Seiten Englands rechnen könne. Dennoch wird er als Verehrer des alten Hellas den Stolz des heutigen Perikles nicht ungern als einen Beweis der ungeschwächten Griechenkraft aufgenommen haben. Es wird ihm auch gerade recht gewesen sein, daß

des Kumunduros muthiger Vorbehalt die griechische Wunde offen hielt. Solche Keime späterer Verwicklungen brauchte er für den ferneren Fluß der orientalischen Frage, wie auch die augenblickliche Beruhigung der montenegrinischen Querelen den Ansatz der Bulgaren im Norden des Balkan zum Sprunge nach Ostrumelien nicht für immer gehemmt hatte. Zu des griechischen Staatsmannes Berufung auf die Berliner Conferenz und auf seine eigene Vollendung der griechischen Landkarte wird er die Achseln gezuckt und gedacht haben, daß auch eine Großmacht zu Gunsten eines geliebten Schützlings nicht sofort den Winden und fremden Armeen gebieten könne.

Aber Eins hat er nicht bedacht. Ihm fiel es nicht ein, daß die Selbstüberhebung des Griechen im Kleinen die Ueberspanntheit seines Englands und ähnliche krampfhafte Anstrengungen anderer Großmächte für ihre Machtvermehrung abbildet. Seine Idee, die orientalische Frage von Grund aus und zum Vortheil seines Landes zu lösen und an die Maschine dieser politischen Arbeit die andern Mächte als Mitarbeiter zu stellen, entsprach der Ausdehnung der italienischen Politik nach Oesterreichs Südtyrol, Albanien und Tunis, Gambetta's Berufungen auf die historische Gerechtigkeit für die Erneuerung von Frankreichs Größe und erinnerte sogar an des deutschen Kanzlers Suchen nach immer neuen Mitteln und Kräften zur Unterhaltung und Speisung der Reichsmaschine.

Indessen hatte es Gladstone nicht an Mahnungen gefehlt, die ihn, während er in Europa seine ganze Aufmerksamkeit und Englands Macht auf die Türkei richtete, die Schwächung der brittischen Position in Asien enthüllten. Das Cabinet zimmerte soeben an der europäischen Trojaflotte, Dilke beschwor in der Unterhaussitzung vom 23. Juli das Fatum über die Türkei herauf und der Cabinetschef schloß diese tragische Scene mit einem Donner gegen alle Ungläubigen, welche die Gerechtigkeit des jüngsten Gerichts über den orientalischen Pfuhl des Verderbens zu bezweifeln wagten, und ein paar Tage darauf kam die Nachricht, daß das Gewitter in Asien eingeschlagen hatte.

Mit bebender Stimme meldete Lord Hartington in der Sitzung vom 26. Juli, daß Afghanistan mit einem Oberhaupt beglückt, die Proclamirung Abdurrhaman's mit Englands Zustimmung erfolgt ist und die englischen Truppen demselben nächstens die Regierung des Landes übergeben und im Laufe des Herbstes nach Indien zurückkehren werden. Der edle Lord verhehlte dabei nicht, daß dieser Sproß des früheren afghanischen Herrscherhauses, Flüchtling, Pensionär Rußlands und in dem Studium der asiatischen Politik und russischen

Diplomatie erzogen, keine Bürgschaft für die Haltbarkeit des mit ihm getroffenen Abkommens biete, überhaupt mit ihm noch kein formelles Engagement abgeschlossen und ein regulärer Vertrag der Zukunft überlassen sei.

Und wiederum mit halberstickter Stimme theilte derselbe Lord dem Unterhause am 28. Juli mit, daß Tages zuvor eine englische Heeresabtheilung durch Ejub (den Rivalen Abdurrhaman's) in der Nähe von Kandahar geworfen und zersprengt war. Lord Ripon, Vicekönig von Indien, hatte die Heerführer selbst irre und lässig gemacht, da er die Rückwärtsbewegung der Armee und die Rückkehr aus Afghanistan dringend befürwortete und bei Gladstone's Concentration auf Montenegros und Griechenlands Befriedigung der vollen Zustimmung des Cabinets sich erfreute.

Trotz des entschiedenen Erfolges, den General Roberts bald darauf über Ejubs Heer davon trug, schleppten sich die afghanischen Angelegenheiten, unter dem Druck jener Entscheidung für den Rückzug aus dem blutgetränkten Kriegstheater, matt und träge dahin. Die große russische Leistung bei der Erstürmung der Tekke-Turkmenen-Veste Geoktepe (im Februar 1881) die dadurch von den Russen gewonnene Nähe bei Merw, neben den beiden anderen paradiesischen Oasen und strategischen Positionen Herat und Balkh, einer der Warttürme, welche Afghanistan im Norden einschließen und beherrschen, steigerte diese Ermattung. Endlich im Ausgang des März 1881 kündigte der Minister für Indien dem Unterhause an, daß Abdurhaman von der Residenz Kabul aus mit seinen Truppen unterwegs ist, um im Einverständniß mit seinen Protectoren Kandahar in Besitz zu nehmen, und dieser demüthige Abschluß der afghanischen Unternehmung schien für Dilke, nicht das enfant terrible, sondern der autorisirte Schreckensmann des Cabinets, kein Hinderniß daran, gegenüber dem nahenden Abschluß der Botschafter-Berathungen zu Stambul noch einmal gegen Troja die Brandfackel zu schwingen und für Hellas die ganze, ihm von der Berliner Conferenz versprochene Grenze zu fordern.

Die afghanische Annexions- und die südafrikanische-Centralisationspolitik waren eine Hinterlassenschaft des vorhergehenden Tory-Cabinets und hingen innerlich zusammen. Disraeli wollte noch einmal das Aeußerste versuchen, Indien durch das Vorland der afghanischen Gebirgsthäler sicher zu stellen und Rußland, wie er ihm in der Türkei jenseits des Balkans Stillstand geboten hatte, in Centralasien eine mächtige Barre entgegenzusetzen. Zugleich wollte er für den Fall eines indischen Unglücks Vorsorge treffen, die holländischen

Boers, die sich mit heldenmüthiger Tapferkeit durch die englischen Oberherren des Caplandes den Weg zu ihrer neuen Transvaal'schen Republik, gebahnt hatten, der brittischen Krone unterwerfen und sich über sie hinweg den Zugang zu dem Reichthum Südafrikas und zu einem neuen Colonialstaate öffnen.

Waren aber die Boers mit der wiederholten Verlegung ihrer Niederlassung immer tiefer nach dem Norden vor dem Nachrücken der Engländer das Abbild der englischen Auswanderer, die jenseits des Oceans eine Freistadt vor dem Druck der Stuart'schen Regierung suchten, so glich die Niederlage des englischen Generals Colley vom 9. Februar 1881 am Ingogo auf's Haar dem ersten Zusammentreffen der Engländer mit den nordamerikanischen Ansiedlern bei Lexington, wo die Schützen der Letzteren das königliche Militär in die Flucht trieben und decimirten. Das zweite Gefecht des Generals Colley vom 27. Februar um den Besitz einer Anhöhe war die Wiederholung des zweiten Zusammentreffens der Engländer mit den Amerikanern am Bunkershill, nur fand diesmal der Unterschied statt, daß die holländischen Schützen nicht nur den Anprall der Engländer zurückwiesen, sondern den Feind überfielen, in die Flucht trieben und zum großen Theil aufrieben. Am 22. März konnte zwar Gladstone dem Unterhause die Friedensbedingungen mittheilen, über die man mit den Aufständischen übereingekommen war. Die Souveränetät der Königin und die Selbstregierung der Boers waren anerkannt, an demselben 28. März aber, an welchem die Friedensbedingungen unterzeichnet wurden, kam nach dem Friedensorte Newcastle die Nachricht, daß im gleichen Augenblicke die Boers eine feste Position der Engländer nach blutigem Kampf erstürmt und die Besatzung zur Ergebung gezwungen hatten, ein schlimmes Zeichen für die Erhaltung des Friedens.

Diejenigen, die bisher auf das mächtige Inselreich als den Träger einer auf die Erfahrung von Jahrhunderten beruhenden Reform mit Vorliebe blickten, werden nicht mehr mit ihrer früheren Sicherheit auf die feindlichen Weissagungen und auch auf manches Engländers Ahnungen von dem nahenden Verfall dieses Typus der politischen Tüchtigkeit und Weisheit herabsehen können. Man wird sich nicht länger der Frage entziehen dürfen, ob nicht die Anzeichen einer allmählichen Schwächung der früher strotzenden Nationalkraft sich ankündigen. Zu diesen Zeichen gehört unter Anderem der Mangel an militärischen Talenten, über den schon Disraeli in seinem Zulukrieg zu klagen hatte. Jetzt ist aber auch eine Minderung des parlamentarischen Talents und selbst des Ansehens, dessen sich bisher das Unter-

haus erfreute, hinzugekommen. Disraeli hat schon während seiner ersten Premierschaft die Parteien der Commoners unter sein Scepter gebeugt und nivellirt, Gladstone aber brachte die Centralisation, die er gegen Irland bedarf und in Südafrika durchsetzen will, auch in's Unterhaus. Den Trotz der irischen Vertreter bezwang er in den ersten Tagen des Februars (1881) durch die Dictatur, mit der er den Sprecher bekleidete; seitdem berieth er mit diesem Gewaltigen über die fernere Fortbildung der parlamentarischen Geschäftsführung und am 22. Februar stellte er sogar neue Anordnungen zur Verhütung eines unnöthigen Zeitaufwandes in Aussicht. So führte er die von Disraeli eingeleitete Annäherung des brittischen Parlaments an seine jüngeren europäischen Geschwister um einen bedeutenden Schritt weiter und bald wird man auf dem Festlande freudig ausrufen können: das brittische Unterhaus ist geworden wie Unsereins.

VIII.

Nordamerika und Gladstone's irische Landbill.

Vor lauter Studium der türkischen Frage kam Gladstone nicht dazu, den irischen Angelegenheiten eine eingehende Untersuchung zu widmen. Er wußte, wie der von ihm erdichteten Noth der Bulgaren abzuhelfen sei. Sein Mitgefühl regte sich für Griechenlands Verlangen nach fernerem Wachsthum, um dem Volk der Schwarzen Berge einen albanesischen Hafen zuzuwenden, bringt er die Schiffsmacht Europas zusammen, — nur der irischen Noth schenkte er im Trouble dieser philanthropischen Geschäfte einige Nebenstunden.

Einer seiner liberalen Freunde machte ihn im Herbst des Jahres 1880 darauf aufmerksam, daß auch die Pächter in den altenglischen Grafschaften über ihre gedrückte Lage klagen und nach Abhilfe rufen. Das wollte er nicht glauben und hielt die Nachricht seines Freundes für ein Hirngespinst. Und doch konnten die Zeitungsleser des Festlandes schon seit dem Anfang jenes Jahres in ihren heimischen Blättern Correspondenzen lesen, wonach ein Theil der englischen Grundherren den Klagen ihrer Pächter durch die Herabsetzung der Zinse entgegenkamen und auch in Irland einige Besitzer einer ähnlichen Herabsetzung nicht abgeneigt waren, wenn nicht im letzteren Lande der Kriegszustand zwischen Herren und Pächtern ein gütliches Abkommen verhindert hätte. Die Mehrzahl der kleinen Leute daselbst bedrohte diejenigen, die einen

solchen friedlichen Accord mit den Herren eingehen wollten, mit dem Tode und wollte die Berechnung der Landtaxe ihrem eigenen Ermessen vorbehalten.

Bald darauf, nachdem Gladstone die Mittheilung seines Freundes als bodenlose Uebertreibung belächelt hatte, trat im englischen Farmerclub ein Kenner auf, ein Mann, der den Ursprung der Noth an der Quelle studirt hatte. Es war ein ehemaliges conservatives Mitglied des Unterhauses, Herr Read, einer von Denjenigen, die während des Sommers 1880 im Auftrage der vom Parlament eingesetzten Commission die Ackerbauverhältnisse in Nordamerika untersucht haben. Derselbe gestand ein, daß die unerwartete und colossale Zufuhr von Brotstoffen aus Amerika, welche Großbritannien an seine unzureichenden Mittel für den Fall einer Erntenoth mahnte, allerdings das Sinken der Preise und die Verlegenheit der Pächter hervorgerufen hatte.

Dieser unterrichtete Mann wollte zwar seine Landsleute wieder aufrichten und die Farmer wegen ihrer Besorgniß, daß sie neben der amerikanischen Zufuhr von Nahrungsstoffen in ihrer alten Behäbigkeit und Sicherheit nicht mehr bestehen können, beruhigen. Es war aber ein schwacher Trostgrund, wenn er ihnen versicherte, daß der jetzige Aufschwung des überseeischen Imports sich auf die Dauer nicht halten könne, da die augenblicklich in Nordamerika unter den Pflug genommenen Prairien in fünfundzwanzig Jahren erschöpft sein würden und es nur darauf ankäme, diese Jahre und ihre Concurrenz glücklich zu überstehen. Für das Unglück, daß der amerikanische Landwirth das Pfund Rindfleisch zu 6 Pence zu liefern im Stande sei, wußte er selbst nicht einmal einen Trostgrund anzugeben; vielmehr konnte er nur sein Bedauern aussprechen, daß der englische Pächter in diesem Punkte keinen Fortschritt gemacht und immer noch nicht zur Verbesserung seiner Cultur Hand angelegt habe.

Hätte Gladstone, während er die Streitkräfte der Großstaaten und ihre Verwendbarkeit zu seinen bulgarischen und griechischen Lieblingsideen musterte, die volkswirthschaftlichen Zustände des Festlandes beachtet, so würde er gefunden haben, daß West- und Mitteleuropa sich unter dem Uebergewicht der amerikanischen Production in derselben gedrückten Lage befinden wie sein Großbritannien und Irland. Der Nothschrei der „grünen Insel" entsprang denselben Leiden, die auch über das Festland verhängt waren, nur mußte für die unglückliche Insel zuerst Hilfe geschaffen werden, weil ihre jetzige durch Amerikas Gedeihen hervorgerufene Calamität noch durch ein altes, seit Jahrhunderten bestehendes Leiden geschärft wurde.

Zu einer gründlichen Reform Irlands würde vor Allem eine Aenderung der Natur und Leidenschaften der Eingeborenen selbst gehören. Es war das Unglück des Iren, daß er seit der mittelalterlichen normännischen Eroberung und durch die Strafgerichte Cromwell's und des Königs Wilhelm III. an den größten nationalen Gegensatz geschmiedet wurde. Er selber träge, leichtlebig, entzündlich, träumerisch und elegisch gestimmt, bekam auf seinen Nacken den thätigsten, ruhigsten, rücksichtslosesten und härtesten Stamm zum Oberherrn. Er ist zu schwach, um sich erfolgreich mit dem physisch und geistig stärkeren Andern zu messen, und dieser Andere muß sich, da ihm zur Behauptung seiner Oberherrschaft am Ende immer die Waffen der Gewalt in die Hand gedrückt werden, in seinem eigenen Innern und in seinem wirthschaftlichen Wohlbefinden beschädigen.

England litt bereits im vorigen Jahr (1880) durch den irischen Aufruhr. Das Sinken der Consumtion schädigte die Handelshäuser, die Irland mit ihren Waaren versorgen, und die Kapitalisten fanden in den irischen Hypotheken keine Sicherheit mehr. Ein Gegner der damaligen Gladstone'schen Gesetzesvorlage sagte im Unterhause, so lange diese Bill über dem Lande schwebt, wird nicht ein Schilling englischen Geldes auf irisches Eigenthum vorgeschossen werden. Ein angesehener Richter der Großjury der irischen Grafschaft Karry ging in seinen Befürchtungen noch weiter und machte in einem offenen Schreiben darauf aufmerksam, daß die agrarische Bewegung auch socialistische Gefahren zur Folge haben könne und die Angriffe auf das Eigenthum sich nicht auf den Boden beschränken würden. Er berief sich unter Anderm darauf, daß die englischen Capitalisten für die Summen, die sie in irische Geschäfte und Investitionen gesteckt hätten, besorgt wären.

Arthur Young, der würdige Zeitgenosse Adam Smith's, giebt in der classischen Beschreibung seiner Reise durch Irland (in den Jahren 1776 und 79) neben seinen volkswirthschaftlichen Studien ein lebendiges Bild, wie die Leichtlebigkeit des irischen Pächters nur durch Einen Feind gestört wird, den Agenten des Grundherrn, der den Zins einfordert, während der Herr meistens abwesend ist, um sich dem Haß der Pächter und ihren Kugeln zu entziehen. Diese Grundstimmung zwischen Herrn, dessen Agenten und dem Pächter hat sich bis jetzt erhalten, während der Ire durch die politischen Reformen des jetzigen Jahrhunderts, besonders durch die Oeffnung des Parlaments für die Katholiken aufgeweckter geworden ist und, unzufrieden mit dem Pachtsystem, sich zur Forderung des Eigenthumsrechts an dem Boden erhoben hat.

Gladstone's irische Landbill vom Jahre 1870 kam den Klagen der Pächter soweit entgegen, daß sie ihnen, durch Ausdehnung der in der Provinz Ulster gebräuchlichen Pachtverträge auf ganz Irland, beim Verlassen des Guts die Vergütigung der Kosten für Verbesserungen desselben verschaffte; außerdem machte sie durch Gewährung von Schatzdarlehen den Ankauf der von ihnen cultivirten Ländereien oder wüsten Stellen möglich. Das Oberhaus gab seine Zustimmung zu dieser Staatsunterstützung, indem es dieselbe wie ein nachgiebiger Arzt als eine unschuldige Medicin und als eine sentimentale und wenig fruchtbare Spielerei betrachtete.

Die im vorigen Jahre (1880) vom Oberhaus verworfene irische Landbill hatte sich in sehr engen Grenzen gehalten. Sie begnügte sich mit der Vergünstigung, daß für Pachtungen bis zu einem Jahreszins von 30 Pfund aufwärts die Bestimmung der Landbill vom Jahre 1870, wonach der Pächter wegen Versäumniß der Zinszahlung die Entschädigung für seine in das Grundstück gebrachten Meliorationen verliert, sistirt werden und dem Pächter vor dem Grafschaftsgericht der Beweis freistehen soll, daß er nur wegen Mißernte zahlungsunfähig sei. Außerdem war die Wirkung des Gesetzes nur auf ein paar excessive Nothstandsbezirke beschränkt und im Unterhause das Amendement, wonach diese Wirkung auf ganz Irland ausgedehnt werden sollte, verworfen worden. Auch sollte die Geltung des Gesetzes nur bis zum December 1881 reichen und der Antrag, ihr schon am 1. Juli dieses Jahres ein Ende zu machen, war nur mit Mühe durch die Bemerkung beseitigt, daß man dem Pächter noch wenigstens bis zur Einbringung einer zweiten Ernte Zeit lassen müsse.

Indessen sind nach dem parlamentarischen Mißgeschick des vorigen Sommers inhaltreiche Monate dazwischen gekommen. Irlands Agitation rechnet zwar nicht mehr mit, nachdem die Zwangsbill Forster's, des Staatssecretärs für die unruhige Insel, im Anfang des jetzigen Jahres angenommen, somit der Belagerungszustand zur Ausführung gelangt und die Sperrung der parlamentarischen Geschäfte durch die irische Brigade im Unterhause bewältigt ist. Jedoch kann England die Last eines innerlich entzweiten und zerrütteten Landes nicht lange mehr mit sich umhertragen, ohne an Ansehen und eigener Sicherheit Schaden zu leiden.

So schwärmerisch und unbestimmt die öffentlichen Zurufe der Collegen Gladstone's des Handelsministers Chamberlain und Brights nach einer Revision der ganzen irischen Geschichte, also nach einem Widerruf des Eroberungsrechts waren, so regten sie ihn doch zu

weiterem Nachdenken an. Lord Dufferin fand neben seinen Botschafter-Arbeiten zu Petersburg im Januar (1881) noch die Zeit dazu, um in England ein Schreiben zu veröffentlichen, in welchem er, unter Verwerfung aller sonstigen Aenderungen der Pachtordnung, den Ankauf eines bedeutenden Theils von irischem Grund und Boden, zur Ausstattung der leidenden Pächter empfahl. Die Regierung nahm den Vorschlag wenigstens in Ueberlegung.

Das gewichtigste und entscheidendste Wort sprach aber im December (1880) der damals wegen seiner Kenntniß der irischen Zustände als Arbeitsminister in's Cabinet berufene Shaw-Lefevre in einer öffentlichen Versammlung aus. Derselbe schilderte den irischen Farmer als ein Mittelding zwischen Pächter und Bauer, erklärte den Krieg des Pächters gegen den Grundherrn aus dem ungewissen Schicksal seiner Meliorationen und Bauanlagen und wollte die Lösung der irischen Krisis nur in der Umbildung des Pächters in Besitzer finden.

Alle diese Anregungen, von seiner eigenen Zwangslage an bis zu den Einwirkungen unterrichteter Männer, verarbeitete nun Gladstone zu seiner dritten irischen Gesetzvorlage. Demnach bildet eine zu Dublin residirende Landcommission die oberste Behörde zur Regulirung aller agrarischen Verhältnisse. Sie kann auf Antrag des Pächters einen der Gerechtigkeit und Billigkeit angemessenen Zins feststellen, ferner Vorschüsse bis zu Dreiviertel der Kaufsumme dem Pächter zum Ankauf der Farm gegen jährliche Verzinsung und Amortisation geben, desgleichen Societäten, die sich zum Ankauf von Gütern verbinden, in der Höhe der von ihnen aufgebrachten Summen, Geldunterstützungen gewähren. Eine der wichtigsten Bestimmungen der neuen Bill macht die Landcommission zum Tribunal, an welches sich der Pächter für die Veräußerung seines Rechts an einen Käufer oder nach Beendigung seines gesetzmäßigen fünfzehnjährigen Genusses für die Verlängerung auf neue fünfzehn Jahre zu wenden hat. Aber in diesem Stadium kommt die kritische Bestimmung des Ganzen, daß nach Ablauf dieser zweiten fünfzehnjährigen Periode der Gutsherr den Besitz des Gutes wieder antreten kann. Offenbar glaubte Gladstone den gutsherrlichen Rechten die Rücksicht schuldig zu sein, daß er die Erbpacht nicht geradezu einführen wollte, da dieselbe nach den Erfahrungen anderer Länder gewöhnlich zum vollen Eigenthum den Uebergang bildet.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß bei der Zähigkeit des Angelsachsen in der Vertheidigung des Eigenthumsrechts das Unterhaus die Vorlage ganz nach den Intentionen Gladstone's wird passiren lassen;

ihre Bestätigung wird dem Sitz des normännischen Eroberungsrechtes, dem Oberhaus, außerordentlich schwer fallen. Die irischen Unruhen werden daher ihren Fortgang haben, wenn der Belagerungszustand sie für den Augenblick auch niederhält, bei Gelegenheit wieder in Flammen ausbrechen und es ist sehr leicht möglich, daß England, bis eine Dictatur die irischen Verhältnisse regelt, in seinem Westen eine ähnliche Wüste haben wird, wie sie der Kampf zwischen Russen und Polen für die andere asiatische Großmacht in deren westlichen Gouvernements geschaffen hat.

Während die russisch-polnischen Grenzlande und die Pachtlande der irischen Insel den Anblick von abgearbeiteten und lebensmüden Greisen darbieten, haben sich jenseits des Oceans, in Nordamerika, nach dem blutigsten und größten Bürgerkrieg, von dem die Geschichte zu erzählen weiß, die feindlichen Brüder (Sachsen und Normannen) in einem friedlichen Vergleich wieder zusammengefunden. Man erobert mit Pflug und Eisenbahnen neue Landstrecken, die Naturforschung erweitert durch ihre Entdeckungen die Communication auf dem gewachsenen Arbeitsgebiet; Industrie und Gewerbthätigkeit flößen Europa vor einer Concurrenz, die man kurz zuvor noch für unmöglich hielt, düstere Besorgniß ein; Fleiß und Kühnheit legen colossale, in Europa unerhörte Obstplantagen an, Weinanpflanzungen wetteifern schon mit unsern Gärten und Weinanlagen und der Ertrag der künstlichen Olivenwälder setzt bereits Italien und Südfrankreich in Schrecken. Wenn auch die alte Welt durch die Fortschritte des jungen Riesen in bange Angst versetzt wird, so fühlt man sich doch durch das Bild des Feuers und der Begeisterung, mit dem die dortigen Arbeitercorps an ihr Werk gehen, gehoben. Man sieht Eroberer und Sieger vor sich.

In der alten Welt sind selbst die irischen Neuerer durch ihren inneren Krieg entzweit. Sie leiden an demselben Fehler, der alle revolutionären Parteien überreizt und entnervt. Während sie den Herren Vertrag und Verpflichtung kündigen, wüthen sie gegen einander mit dem Vorwurf der Principien-Lauheit und der matten Praxis. Die eine Partei klagt die andere an, daß sie nicht weit genug geht: Der Home-Ruler wird von der Landliga als eine altzopfige Figur verlacht; die reformistischen Agitatoren gelten den Feniern als Verräther, Heuchler und Comödianten und diese Aeußersten sehen ihr Heil allein in der Fackel der Zerstörung.

Und doch hat dieses Wüthen der irischen Aufständischen gegen ihren eigenen Leib für England die Gefahr nicht mindern können; ihr Wesen und ihre Principien sind vielmehr in das Innere des

herrschenden Landes und in das Heiligthum des Parlaments eingedrungen. Erst wuchsen die Gewählten Irlands im Unterhause zur irischen Brigade an, welche das frühere Ringen der Parteien verfälschte und derjenigen den Sieg gab, mit der sie sich zu verbinden geruhte. Jetzt haben sie durch ihr terroristisches Verfahren als Obstructionspartei die parlamentarische Debatte in Stockung gebracht und die Commoners zur Nothhilfe gezwungen, ihre eigene Freiheit in Fesseln zu schlagen und sich dem Absolutismus eines beliebigen Schlusses der Debatte zu unterwerfen. Wie in Nordamerika haben sich die irischen Zuzügler und Fabrikarbeiter in wichtigen englischen Wahlkreisen eine so entscheidende Stellung errungen, daß nur denjenigen Candidaten der Sieg zufällt, der sich zu Concessionen an ihre nationalen Forderungen verstehen will. Gleichfalls wie in Nordamerika haben diese irischen Einwandererhaufen in Großbritannien den Katholicismus zu einer Macht erhoben und neben der anglikanischen und schottischen Kirche das Land mit kirchlichen Anstalten ihres Glaubens erfüllt. Endlich haben die irischen Fenier die oben gezeichnete Parallele der beiden asiatischen Großmächte auch insofern weiter ausgeführt, daß sie gleich den russischen Nihilisten mit ihren Dynamit-Explosionen das herrschende Reich auch in seinem Innern zersprengen wollen.

Jenem, im Eingang dieses Abschnittes erwähnten Freunde Gladstone's, der dem Premier mittheilte, daß seine irische Landbill auch schon in England wirke und die englischen Pächter keine erledigte Farm mehr annehmen wollen, weil sie von der Regierung ein Gesetz zur Herabsetzung aller Pachten erwarten, erwiderte der Minister, daß seine Mittheilung die erste dieser Art sei, die er erhalten habe. Mit großer Zuversicht führte er namentlich aus, daß er bei der durchgängigen Verschiedenheit der englischen und irischen Verhältnisse nicht an solche „Unvernunft" heimischer Pächter glauben könne. Allein dieses Eindringen des Irenthums in das innerste Leben Englands ist eine mächtige Thatsache und entspricht jenem Proceß, der beim Uebergang der griechischen leitenden Staaten und Roms zum letzten Stadium ihrer Geschichte die unterworfenen Anhängsel in den großen Staatsbetrieb einführte. Die angebliche „Unvernunft" bewirkt allerdings, wie das classische Vorbild beweist, eine Schwächung der bisher herrschenden und privilegirten Macht, aber auch eine Ausgleichung zwischen Herrn und Diener und leitet das Zeitalter einer höheren Humanität ein.

VIV.

Frankreich, Gambetta und Tunis.

Wir behalten uns die Erörterung der Frage, ob Gambetta mit seinen Ankündigungen einer großen von ihm geleiteten Erhebung Frankreichs seit dem Tage von Cherbourg auch die jetzige Unternehmung gegen Tunis im Auge gehabt hatte, noch vor, aber soviel glauben wir zunächst behaupten und nachweisen zu können, daß er große Erwartungen von Frankreichs Theilnahme an Gladstone's Argonautenfahrt hegte und von dem Erscheinen einer französischen Truppenabtheilung im Orient den Beginn einer neuen Aera seines Landes datirte. Er theilte somit, als Griechenland sich dem europäischen Schiedsspruch unterwarf und die große Erschütterung der Balkanhalbinsel ausblieb, mit dem Chef des englischen Cabinets eine trübe Enttäuschung. Wie das Gladstone'sche England daher den Fluß der politischen Verhältnisse, auf dessen Strömung er gleich seinem englischen Verbündeten zur Größe seines Vaterlandes gelangen wollte, in's Stocken gerathen sah, mußte er zurückweichen und auf die Lorbeeren der Balkanhalbinsel verzichten.

Als ob aber die heutige, mit Stockungen, nationalen und kirchlich-politischen, schon überreichlich gesegnete Periode nie zur Ruhe kommen sollte, stürzte sich Frankreich, als sich soeben erst Griechenland mit der ihm zugesprochenen Gebietserweiterung genügen lassen wollte, in seine nordafrikanische Unternehmung. Es stieß mit seinem unerwarteten plötzlichen Vorschreiten bei England und Italien an, brachte die freundschaftlichen Beziehungen zu beiden Ländern in Stockung und sah zu seiner Ueberraschung, daß die Schwierigkeiten seines Abenteuers ihm über den Kopf wuchsen und es selbst in einen Einsiedler mitten im nationalen Verkehr, gleichsam in eine Salzsäule am todten Meer der jetzigen Politik verwandelten.

Es war am 20. April 1880, daß Frankreich zum erstenmal wieder aus seiner bisherigen Zurückgezogenheit mit einer politischen Anregung hervortrat. Der damalige Minister des Auswärtigen und Cabinetschef Freycinet veröffentlichte sein Rundschreiben an die Vertreter des Landes bei den Garanten des Berliner Friedensvertrags. Die Sprache des Schriftstücks war sanft und bescheiden. Es drückte zunächst die Genugthuung Frankreichs über den glücklichen Erfolg aus, mit welchem die Großmächte die Hauptbestimmungen jenes Vertrags zur Ausführung gebracht und das düstre Gewölk am Horizont der

orientalischen Frage zerstreut haben. Nur eine kleine Nachlese wollte es auf diesem Gebiete halten und ein paar noch schwebende Differenzen der Beachtung Europas empfehlen; die noch streitige Grenzfrage Griechenlands und Montenegros sammt der finanziellen Organisation Armeniens standen obenan. Jedoch erwartete es mit Zuversicht, daß auch diese Kleinigkeiten bald ihre Erledigung finden werden; Frankreich selbst erscheint wie in einem lichten Friedensgewande, sein Bestreben, überall zur Ausführung der Verträge das Seinige beizutragen, ist das Thema, welches das Rundschreiben von Anfang bis zu Ende beherrscht, und zu seiner Feiertagsstimmung kommt noch das Glück, daß es thatsächlich mit sämmtlichen Mächten in guten Beziehungen steht.

Achten wir aber auf die Zeit, in welcher das Schriftstück in Umlauf gesetzt ist, so wird uns über die festliche Haltung desselben einiges Licht aufgehen. Es trat in die Welt, als der Eintritt der liberalen Whigs und ihres radicalen Anhangs in die englische Regierung keinem Zweifel mehr unterlag. In diesem Augenblicke war für die europäische Politik eine Pause angekündigt und eine neue Gruppirung der Mächte zu erwarten, konnte es also den Leitern der französischen Politik wohl darauf ankommen, der Welt und dem künftigen englischen Cabinet zu zeigen, daß sie über ein seit Jahren angesammeltes und bisher geschontes Capital zu verfügen haben und in jede annehmbare Conjunctur ein schwerwiegendes Gewicht werfen können. Da es ferner bekannt war, daß die englischen Whigs im Punkte der Slavisirung der Balkanhalbinsel mit Rußland übereinstimmten und nur gegen dessen Festsetzung am Bosporus ihr Veto einlegen würden, so gab das Freycinet'sche Schriftstück auch der Hoffnung Ausdruck, daß das Mißverständniß mit dieser Macht wegen der Nichtauslieferung jenes unterirdischen Mineurs an der Moskauer Eisenbahn und unter dem kaiserlichen Bahnzuge in der festlichen Stimmung des Augenblicks der Vergessenheit anheimfallen werde.

Wenige Wochen darauf, nachdem der französische Minister seinen diplomatischen Prolog für das bevorstehende große Schauspiel den Mächten gewidmet hatte, trat der Mann auf, der als erster Acteur und Hauptheld die Bühne beherrschen wollte. Es war Gladstone. Die Thronrede bei der Eröffnung seines Parlaments, seine Erklärung in der Unterhaussitzung vom 20. Mai 1880, das gleichlautende Accompagnement Granville's zu dieser politischen Bravourarie im Oberhaus kündigten der Welt an, wer als Treiber die Mächte für das orientalische Abenteuer zusammenbringen, zusammenhalten und in Arbeit setzen wollte. Seine Sprache war imperatorisch, „sofort und schleunigst" die Summe seiner Zurufe.

Er war durch und durch der dritte Napoleon, den man bei Sedan für immer versunken glaubte. Das Befehlshaberische dieses Cäsaren verband er mit dessen philanthropischem und sentimentalem Enthusiasmus; es fehlten ihm dabei weder dessen Leichtsinn, noch die Verbissenheit in die einmal gefaßten Vorsätze.

Diese Ueberraschung brachte den Minister Freycinet doch etwas zur Besinnung. Sein Eifer für England kühlte sich allmählich ab, er sah sich getäuscht, erkannte, daß seine Hoffnungen auf Gladstone übertrieben und sein Glaube an die Leichtigkeit eines Ausflugs in das romantische Land des Orients doch überspannt war. Er stockte, hielt inne und erfuhr noch zu seinem Leidwesen, daß Gladstone seine und Waddington's Landkarte des wiedergeborenen Griechenlands auf der Berliner Juniconferenz nach eigner Künstlerlaune überpinselte und erweiterte.

Aber es stand für ihn schon ein Ersatzmann auf der Bühne. Gambetta war ein Freund des neuen englischen Unterstaatssecretärs im auswärtigen Amte; sein Vertrauter Challemel Lacour unterhielt als Vertreter Frankreichs in London seinen Zusammenhang mit Gladstone's Politik. Als Präsident der Deputirtenkammer bewirthete er den Prinzen von Wales mit einer Collation im Frühjahr 1880 und besprach sich mit dem englischen Thronerben über das Zusammenhalten Frankreichs und Englands für die Schöpfung eines neuen Europa. Desgleichen konnte er bei dem Dejeuner, welches um dieselbe Zeit der König von Griechenland in seinem parlamentarischen Palais annahm, diesem Fürsten die thätigste Theilnahme für die griechische Sache zusagen und ihm auch versichern, daß die Regierung fest entschlossen sei, die griechische Armee durch eine militärische Mission für den Krieg mit den Muselmanen in Stand zu setzen.

Am 14. Juli konnte er sich an dem Anblick weiden, wie die Deputationen der großentheils auch durch seine Bemühungen geschaffenen Armee ihre neuen Fahnen erhielten. Aber in demselben Augenblick zogen die Vorposten der, gleichfalls durch seine Fürsprache amnestirten Communards in Paris ein und vergalten ihm seine Dienste mit der Anklage, daß er eben diesen kostbaren, in zehn Jahren mühsam zusammengebrachten Schatz der nationalen Wehrhaftigkeit für kleinliche, fremde und zugleich gefährliche Zwecke verschwenden wolle.

Die gelösten Zungen der Communards sprachen jedoch nur das aller Welt bekannte Geheimniß aus; sie schlossen aus den intimen Unterredungen Gambetta's mit jenen königlichen Personen, daß er die französischen Waffenträger als Dienstmänner für englische und griechische

Zwecke ausleihen wolle. Indessen trug der politische Rechner noch ein anderes Geheimniß in seiner Brust. Die griechische Noth und sein Versprechen einer militärischen Abhilfe waren ihm nur ein Mittel, in den Orient zu kommen, und war er erst dort, konnte er die unvermeidlichen Zerwürfnisse unter den Alliirten nähren und ihre Spaltungen nach Belieben mischen; dann, glaubte er, würde er auch an Rußland kommen und den Versuch machen, ob es sich zu einer großen französischen Action gebrauchen ließe.

Zum erstenmale deutete er bei Gelegenheit der Besichtigung des Hafens und der Kriegsflotte von Cherbourg (am 9. August 1880), beim Gelage eines militärischen Kreises auf dieses sein innerstes Geheimniß hin. Er sprach von der „den Dingen innewohnenden Gerechtigkeit" und erwartete von ihr die Wiederherstellung des ganzen Frankreichs. Allein damals war bereits die Brücke, von der er sich in die Wogen der Geschichte stürzen wollte, längst schadhaft geworden. Gladstone merkte, daß sein europäisches Gefolge taube Ohren für seine Zurufe hatte; Freycinet beantwortete die dictatorischen Gebote des englischen Cabinetschefs vom 20. Mai in seinem „Temps" mit einer unverkennbaren Versagung des Gehorsams; derselbe „Temps" hatte am 9. Juli ausdrücklich erklärt, die „chevaleresken Interventionen" Napoleon's III. hätten in Frankreich ein zu schmerzliches Andenken hinterlassen, als daß es sich von der englischen Wiedergeburt des kaiserlichen Idealisten in Gladstone in die Grube des Orients könnte verlocken lassen.

Als Gambetta am 9. August die Gerechtigkeit der Geschichte als Zeugen für die Berechtigung seiner patriotischen Wünsche anrief, war die französische Regierung schon entschlossen, die von dem Redner erwirkte Zusage der Sendung des Generals Thomassin mit mehreren Officieren zur Einübung der griechischen Armee zurückzunehmen. In demselben Augenblick beklagten sich, wie die Depesche des englischen Gesandten in Athen (vom 7. August 1880) beweist, die griechischen Minister über die Schwierigkeiten, welche die französische Regierung betreffs der versprochenen Lieferung von 30,000 Gewehren erhob, und im Gefühl ihrer Enttäuschung waren sie schon darauf gefaßt, daß auch die zugesagte Sendung einiger französischer Officiere einen ähnlichen Verzug erfahren könne. Sollte Gambetta bei seinen Verbindungen und Mitteln keine eigenen Nachrichten aus Athen gehabt haben oder bedurfte er bei seinem Vertrauen auf die den Dingen innewohnende Fügung und Vorsehung keiner solchen weltlichen Vorsicht und geschäftsmäßigen Nachhilfe?

Endlich stieß Freycinet in die Pauke des 9. August selbst ein Loch und appellirte in seiner Rede zu Montauban vom 8. September 1880 gegen die Cherbourger metaphysische Nothwendigkeit an die prosaische Nothwendigkeit des „Friedens, des tiefen Friedens, des Friedens ohne Großsprecherei und ohne Schwäche." Zwar fiel der Minister noch in demselben Monate durch Gambetta, der sich sehr wohl hütete, die politische Frage zur Sprache zu bringen, und zum Sturz des Ministers nur dessen mit dem Pabst vereinbarte und von seinem politischen Gegner selbst gebilligte Gehorsamerklärung der religiösen Genossenschaften benutzte, allein sein Nachfolger, der fünfundsiebzigjährige Aristoteliker Barthelemy St. Hilaire, dessen Gedanken und Sprache noch tiefer als die geistigen Fibern Freycinet's in Frieden getränkt waren, entglitt allen Versuchen Gambetta's, sich auch an ihn zu wagen. Dieser Philosoph hatte den Vortheil auf seiner Seite, daß Gladstone's orientalischer Roman sich dem Schlußcapitel näherte, das französische Volk den gordischen Knoten der montenegrinischen und griechischen Beklemmungen satt hatte und die Regierungen Deutschlands und Oesterreichs eine Beschleunigung der Abrüstung im Orient wünschten.

Eine unschädliche Zugabe für seine friedliche Geschäftsführung war für diesen aristotelischen Psychologen und Dialektiker die Unermüdlichkeit Gambetta's in der Variation seines Cherbourger geflügelten Wortes. Ganz wie im August 1880 fand auch, während Barthelemy das auswärtige Amt hütete, zwischen der Vertretung des deutschen Reichs und dem Präsidenten Jules Grevy ein cordialer Verkehr statt und wurde der Botschafter der Republik in Berlin durch Freundlichkeiten ausgezeichnet. Wenn gleichwohl Gambetta in seinem Blatte beschreibt, wie am 25. December 1880 die Vertreter der öffentlichen Gewalten an der Spitze von Tausenden den von Frankreich adoptirten elsaß-lothringischen Kindern bei ihrem Weihnachtsbaum den Brudergruß brachten und Hoffnung auf allen Gesichtern glänzte, so brachte solche isolirte, unkriegerische Demonstration nicht einmal die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" besonders in Harnisch. Die in der Sitzung der Unterrichtsliga vom 21. April 1881 an den elsassischen Stifter derselben gerichtete Anrede des Agitators über die „allmähliche Gewalt der moralischen und intellectuellen Eroberung als Bürgschaft dafür, daß alle Glieder des früheren Frankreichs wieder vereinigt werden", war gegenüber den intimen Berührungen zwischen dem Präsidenten der Republik und der deutschen Vertretung ein ungefährliches Spiel mit einer großen Frage, aber doch nur ein singuläres Spiel. Seine Ansprache beim Vorsitz der Generalversammlung des „Handels-

vereins", am 30. März 1881: „ich habe Zeit vor mir", — seine Kammerrede vom 21. Februar, in der er im Gegensatz gegen Waddington's und Freycinet's Theilnahme am europäischen Concert, „wenn ihn sein Land ruft", die Durchführung seiner eignen Rolle in Aussicht stellte, während die Rolle, zu der ihn Gladstone berief, doch soeben ausgespielt war, — seine Bravade vom folgenden Tage: „ich besitze vor Allem eine Energie und Ausdauer, die unüberwindlich sind", müssen Jedem leid thun, der seine technische und nationale Schöpfung vom Herbst und Winter 1870 zu schätzen weiß. Endlich seine Aufforderung an die Kammer bei der Eröffnung der neuen Session am 21. Januar 1881, sie möge ihre Aufgabe „inmitten eines tiefen, durch keine Abenteuer bedrohten Friedens vollenden", war wenigstens überflüssig in einer Zeit, die nur durch die Mühen Barthelemy's an die griechische Frage erinnert wurde und von einem andern Unternehmen noch Nichts wußte.

Warum machte er sich also die Mühe und unterhielt er das Land von den großen Leistungen, die es von ihm zu erwarten hatte? Keine seiner Versprechungen deutete auf Lorbeeren, die er für sich aus Nordafrika und für sein Volk zu holen gedachte. Nur ein so ungeschickter Anfänger, wie der Verfasser des Panegyrikus der „Revue politique et littéraire" vom 14. December 1880 konnte die „großherzige Rede von Cherbourg" mit der großen Politik des Königs Ludwigs XIV. und der Republik zusammenbringen und sie bei der Aufrichtung Frankreichs von der Vertheidigung des Hellenismus her datiren.

Gambetta dachte an weiter Nichts als an die Berufung zur obersten Staffel der Regierung und diese glaubte er durch die Einführung des Listenscrutiniums zu gewinnen. Wenn statt der Localgrößen, um welche die Wähler der Arrondissements sich ereifern, auf einer Gesammtliste der Departements die Celebritäten des ganzen Landes glänzen und die nationalen Helden des Volks in vierzig, fünfzig Departements berufen werden können, dann, hoffte Gambetta, würde ihm gewiß diese Wahl der Nation zufallen. Seit dem Herbst ruhte der vorbereitende Antrag des Deputirten Bardoux in einem Ausschuß der Kammer. Muthmaßungen, Berechnungen, Gerüchte von den Absichten und Gedanken der Regierung beschäftigten Frankreich und Europa. Endlich siegte Gambetta am 20. Mai 1881 in der Deputirtenkammer und unterlag gegen Aller Erwartung am 9. Juni im Senat. Eine Mehrheit von 34 Stimmen wies den Antrag an der Schwelle, ohne ihn im Einzelnen in Berathung zu ziehen, zurück. Eine lange

Laufbahn von den schwellenden Frühlings-Hoffnungen des Jahres 1880 und von der Cherbourger Prophezeiung an endigt im Nihilum und der Läufer muß nun noch einmal, aber besonnener, sachlicher und gründlicher, von vorn wieder anfangen.

Oben wollte man ihn los sein und hatte deshalb auch und gegen ihn die tunesische Zerstreuung eingeleitet.

Dies anfänglich anscheinend leicht auszuführende Divertissement wurzelt in einer alten Geschichte. England und Italien spielen in derselben neben Frankreich eine Hauptrolle.

Ehe daran zu denken war, daß der König von Sardinien nach Florenz übersiedeln und die Bresche in der Porta Pia ihm die Mauern Roms öffnen würde, betrachtete Frankreich Tunis wegen der Nachbarschaft als ein Anhängsel von Algier. Der einzige Grund, den es offen für seine Einmischung in die Verwaltung und Gerichtsbarkeit des Bey anführen konnte, war der Umstand, daß die aufständischen Eingeborenen der unterworfenen algierischen Landschaft, wenn sie einmal die schwere Hand ihrer neuen Herren fühlten, nach Tunis flohen und hier eine sichere Herberge fanden. Die dortige Obrigkeit würde es als einen Verrath an ihrem Glauben betrachtet haben, wenn sie einen Bekenner des Koran an die Ungläubigen ausgeliefert hätte.

England sah dagegen in Tunis eine Zwischenstation auf seiner Straße nach Asien und Indien und wollte den Hafen des alten Karthago, einen der wenigen brauchbaren Häfen der nordafrikanischen Küste, nicht in den Besitz seines europäischen Rivalen kommen lassen. Beide Nebenbuhler im Bereich des Mittelmeeres gewannen den Bey mit dem Vorgeben, welches auch in Konstantinopel die Summe ihrer politischen Weisheit ausmachte; Jeder empfahl sich der Regentschaft als Denjenigen, der seine Unabhängigkeit am Besten aufrecht halten würde.

Die Sache änderte sich, als der Canal von Suez im Laufe der sechsziger Jahre sich der Vollendung nahte und von England als der rechte Uebergangsweg nach Indien erkannt wurde.

Jetzt hatte Frankreich in Tunis freie Hand. Es richtete darnach auch seine Sprache ein und benutzte die indessen angewachsenen unbezahlten Rechnungen seiner Angehörigen, vor Allem die Einstellung der Zinszahlungen für die Staatsschulden als Vorwand zu seinen Einmischungen und Drohungen. Der Bey hatte sich selbst die Grube gegraben und sich zum Sklaven der ihm gefährlichsten Regierung gemacht, als er sich die Retter in seinen finanziellen Nöthen hauptsächlich in Frankreich suchte. Der Vorgang, wie Napoleon III. einige Jahre vorher die unbezahlte Rechnung eines Bankiers als Recht-

fertigung für sein mexikanisches Unternehmen sich zu Nutze machte, erlaubte sogar beinahe die Annahme, daß die französische Regierung die tunesischen Anleihen insgeheim begünstigte, um sich einen ähnlichen Vorwand zur Einmischung in die Regierung des Bey zu verschaffen.

Die letzten Jahre der napoleonischen Regierung waren nur mit den Großthaten des französischen Consuls angefüllt, welcher den Bey mit der Forderung seiner Regierung bedrängte, ihr die Ueberwachung der tunesischen Finanzen durch französische Beamte zu gestatten. Zuletzt gab der geängstigte Bey soweit nach, daß er die Einsetzung eines gemischten, aus Eingeborenen und Franzosen bestehenden Comités zur Verwaltung der Steuer- und Zoll-Einnahmen und zur Tilgung der Staatsschuld bewilligte.

So ward der Schwerpunkt der Verwaltung nach Paris verlegt und Tunis beinahe eine französische Provinz. Der Erfolg der consularischen Despotie bestand aber darin, daß ein Schwarm von Abenteurern unter dem Schein einer Beamtenstellung sich einfand und das trügerische Bild einer Kolonie darbot wie in den ersten Jahrzehnten der algierischen Verwaltung der Heuschreckenzug der Franzosen, die als Träger der europäischen Civilisation von der neuen Eroberung auf das schnellste Nutzen ziehen wollten.

Italien besitzt dagegen in Tunis eine wirkliche und blühende Kolonie. Diese arbeitsame Ansiedlung ist mit dem Verkehr der Regentschaft verwachsen; ein regelmäßiger Betrieb von Dampferlinien unterhält die Verbindung mit dem Mutterland; ein großer Theil des Handels und der Industrie liegt in italienischen Händen und vortreffliche italienische Schulen sorgen für den Unterricht. Napoleon III. wußte diese Fußfassung Italiens an der nordafrikanischen Küste sehr wohl zu würdigen und bot dem jungen Königreiche, ehe es die Lagunen Venedigs in Besitz bekam, ein Compagniegeschäft an. Der Kaiser, damals noch im Zuge seiner weitgreifenden, Mexiko, Syrien, Ostasien umspannenden Unternehmungen begriffen, außerdem noch mit dem Plan des Suezkanals beschäftigt, wollte das Mittelmeer zu einem französischen See umwandeln und schlug Italien, um dessen Argwohn zu beschwichtigen, die Theilung der Regentschaft Tunis vor. Das soeben erst geborene Königreich ging jedoch auf die Idee nicht ein; seine noch schwache Organisation wollte es, da seine Kräfte zur Herstellung des ganzen einigen Italiens kaum ausreichten, für ein großes auswärtiges Abenteuer nicht auf's Spiel setzen. Außerdem behagte es ihm nicht, daß Frankreich, im Besitz der größeren Hälfte von Tunis, die Aus-

fallsthore nach Mittelitalien in seine Gewalt bekam und in nächster Nachbarschaft Sicilien und Unteritalien umzingeln konnte.

Es dauerte auch noch lange, ehe Italien, nachdem es zu Venedig noch Rom erhalten hatte, daran dachte, die Wege der alten Königin der Welt einzuschlagen und den Kampf des republicanischen Roms mit Karthago in kleinerem Maßstabe zu wiederholen. Dagegen war es einem Privatmanne vorbehalten, den rechten zeitgemäßen Weg zur Fußfassung in einem Lande und zur Eroberung eines bedeutenden Einflusses auf dessen Lebensinteressen einzuschlagen. Die volkswirthschaftliche Bewegung auf der Balkanhalbinsel hatte jenen Privatmann gelehrt, wie der Bund des Technikers und Banquiers durch Eisenbahnunternehmungen und Eröffnung neuer Handelswege im Concurs des ottomanischen Reichs Leben und Regsamkeit schafft.

Dieser Mann, der Italien den längstgewünschten Einfluß in Tunis verschaffte, war der große genuesische Rheder Rubattino. Vor einundzwanzig Jahren hatte derselbe zwei seiner Dampfschiffe wissentlich aus dem Hafen von Genua durch die Leute Garibaldi's mit angeblicher Gewalt wegnehmen lassen und freiwillig geopfert, denn er konnte nicht daran zweifeln, daß diese Fahrzeuge, nachdem sie den Häuptling des einigen Italiens mit seinen „Tausend" an der Küste Siciliens gelandet hatten, den Kriegsschiffen des damaligen Königs von Neapel als Beute zufallen müßten. Im vorigen Jahre hat er eine alte Idee der italienischen Regierung ausgeführt, an der Küste des Rothen Meeres jenseits der Landenge von Suez aus eigenen Mitteln die Bai von Assava erworben und durch seine Niederlassung daselbst, wo er für seine eigenen Ostfahrer eine Kohlenstation gründete, seinen Landsleuten einen Weg ins innere Afrika geöffnet.

Seine neueste Leistung war der Erwerb der von einer englischen Gesellschaft angelegten Eisenbahn von Tunis nach dem Hafen von Goletta, welche den Zusammenhang mit dem Meer vermittelt und den Handelsverkehr Europas mit Tunis auf ihre Linie concentrirt. Schon bei diesem Geschäft hatte er mit französischem Handelsneid zu kämpfen, da jene Engländer, obwohl der Kauf perfect abgeschlossen war, um eines geringen Profits willen die Bahn an eine französische Gesellschaft verkauften. Es gelang ihm aber im Sommer des vorigen Jahres vor den englischen Gerichten die Ungültigkeits-Erklärung dieses zweiten Verkaufs zu erwirken, worauf er bei dem in Folge dieses Erkenntnisses angeordneten gerichtlichen Verkauf die Bahn definitiv, freilich zu einer bedeutend gesteigerten Summe erwarb.

Bis hierher beruhte die Action auf der persönlichen Thätigkeit eines Privatmannes. Rubattino hatte im Vertrauen auf sein Recht gegen den französischen Einbruch in seinen Kaufvertrag nicht einmal die Diplomatie Italiens zum Schutze angerufen und sich lediglich an die Londoner Gerichte gewandt. Aber jetzt, als er unbestreitbarer Besitzer jener Bahnlinie geworden war, regte sich die nationale Eifersucht. Zuerst erhob sich der französische Consul zu Tunis für den Vortheil seiner Landsleute; der italienische Consul ward zur Gegenwehr gezwungen, die beiderseitigen Regierungen erhoben sich für ihre Vertreter und die officiösen Blätter Frankreichs und Italiens ereiferten sich in gegenseitigen Anklagen, Vorwürfen und Drohungen, wie sie sonst nur einer Kriegserklärung vorangehen.

Die Kraft und das Recht des genuesischen Rheders und seiner privaten Geschäftsführer in Tunis reichten hin, um den ersten Act glücklich zu bestehen. Der französische Consul bestürmte den Bey so heftig, daß er von demselben die Concession für eine Concurrenzlinie gegen die Rubattino'sche Bahn zu Gunsten einer französischen Gesellschaft errang. Es sollte dies die Linie von Tunis nach Rades, einem Städtchen in der Nähe von Goletta sein, welche östlich am Ufer des Sees von Tunis laufen würde, während die italienische Bahn sich an das westliche Ufer hält. Da aber der Concessionsact, den Rubattino von der englischen Gesellschaft erkauft hatte, jede Concessionirung einer Concurrenzlinie ausschließt und verbietet, so war es leicht, den Bey zur Zurücknahme jener Begünstigung der französischen Unternehmer zu bewegen.

Das neue Mißgeschick einer französischen Gesellschaft entflammte die Pariser Blätter zu den leidenschaftlichsten Ausfällen gegen Italien. Das sonst gemäßigte „Journal des Débats" entwarf ein Bild dieses Landes, worin es, „von der Eroberungsmanie erfüllt, sein Augenmerk bald auf Tyrol richtet, bald auf die Balkan-Halbinsel, bald auf Aegypten, dann auf Abyssinien, und dann wieder auf Tunis." Das officiöse italienische „Diritto" vergalt diese Höflichkeit mit der Frage, ob solche Erörterungen die rechte Weise sind, „die Einigung der lateinischen Race" zu fördern, und mit der Drohung, daß Zeiten kommen könnten, wo Frankreich um den Beistand Italiens betteln müßte.

Das bedeutendste Wort in diesem Zanke ist der bittere Sarkasmus des „Journal des Débats": Frankreich wisse seit lange, daß das Mittelmeer kein französischer See ist, die Italiener seien dagegen noch nicht ganz zu der Ueberzeugung gelangt, daß es kein italienischer See ist. Diese Ironie spielte auf die Ueberzeugung an, wonach England

dieses Meer als einen englischen See für sich in Anspruch nimmt, Italien und Frankreich also, ehe sie sich über ihr mittelländisches Seerecht in den Haaren liegen wollen, sich zuvor mit der von England in Anspruch genommenen Hegemonie auseinandersetzen müßten.

Den äußersten Anstrengungen des französischen Consuls in Tunis und der französischen Regierung gelang es endlich, einer daselbst schon bestehenden Gesellschaft vom Bey eine ganze Reihe von Concessionen auszuwirken. Die Gesellschaft Bone-Guelma soll berechtigt sein, ihre gegenwärtige Eisenbahnlinie mit dem See von Tunis in Verbindung zu bringen und daselbst einen Hafen zu bauen. Außerdem werden ihr noch ein paar Bahnlinien bewilligt, darunter eine nach Bisertis, einem Hafen, der außerhalb des Tuniser Golfes und westlich von demselben gelegen ist.

Bis jetzt waren die großartigen, vom französischen Consul für seine Landsleute durchgesetzten Concessionen ein bloßes Schauwerk und, wenn man sie ernst nimmt, unausführbar. Falls sich auch französischerseits das unermeßliche zur Correctur des tuniser See's und zum Bau des neuen Hafens erforderliche Geld auftreiben ließe, war für lange Zeit nicht eine solche Steigerung des Verkehrs von Tunis zu ersehen, daß die Kosten des Unternehmens gedeckt werden könnten. Jedenfalls wäre das Wunderwerk eine überflüssige Concurrenz gegen einen wohlfeileren, früher zu realisirenden, aber fremden Bau gewesen, der mit der Politik und mit dem die Diplomatie Nichts zu thun hatte.

Allein im Ausgang des Jahres 1880 meldete sich neben den beiden Concurrenten in Tunis ein Dritter. Das war England. Seit dem Anfang der zweiten Hälfte des December verbreitete sich die Nachricht, daß von Algier aus an der Grenze von Tunis eine nicht unbedeutende französische Truppenmacht sich ansammelte. Die Lösung des Räthsels brachte sofort ein römisches Telegramm der „Times" vom 20. December, demzufolge der Bey von Tunis mit der französischen Regierung in Zwiespalt gerathen war, weil er den Vertrag, durch welchen Kheireddin Pascha an die „Société Marseillaise" einen Grundbesitz von dem Umfang einer ansehnlichen Provinz abgetreten hatte, nicht ratificiren wollte. Gegen diesen Vertrag war Kraft des religiösen Landesgesetzes, welches beim Verkauf eines Grundstücks dem Nachbar das Vorkaufsrecht zusichert, Protest erhoben worden; der Nachbar im gegenwärtigen Fall war aber ein Mr. Levy, der als brittischer Unterthan dem Bey und dem brittischen Consul seinen Protest angemeldet hatte.

Der Pariser „Temps“ gab zwar in umgehender Antwort diese Darstellung seines Londoner Gegners im Ganzen zu, wenn er auch den Ernst des Falls bestritt, sofern jenes Vorkaufsrecht in Algerien beseitigt sei, in Tunis nur noch „anscheinend“ bestehe, überhaupt aber den Stamm und dessen Angehörige vor einer unbequemen Nachbarschaft behüten solle, während der britische Unterthan, Mr. Levy, auf ein solches Stammesrecht sich nicht berufen könne. Allein, wenn auch schon am 29. December von Paris aus das ordnungsgemäße Dementi jener Nachricht von Truppenansammlungen an der tunesischen Grenze erfolgte und von brittischen Beschlüssen Nichts verlautete, so wird es doch für jedes englische Ministerium, mag ihm nun Gladstone oder der Emporgehobene einer andern Parthei vorstehen, eine Lebensfrage sein, ob es die Interessen eines durch Verträge geschützten brittischen Bürgers und sein Vorrecht als „civis Romanus“ durch eine fremde Macht verletzen lassen darf. Es kann sich höchstens nur um die Zeit und Gelegenheit handeln, wenn es mit seinem Einspruch am gewichtigsten auftreten soll.

Wann aber wird diese Gelegenheit sich finden? Gladstone wird jetzt erst recht die bittern Folgen seines vorjährigen dictatorischen Drucks auf das Festland einernten; er hat sich keinen Freund erworben und alle Mächte gegen sich in dem Grade verstimmt, daß sie sich nicht beeilen werden, ihm in seinen jetzigen Nöthen eine rettende Hand zu reichen; eher kann es dazu kommen, daß sich ein großer Theil von ihnen gegen ihn und gegen sein England zu einem Einverständniß verbindet.

Als er sich mit der Thronrede vom 20. Mai 1880 das Obercommando über die Streitkräfte Europas beilegte, konnten es ihm weder Frankreich noch Deutschland vergessen, mit welcher Seelenruhe er 1870 gleich den Tories vom Jahre 1859 den Erschütterungen des Festlandes zusah. Auf deutscher Seite empfand man die Hast, mit der er sich als Regulator der europäischen Verhältnisse aufwarf, um so lebhafter, da man sich der gleichen Seelenruhe der Tories erinnerte, mit welcher dieselben die Früchte des Berliner Friedenscongresses genossen und noch mehr die für England wohlthätige Vereinbarung Deutschlands und Oesterreichs im Herbst 1879 zur Erhaltung des europäischen Friedens einheimsten, ohne mit einer Miene anzudeuten, ob sie mit irgend einer Handregung an der Vertheidigung dieses Friedenswerks sich betheiligen würden. Hatte sich England seit dem Augenblick, da das Festland im französisch-österreichischen Krieg 1859 für die ganze neuere Ordnung umgeackert wurde, abseits gehalten, so

sieht es sich jetzt isolirt und zu einer Verbindung für seine nachdrückliche Isolirung bedarf es nur noch Eines Schrittes.

Englands Zukunft und Stellung bilden das hervorragendste Interesse des Augenblicks und der nächsten Zeit; Frankreichs Angelegenheiten stehen nur in zweiter Reihe. Mögen sich seine Soldaten in der Gluth Nordafrikas abäschern, die unsichtbaren Krumirs, die angeblichen Anlässe des jetzigen Kriegszustandes, aufsuchen, sich von dem allgegenwärtigen Bu-Amema und dessen Reiterschaaren überraschen lassen und bei ihrem Standlager zu Tunis von muhamedanischen Streifzüglern beunruhigt werden, das macht Niemanden außer den Parisern Kümmerniß, ist ein Schauspiel für auswärtige Zeitungsleser, — gegen diese militärische Uebung hat auch der deutsche Reichskanzler, wie der redselige Barthelemy St. Hilaire in der Zuschrift an den Herausgeber eines Berliner Wochenblattes im Mai des jetzigen Jahres freudig anerkannt hat, Nichts einzuwenden. Kurz, das Alles ist eine secundäre Angelegenheit, da es keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Franzosen nach einer außerordentlichen militärischen Kraftanstrengung endlich die Krumirs ertappen, den Bu-Amema ermüden und die Sicherheit ihres Lagers bei Tunis durchsetzen werden. Die Hauptsache ist und bleibt die Stellung des großen Inselreichs zu seinem nächsten Rivalen.

Napoleon III. hatte die englische Allianz zum Hebel seiner auswärtigen Unternehmungen gemacht. Er schleppte England mit nach der Krim und gab ihm durch den Friedensschluß mit Rußland wieder den Abschied, nachdem es ihm seine Dienste zur Einführung in die große Politik geleistet hatte. Er war der Trabant Englands, als dieses 1857 mit bewaffneter Hand China und Peking für Europa eröffnete; seine Soldaten plünderten den Sommerpalast des Kaisers von China, während Lord Elgin den Seinigen die Theilnahme an der Plünderung verbot, aber die Palast-Stadt mit ihren endlosen Schätzen in Feuer aufgehen ließ, um mit dem Knalleffect dieser Gewaltthat der Dynastie den Vertrag über die Oeffnung der Häfen abzuzwingen. Der Kaiser gewann durch Cobden's Beihilfe und durch seinen Handelsvertrag die brittische Nachsicht für den italienischen Krieg von 1859 und für die Annexion von Savoyen; er regte bei England 1860 die bewaffnete Intervention im Libanon zur Dämpfung des dortigen Religionskriegs an, fand aber seinen Verbündeten schon sehr verdächtig und lästig, da er unter der Aufsicht und Commission der fünf Großmächte stand und zuletzt der Langeweile derselben und seiner eignen Truppen nachgeben und auf das Andringen der Pforte den Schau-

platz räumen mußte. Zuletzt zerrte er noch einmal ein paar englische Schiffe als Mitschuldige nach Mexiko, mußte aber erfahren, wie ihn Palmerston alsbald nach der Landung in Stich und allein in der Falle ließ.

Jetzt wollte die Republik, klüger und muthiger als der Kaiser, ohne England einen Schlag ausführen und gegen den Rivalen, gegen dessen Herrschaft im Mittelmeer, somit auch gegen das brittische Vorrecht in den orientalischen Angelegenheiten die Macht Frankreichs einsetzen. Der Herr des Dreizacks glaubte aber nicht an den Ernst des Wagnisses und hielt es für möglich, mit einem „Quos ego" dem Kühnen Stillstand zu gebieten.

In Rom war man unruhig geworden, als die Nachricht kam, daß die Algier'schen Truppen am 30. März mit den räuberischen Stämmen der tunesischen Nachbarschaft einen Strauß bestanden hätten und vor Toulon die Kriegsschiffe zum Transport der mobilisirten Armee-Abtheilungen nach Algier bereit lägen. Der damalige italienische Ministerpräsident wurde unter dem Eindruck dieser Neuigkeit und der Kammersitzung vom 6. April von der Opposition beschuldigt, daß er den Ernst der Lage verkannt habe; bisher hatte er die Deputirtenkammer mit der Versicherung beruhigt, daß zwischen Italien und England in Bezug auf die tunesische Angelegenheit ein vollkommenes Einverständniß herrsche; jetzt klagte man ihn der Leichtgläubigkeit an, behauptete vielmehr, daß Frankreich in Einklang mit England handle. Dagegen versicherte er aber zu wiederholten Malen, daß im Gegentheil Frankreich den beiden Cabinetten von Rom und London die Versicherung gegeben habe, es werde sich auf die Wiederherstellung der Ruhe an der algierschen Grenze beschränken und Nichts liege ihm ferner als der Gedanke, sich der Regentschaft Tunis zu bemächtigen. Zwei Tage darauf stillte Herr Dilke im englischen Unterhaus die Besorgniß eines Interpellanten durch die Berufung auf die gleichlautende Versicherung der französischen Regierung und gab ihr damit einen Wink, daß man von London aus sie streng überwachen werde.

Jedoch änderten sich die Ansichten und die Sprache des englischen Cabinets, als der zwischen Frankreich und Tunis abgeschlossene „Garantievertrag" am 25. Mai der französischen Deputirtenkammer vorgelegt war. Besonders aber reizte ganz England das spätere Rundschreiben des französischen Residenten an die andern Agenten des Auslandes in Tunis, wonach er denselben ankündigte, daß sie fortan nur durch seine Vermittelung mit dem Bey und den tunesischen Behörden zu verkehren hätten. Man erblickte in dieser Neuerung ein

Raffinement, wie es früher nur der erste Napoleon auf der Höhe seiner Macht geübt hatte. In der Sitzung des Unterhauses vom 16. Juni fragte Churchhill, ein Nachkomme Marlborough's, ob der brittische Agent Zutritt zum Bey habe. Dilke wich noch aus, versprach die Antwort für den folgenden Tag und als der 17. Mai gekommen war, konnte er dem Unterhause auch nur mittheilen, daß er keinen Präcedenzfall kenne, wo der Vertreter einer fremden Macht bei einer anerkannten Macht an seine Collegen eine solche Forderung gestellt hätte. Uebrigens, fügte er hinzu, bilde die Ernennung des französischen Agenten zum Vermittler für seine Collegen den Gegenstand eines noch fortdauernden Schriftwechsels mit Frankreich; was den brittischen Agenten in Tunis betreffe, so sei derselbe angewiesen, wie bisher in Tunis zu verfahren, sollte er jedoch angewiesen werden, durch den französischen Agenten mit der tunesischen Regierung zu verkehren, so werde er Folge leisten.

Die Opposition des Unterhauses nahm diese Eröffnung mit ironischer Heiterkeit auf; jedoch wirkte der Schriftwechsel mit der französischen Regierung wenigstens so viel, daß sie durch die „Agence Havas" vom 23. Juni sich bereit erklärte, nichts dagegen zu thun, daß die fremden Agenten „dem Bey nach wie vor ihre Besuche machen, wenn und so oft derselbe eine Audienz gewährt." Bei alledem hielt dieses officiöse Blatt die Bestimmung des Vertrags vom 12. Mai aufrecht, wonach der französische Ministerresident über die internationalen Acte der tunesischen Regierung die Controle übt, und wollte es nur zugeben, daß die neue Regelung der diplomatischen Etikette eine zu strenge Folgerung aus der jetzigen staatsrechtlichen Stellung jenes Residenten sein.

Gladstone selbst sah sich in der Unterhaussitzung vom 24. Juni auf das Zugeständniß beschränkt, man könne Frankreichs Auftreten in Tunis bedauern, aber es sei schwer zu sagen, daß es sich einer Verletzung des Völkerrechts schuldig gemacht habe, da es nie die Oberlehnsherrlichkeit der Pforte über Tunis anerkannt hatte; übrigens sei Englands Macht durch Disraeli's türkisch-englische Convention (wegen Cypern) geschwächt, wenn nicht zerstört, falls es sich gegen eine Gefährdung der öffentlichen Ruhe oder eine Verletzung des Staatsrechts von Seiten Frankreichs erheben wollte.

Allein der immer lauter werdende Ruf der Pariser officiösen Presse gegen Tripolis, diese letzte Etappe vor Aegypten und dem Suez-Canal, flößte dem englischen Löwen doch einige Besorgniß ein; am 14. Juli verwies der Secretär der Admiralität, Trevelyan,

auf die Ueberlegenheit der brittischen Mittelmeerflotte und auf die nahe Reserve an Panzerschiffen und zwei Tage darauf warnte die officiöse „Turquie", das Hauptblatt des Sultans, vor einem Eingriff in Tripolis, bei dessen Abwehr die Türkei sicherlich in England einen Alliirten finden werde.

Nichts kann die europäische Isolirung Englands nachdrücklicher vor Augen führen, als diese Thatsache, daß es seine Hilfe beim Sultan sucht, gegen den Gladstone im vorigen Jahre die Flotten Europas zusammenbrachte, dessen Häfen er beschießen und dem er den letzten Slawen und Bulgaren auf der Balkanhalbinsel entreißen wollte.

Indessen häufen sich um Frankreich die Schwierigkeiten seines tunesischen Abenteuers. Bis jetzt hat es sich die eine seiner lateinischen Schwestern, Italien, durch seine Tunisfahrt entfremdet, und was die Diplomatie der Republik eingeleitet hat, vollendeten noch die Volkshaufen Marseille's bei der Rückkehr der angeblichen Sieger vom Kriegsschauplatz mit ihrem rohen Angriff auf die italienische Colonie in jener Hafenstadt. Auf dem algier'schen Boden selbst hat die militärische Unfähigkeit der dortigen Heerführer die fleißige spanische Colonie bei Saida dem Schwert der Haufen Bu-Amema's preisgegeben und den 80,000 Spaniern überhaupt, die für den Fortschritt der Cultur auf dem Algier'schen Boden thätig sind, denselben verleidet. Daneben tauchen Gerüchte der mannichfachsten Allianzverbindungen auf, als wäre das Abendland, nachdem es den Gladstone'schen Stachel, der es nach dem Orient trieb, losgeworden, nun für jede, auch die phantastischste Combination fähig.

In Italien träumt man von einer Verbindung mit der deutschen Macht und mit Oesterreich. Spanien erinnert sich seiner alten Größe, es gedenkt wieder des Zurufes, den es in der königlichen Thronrede vom 30. December 1880 vernahm, und sieht sich nach der gegenüberliegenden Küste Maroccos um, rechnet vielleicht auch auf die Theilnahme des verwandten Kaiserhauses von Oesterreich und die Stimme desselben Berliner Blattes, das ihm zur Zeit jener Thronrede in Nordafrika sein natürliches Arbeitsfeld zeigte, ist so freundlich, ihm jetzt, am 23. Juli, wieder seine Winke zukommen zu lassen.

Als der einzige feste und maßgebende Punkt hat sich bei alledem mitten in diesen phantastischen Drehungen der politischen Wetterfahne doch wieder England erwiesen. Noth und Interesse zwangen es zu einigen Kundgebungen und dieselben wirkten. Italiens Allianzträume sind ihm gleichgültig, aber Tripolis will es von den Franzosen unberührt wissen und seine mit der Türkei combinirte Action genügte,

um in dieser Beziehung von Frankreich die beruhigendsten Zusicherungen zu erhalten. Wenn im Osten, an der Nachbarschaft Aegyptens, der französische Anstoß zum Stillstand gebracht ist, kann England sich darauf verlassen, daß Spanien im Westen die Erinnerungen an seine frühere Weltmacht mäßigen wird. Für Tanger wenigstens wird man in London zum äußersten Kampf bereit sein, denn man will daraus im Nothfall ein zweites Gibraltar machen, statt seine Wacht am Eingange des Mittelmeeres durch ein spanisch-afrikanisches Fort bedrohen oder zur Werthlosigkeit herabsetzen zu lassen.

So bleibt nun für Frankreich seine Noth in Algier und Tunis und die Verschleuderung seiner Kräfte in den Sandwüsten Nordafrikas. Sein bedeutendster Erwerb in diesem Frühjahr ist aber die Erfahrung, die es von der Schwerfälligkeit seiner mit dem Aufwand von zehn Jahren und Milliarden von Francs hergestellten Armeemaschine und von dem geringen Genie der militärischen Häupter gemacht hat. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten kann sich dagegen rühmen, daß durch ihn nicht nur die französische, sondern überhaupt die moderne Schwärmerei für Krieg und Eroberung sammt den diplomatischen Friedensversicherungen in einer sehr lehrreichen Weise für alle Welt bloßgestellt sind.

X.

Oesterreichs Eintritt in die neue Aera.

In meinem „Orientirungs"-Versuch nannte ich Oesterreich eine der schwächsten von Bismarck's Schöpfungen und berichtete dann wie der moderne Reichsstifter dieser Schwachheit seines Kindes, die ihm allerdings auch gefährlich werden konnte, im Herbst 1879 wieder abhalf. Seine Vereinbarung mit dem Kaiser von Oesterreich, Andrassy und Haymerle stärkte für den Fall auswärtiger und den Frieden des Jahres 1878 bedrohender Kriege den Donaustaat und sicherte dem deutschen Reich einen mächtigen Bundesgenossen.

Unter dem Gestirn dieses Bündnisses bildete Graf Taaffe sein österreichisches Cabinet und gab demselben gleichfalls den stolzen Namen eines Vermittlers und Versöhnungs-Stifters. Ein halbes Jahr darauf, Ende des Februar, machte ein Wiener Brief der „Norddeutschen Zeitung" auf die Uebereinstimmung aufmerksam, in welcher das constitutionelle Werk des neuen Ministerpräsidenten mit

dem politischen Entwurf Bismarck's und Andrassy's erfaßt war. Dieselbe Losung „viribus unitis“, welche die Stifter des politischen Bündnisses bei ihrer Zusammenfassung der österreichischen und deutschen Kräfte leitete, hatte sich auch Graf Taaffe als leitenden Gedanken erkoren, als er alle Kräfte einsetzte, um den Racenhader der österreichischen Völker zu stillen und sie alle für den gemeinsamen und hohen Zweck des Gesammtstaats zu gewinnen.

Aber der Wiener Correspondent eines officiösen Berliner Blattes wollte sich mit dem Einfluß des politischen Gestirns vom Herbst 1879 auf die innere ministerielle und parlamentarische Geschichte Oesterreichs nicht begnügen. Er ging vielmehr derber in's Zeug und behauptete, daß das inwendigste Wesen Oesterreichs unter dem Zauber jenes Gestirns vollkommen Bismarckisch geworden und in Graf Taaffe für die Behandlung seiner Parlamentarier der Vollstrecker jener constitutionellen Grundgesetze erstanden sei, die der deutsche Reichskanzler in seiner epochemachenden Reichstagsrede vom 9. Juli 1879, also kurz vor seiner Abreise zu Andrassy und nach Wien aufgestellt hatte.

„Auch unser Abgeordnetenhaus, schreibt jener Wiener, besitzt keine geborene Majorität“. Auch bei uns erhob jede Fraction den Anspruch „für das Reich zu gelten“. Auch bei uns wollten einzelne Fractionen die Regierung beherrschen. Auch bei uns war die Regierung müde geworden, „den Fractionen nachzulaufen“. Auch bei uns mußte sich endlich die Regierung entschließen, gegen die von unberechtigter Herrschsucht eingegebenen Forderungen der einzelnen Fractionen zu „reagiren.“

Das einzig Richtige, was durch diese noch sehr flüchtige Parallele des Fractionswesens im deutschen Reichstag und des in's Bismarck'sche übersetzten österreichischen Abgeordnetenhauses hindurchscheint, ist die massive Thatsache, daß in Letzterem die Regierungs-Majorität in jene „drei Colonnen“ zerfällt, mit deren Kriegsleistungen, wenn sie auch getrennt marschiren, Bismarck laut jener Juli-Rede sich zufrieden geben wollte. Fassen wir diese drei Gruppen unter dem Bilde, in welchem sie die Nationalliberalen des deutschen Reichstags acceptiren wollten und die wir in dem „Orientirungs“-Abschnitt von der „Lyrik der Nationalzeitung“ geschildert haben, so finden wir etwas Aehnliches gleichfalls im Wiener Parlament. Die drei Bataillone des ministeriellen Obercommandeurs wollen es sich gefallen lassen, als so viel Frauen zu gelten, die der Hausherr nach der Art der „Altväter“ sich bei-

gesellt hat, aber jede der drei Partieen macht auf das Vorrecht der rechtmäßigen und herrschenden Frau Anspruch.

Soweit stimmt die Parallele des deutschen Originals und der österreichischen Bismarcks-Copie, jedoch den Hauptpunkt hat der Maler der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" übersehen, daß die drei getrennt marschirenden Compagnien oder zänkischen Frauen in Oesterreich zugleich Vertreter untereinander rivalisirender, selbst feindlicher nationaler Stämme sind. Das macht die Sache verwickelter und für Oesterreich gefährlicher.

a) Czechen und Polen.

Graf Taaffe rechnet es sich zum Ruhme an, daß er die Czechen nach langer Absonderung derselben wieder in das Abgeordnetenhaus gebracht und die Vertretung der Kronländer endlich einmal vollständig gemacht hat; allein er hat mit diesem Stamme nur den ewigen Zank in's Parlament eingeführt und sich selbst die lästigsten Frondeurs aufgehalst. Immer im Kriegszustand gegen die Deutschen Böhmens, stehen sie auch beständig auf dem Sprung, sich gegen den Versöhnungsminister zu erheben. Von Versöhnung wollen sie nichts hören, am wenigsten gegen die Deutschen ihres Landes; von ihnen gehen auch die unaufhörlichen Gerüchte von dem nahen Sturz des Ministeriums aus. Einmal, Ende des Octobers 1880, glaubten sie schon so weit zu sein, dem Cabinet das Lebenslicht ausblasen zu können. Sie hatten den Zusammentritt des sogenannten „Executiv-Comités der vereinigten Rechten" bewirkt; Clam-Martinitz sammt Rieger waren als Vertreter des Czechenclubs, Grocholski als Vorsitzender des Polenclubs erschienen und Graf Hohenwart repräsentirte die dritte Colonne, die föderative Rechtspartei. Die czechischen Blätter kündigten schon den gewissen Fall des Cabinets und ein Ministerium der Rechten an. Der Graf Taaffe konnte nicht umhin, der Einladung des Comités Folge zu leisten; als leitender Minister hatte er demselben für die Vorbereitung der parlamentarischen Geschäfte mit der Auskunft über den Stand der inneren Angelegenheiten beizustehen; er erschien auch mit drei Ministern slawischer Herkunft, sah aber bald, daß er vor einem Gerichtshofe stand, und mußte auf Vorwürfe und Beschuldigungen Rede stehen. Nach diesem peinlichen Verhör entfernte er sich; die Richter beriethen sich und verkündeten ihm dann in aller Form ihren Beschluß.

Beidemal, sowohl bei dem Verhör, als in der Schlußberathung, führten die Czechen das Wort und zeigten sich entschlossen, den Krieg

bis zum Aeußersten zu treiben. Rieger besonders polterte und brauste in seiner gewöhnlichen leidenschaftlichen Weise auf. Er machte dem Minister den Vorwurf, daß er von allen seinen großen Versprechungen keine einzige gehalten habe, rief, man müsse ein Ende machen, und drohte dem Grafen, die Czechen Böhmens würden keinen Anstand nehmen, das Cabinet zu stürzen, wenn es nicht halten könne oder wolle, was die Czechen von ihm zu erwarten berechtigt wären.

Der Graf hatte alles Recht dazu, sich in jenem Verhör auf die Thatsache zu berufen, daß er nach dem System „von Fall zu Fall" und mit der Majorität, wie sie sich ihm gerade darbot, regiert habe. Die Ausschließlichkeit einer nationalen Gruppe und ihren Anspruch auf Hegemonie konnte er als Verstoß gegen die österreichische Gleichberechtigung Aller nicht zugestehen, am wenigsten das Verlangen der Czechen nach Purificirung des Beamtenstandes in Böhmen, also nach Absetzung aller deutschen Beamten. Darum sprach auch eines seiner Blätter nach den heftigen Scenen des Executiv-Comités der Rechten vom „Größenwahn" der Czechen.

So lange nun auch die Czechen in Böhmen ansässig gewesen sind (etwa zwölfhundert Jahre), so sind sie mit ihrem Größenwahn doch immer nur Kinder geblieben. Wie ungeberdige Kinder sind sie beständig nur gefallen, ohne aus ihrem Mißgeschick eine Lehre zu ziehen. Der Sturz ihres Königs Ottokar auf dem Marchfelde, die Auswanderung der deutschen Studirenden und Lehrer aus der Universität Prag und das Aufblühen der Wissenschaften in Sachsen durch die vertriebenen Deutschen, der Erfolg, den Sachsen und Wittenberg durch die Reformation nach dem Unglück des Hussitenaufstandes davontrugen, die Niederlage am weißen Berg beim Beginn des dreißigjährigen Krieges, die Erfolglosigkeit des czechischen Protestes gegen die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, das Bombardement Prags nach der slawischen Schilderhebung gegen das Deutschthum, — Alles das hat die Czechen nicht über ihre Lage belehren können. Ohne nachhaltige und fruchttragende Leistungen in Technik, Industrie und Wissenschaft aufzuweisen, labt sich das czechische Herz an dem Gedächtniß der flüchtigen Herrschaft Ottokars und seines Luxemburger Königs Johann und freut es sich noch jetzt der Prügelscenen, die vor beinahe fünf Jahrhunderten die Universität Prag von deutschen Gelehrten und Studenten purificirten.

Der Pole Galiziens betreibt sein österreichisches Geschäft viel ruhiger. So lehnte Grocholski in der Sitzung jenes Executiv-Comités der Rechten den ihm angebotenen Vorsitz ab und erklärte auch, daß

er als Vertreter des Polenclubs dessen Actionsfreiheit wahren müsse und sammt den andern polnischen Mitgliedern des Comités zu bindenden Beschlüssen nicht berechtigt sei. Gegenüber den andern Kronländern Cisleithaniens besitzen diese Polen, was sie haben wollen, nachdem ihnen die Verhandlungen des galizischen Landtages im Jahre 1868 die Befreiung der Schule und des Gerichts von der deutschen Sprache verschafft haben, die deutschen Theater in Krakau und Lemberg beseitigt sind und die Universität zu Lemberg ihren deutschen Character verloren hat. Eine Solidarität mit den nationalen Oppositionen der anderen Kronländer wollen sie nicht eingehen, wie sie z. B. kurz vor jener Gerichtssitzung des Executiv-Comités die Idee der parlamentarischen Majorität, dem bevorstehenden deutschen Parteitag, einen slawischen mitten in Wien entgegenzustellen, im Keim erstickten und ihre Theilnahme an einer solchen Demonstration schlechterdings versagten. An einer Slawisirung Oesterreichs liegt ihnen Nichts, vielmehr fürchten sie den panslawistischen Hintergedanken der Czechen durch eine solche slawische Umschmelzung Oesterreichs, namentlich durch ihr czechisch-mährisches Zukunftsreich mit der Einverleibung Oberschlesiens und der slawischen Lausitz Sachsens für Rußland eine Brücke nach dem Westen zu schlagen.

Ihr eigner Sinn ist nach dem großen Polen gerichtet. Trotz der bestimmtesten Aeußerungen des Kaisers, die in den Krakauer Jubeltagen des Septembers 1880 ersichtlich darauf berechnet waren, die Hoffnungen des Adels bei der Begrüßung des kaiserlichen Besuches niederzuschlagen, ließen sich die Polen die Idee nicht nehmen, daß sie nächstens unter der Führung des Kaisers Franz Joseph in Warschau einziehen werden. An einem jener Septembertage rief ein Hitzkopf dieser Art mit Anspielung auf das ungarische Staatsrecht und auf das ungarische Aufgebot des Adels aus: „Wir sind Sr. Majestät allergetreueste Insurrection!“

Bei Gelegenheit derselben Krakauer Jubeltage sprach sich Fürst Adam Sapieha recht klar über die große Streitfrage der österreichischen Nationalen, den Unterschied zwischen Autonomie und Föderation, gegen den Berichterstatter eines Wiener Blattes aus.

Erstere allein will der Pole Galiziens haben; sie befriedigt sein Nationalgefühl, bürgt ihm dafür, daß er von oben her und von den Nachbarn ungeschoren bleibt, und er will es auch Anderen überlassen, wie sie sich im Gesammtverbande zurechtfinden und sich mit ihren Sonderinteressen behaupten und durchbringen. Dagegen bezweifelt er die Möglichkeit, die Föderation durchzuführen und jedem Kronlande,

jeder Nationalität Oesterreichs durch einen staatsrechtlichen Vergleich mit der Krone eine befriedigende Abgeschlossenheit zu verschaffen. Er meinte, die Schöpfung solcher kleiner politischer und selbstständiger Größen verlange eine das Ganze umfassende und leitende Centralgewalt und er für seine Person könne es am wenigsten für seinen Beruf halten, darüber nachzudenken, woher eine solche Gewalt die Macht bekommen sollte, die Sondertheile zusammenzuhalten. Ihm als Polen genügte es, die eigne Autonomie und das vom Bürgerministerium des Jahres 1868 Gewährte zu erhalten und zur Sicherung des eigenen Besitzes auch anderen „Nationen“ zu gleichen Vortheilen zu verhelfen. Da aber, meinte er, als solche Nation nur die Czechen in Betracht kommen können, müsse man das Bündniß mit denselben gegen die deutsche Verfassungspartei pflegen. Ja, rief der Fürst mit einem gewissen Pathos aus, wir haben den Czechen (trotz unserer geringen Vorliebe für sie) zu ihren Rechten verhelfen müssen (d. h. um uns die Polenrechte und um das Taaffe'sche Ministerium zu erhalten). Sind wir aber bisher ausgebeutet worden, so wird es nun von uns abhängen, künftig selbst auszubeuten.

Der polnische Adelige hat uns genügend über das dritte Taaffe'sche Bataillon, die vom Grafen Hohenwart commandirte Rechts- oder Föderalisten-Partei aufgeklärt; in dieser arbeitet eine ähnliche Krankheit, wie das innere Uebel, welches auch die Bataillone Bismarck's unsicher macht. Das ist die Sucht der Secession, weshalb wir der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ für den Fall, daß sie wieder ein Wiener Schreiben über die parallele Entwicklung der Bismarck'schen Regierung und des Bismarck'schen Fortschritts in Oesterreich bringt, die Beachtung dieses Punktes empfehlen. Ein Theil des Hohenwart'schen Bataillons fühlte sich endlich gegen Ende des Januars 1881 in seinem Gewissen über die Opfer beunruhigt, die er um der Einigkeit willen den vorwiegend nationalen Interessen der beiden andern Gruppen brachte. Zum Theil regte sich in diesen Unzufriedenen ihr deutsches Ehrgefühl, welches sich der vorwiegend auf slawische Interessen gerichteten Agitation ihrer czechischen und polnischen Verbündeten dienstbar machen mußte. Der eigentliche Bruch aber und die Drohung mit einer Secession wurde durch die Erfahrung hervorgerufen, daß die Polen und vorzüglich die immer noch etwas zum Hussitismus neigenden Czechen wenig Lust dazu zeigten, sämmtliche Ansprüche der Geistlichkeit auf die Beherrschung der Schule zu unterstützen. Kurz, es stand neben den drei Stützen des Taaffe'schen Regiments die Bildung eines vierten, rein katholischen Clubs in

Aussicht; eine Woche lang wogte seit dem Beginn des Februar im Hohenwart'schen Club der Kampf hin und her. So lange die gemäßigteren Mitglieder des Vereins den Eifer für die klerikalen Ansprüche zu mäßigen suchten, drohten die Aufständischen mit der Secession, endlich kamen aber die Heißsporne doch zur Einsicht, daß Graf Taaffe, wenn sie auf denselben mit ihrem Lärm Eindruck machen wollten, sich durch den Handstreich in seiner Gemüthsruhe nicht stören lassen würde. So gut, dachten sie, wie er den Staatswagen mit dem Dreigespann der Polen, Czechen und förderalistischen Staatsrechtsler bisher in's Trockene bringen konnte, hätte er es wohl auch verstanden, sein Werk mit einem Viergespann auszuführen. Außerdem hatten die Störenfriede auch zu besorgen, daß eine ernstliche Uneinigkeit zwischen den Gespannen den ganzen Regierungswagen sammt dem Grafen zum Sturze bringen könnte und mit dem Rosselenker, unter welchem Bilde in jenen Tagen die Staatsaction besprochen wurde, auch die Gespanne von der politischen Welt hätten verschwinden müssen.

Zum Verständniß der beiden polnischen und czechischen Bataillone Taaffe's werden wir wohl thun, zwei Angehörige derselben auf ihrem Ausfluge nach Pest zu beobachten. Sie hatten sich nach jenem Tage, wo der Premierminister vor dem Richterstuhl des Executiv-Comités der vereinigten Rechten gestanden hatte, auf den Weg gemacht und trafen am 19. October in der Hauptstadt Ungarns ein, als die österreichischen und ungarischen Delegationen zusammentraten und die Verhandlung über die orientalische Politik des Gesammtstaats in Aussicht stand. Es waren der Czechenführer Rieger und der Pole Smolka. Sie gehörten nicht zu den Delegationen und standen auf eigenen Füßen. Auch handelten sie nicht nach einem gemeinsamen Plan, besuchten Jeder für sich die Größen des Magyarenthums, trugen auf ihren Schultern den Atlas ihrer Nationalität, um den Herren der Pußta zu imponiren, und wichen sich behutsam aus dem Wege, damit die Weltkugeln, mit denen sie hausiren gingen, nicht aneinanderstießen.

Der Apostel des Polenthums meldete sich bei dem Ministerpräsidenten Tisza und da zum Krieg auch Geld gehört, beim Finanzminister Szapary; dabei versäumte er es nicht, die angesehensten Mitglieder der vereinigten Opposition in sein Interesse zu ziehen. Seine Sprache war ruhig und klar; nichts konnte einfacher sein, als sein Programm. Es kam darauf hinaus, daß Bosnien ein noch zu kleiner Theil der politischen Hinterlassenschaft des Sultans sei, Oesterreichs rechter Schwerpunkt noch tiefer hinaus im Osten liege, Salonichi und Konstantinopel mit diesem Schwerpunkt in Verbindung gebracht

werden müssen. Der Pole fragte demnach bei Tisza an, was er zu einem Ritt seiner Kinder der Pußta nach Stambul, gegen die Scythen des Nordens und zur Befreiung der Donau von der russischen Aufsicht denke. Für sich und seine polnischen Landsleute versprach er die Mitwirkung der galizischen Lanzen, die Befreiung Polens durch Oesterreich und zum Besten desselben. Die deutschen Provinzen Cisleithaniens kümmerten ihn nicht; mögen sie zusehen, wo sie bleiben.

Wenn er glaubte, daß einer der magyarischen Obern sich in eine Erörterung des Programms einlassen würde, so irrte er sich. Ernst und schweigend finden sich diese stummen Politiker Pest's im Fluß der orientalischen Frage zurecht. Indem sie die stramme Zucht, mit der sie die Deutschen und Slawen ihres Reichs der Centralisation unterwerfen, immer strenger üben, ziehen sie langsam ihren Vortheil aus dem Vorrücken des Gesammtstaats nach dem Osten; hatten sie doch soeben, im Frühjahr 1880, unter dem Vorwande, daß nach Andrassy's Rücktritt Ungarn in der gemeinsamen Regierung nicht vertreten sei, den gemeinsamen Finanzminister und Verwalter Bosniens, Herrn v. Hoffmann, durch Szlavy, den Vorsitzenden des ungarischen Abgeordnetenhauses, zu ersetzen verstanden. Die erklärte Gegnerschaft der Deutschen Cisleithaniens gegen die Bosnische Annexion, die Gleichgültigkeit der Czechen und Polen, die über ihren häuslichen und nationalen Streit die orientalischen Interessen Oesterreichs vernachlässigen, ist den Magyaren gerade recht; mit ruhiger Geduld und Ausdauer hoffen sie aus den bosnischen Vorlanden ihre eignen Domänen zu machen. Denken sie doch daran, das diplomatische Geschick ihrer Landsleute wieder durch die Besetzung des gemeinsamen auswärtigen Cabinets mittelst eines Magyaren zu verwerthen. Bei einer so günstigen Position war es ihnen leicht, die cavalleristischen Phantasieen Smolka's von einer combinirten Unternehmung der Polen und Pußtakinder gegen Rußland mit einem bedauernden Achselzucken zu beantworten.

Die Sprache Rieger's bei seinen Besprechungen mit den magyarischen Häuptern war dagegen doctrinär, breit, ging nach seiner gewöhnlichen Art ins Polternde über und am Ende redete er sich in leidenschaftliche Erregtheit hinein. Einerseits gab er sich als Mitglied der mächtigen cisleithanischen Regierungspartei das Ansehen, als ob er für den Fall, daß er, der bedeutende und epochemachende Mann, in das Cabinet eintrete, das ungarische Terrain recognosciren solle. Dann aber hörte man aus seiner gereizten Sprache, daß die Czechen mit dem Taaffe'schen Cabinet höchst unzufrieden waren und für den Fall, daß es ihnen nicht die vollste Autonomie und mit

derselben die Uebermacht über die Deutschen Böhmens und Mährens gewährte, seinen Sturz herbeiführen würden. Außer den Deutschen hatten sie auch den Polen eine strenge Vergeltung zugedacht, da sie der Kühlheit, welche dieselben den Kriegsplänen der Rechten gegen den Grafen Taaffe entgegengesetzt hatten, das Scheitern ihrer Unternehmungen gegen das Versöhnungsministerium zuschrieben. Wenn sie nur erst die Polen los wären, rechneten sie mit Bestimmtheit auf ein czechisches Ministerium und somit auf die czechische Oberherrschaft im diesseitigen Oesterreich.

Alle diese Klagen und Phantasieen hörten aber die magyarischen Häupter mit großer Gemüthsruhe an. Auch das Versprechen Rieger's, die künftigen autonomen und herrschaftlichen Czechen würden Großmuth üben, den Magyaren in den gemeinsamen Angelegenheiten den vorwiegenden Einfluß lassen und ihnen sogar die Slawen Ungarns preisgeben, verfehlte seine Wirkung. Diese Geschenke boten nichts Reelles. Das verführerische Anerbieten eines Schiedsrichteramts über die cisleithanischen Cabinetswirren und Nationalitätszwiste wiesen die Parteiführer in Pesth mit der Bemerkung zurück, daß Ungarn kein Recht habe, sich in die innern Angelegenheiten Oesterreichs zu mischen, und auch die autonomistische Gliederung des Nachbarreichs die Magyaren nicht stören könne, da sie ja auch in Kroatien ein autonomes Glied der Länder des heiligen Stephan aufzuweisen hätten.

Am unglücklichsten fuhr aber Rieger mit seiner Abläugnung jeder panslavistischen Tendenz, denn man wußte in Pesth, daß er, während Smolka den Kampf mit Rußland bis Salonichi, dann bis Stambul haben wollte, sich nach der intimsten Erneuerung des Dreikaiserbundes sehnte. Ohne diese Annäherung an Rußland hielt er sein autonomes Czechenreich nicht für geborgen. Nach seinem bekannten Ausdruck verbürgt die Verbindung Oesterreichs und Rußlands „eine Correctur" der geographischen Lage Böhmens in seiner Einklemmung zwischen deutschen Ländern, unter welcher Correctur er zunächst die strenge Vereinigung mit Mähren, für die Zukunft die Vergrößerung durch stammverwandte Landschaften verstand.

Einen verständlichen Abschied bei seinem Aufbruch aus Pest gab ihm Franz Pulszky mit den Worten: „Wir haben sowohl die Deutschen wie die Czechen als unsere Feinde kennen lernen, darum ist es uns gleichgültig, welche Partei in Oesterreich herrscht. So lange die Czechen unsere eignen Slawen nicht aufwühlen und nicht vom Reiche Swatopluk's träumen, haben wir keinen Grund, sie zu bekämpfen; mögen sie zu Hause machen und anstreben, was sie wollen."

Ueber dem unruhigen Hinundherwogen dieser gegeneinander feindlichen Elemente schweben der Kaiser, die Gesammtregierung und die Staatsmänner, welche die Macht des Ganzen im Auge behalten und seine Macht und Ehre gegenüber dem Auslande vertreten. Wir sehen zwei Welten vor uns, die streng von einander geschieden sind. Jene Regenten und Erhalter erscheinen wie Wesen einer andern Gattung und als Bürger einer andern Welt. In der That dürfen sie in ihren Berechnungen und Entwürfen das Interesse keiner einzelnen nationalen Gruppe, die sich in den Ländergebieten der Gesammtmonarchie mit ihrem Hader quälen, begünstigen, noch weniger den Leidenschaften, die sich in ihrem gegenseitigen Zwist entzünden, einen Einfluß auf ihre Berathungen gestatten. Es ist, als ob die auswärtige Politik des Gesammtstaats einer obern, jenseitigen und über der innern, von Zwietracht oft gestörten Politik erhabenen Region angehöre; die Einheit der Masse wenigstens, von der eine große, auswärtige Politik getragen werden muß, ist noch nicht gegeben.

Dagegen trat im Ausgang des Mai 1880, als Prag sich auf den Besuch des Kaisers vorbereitete und für den Herbst ein längerer Aufenthalt des Monarchen in Krakau und Lemberg zu erwarten war, der Gedanke auf, das Staatshaupt und seinen Hof für längere Zeit in einer Nebenresidenz zu acclimatisiren. In dieser Idee eines wandernden Hofes kündigte sich jedoch immer nur eine Regung derselben Centrifugalkraft an, welche bisher die Nationalitäten von einander riß und Wien, das politische Centrum der Monarchie, aus den Angeln heben wollte.

Der „Pester Lloyd", welcher diese neue Inspiration der Welt verkündete, wies darauf hin, daß Ungarn für den kaiserlichen Hofhaushalt die gleiche Summe wie Cisleithanien, nicht, wie für das Reichsbedürfniß nur im Verhältniß von 30 zu 70 Procent zahlt, und begründete mit dieser Thatsache die Forderung, der König von Ungarn möge nach dem Geist des Ausgleichsstatuts die Hälfte des Jahres und umgeben von einem ungarischen Hofe in Buda-Pest verweilen. Wie die Königin von England je nach der politischen Farbe der Ministerien ihre Hofumgebung wechselt, so müßte demnach, nur in einem viel umfassenderen Maaße, die Sprache, Nationalität, Culturanschauung und selbst das Costüm des kaiserlich-königlichen Hofes sich ändern, je nachdem der Monarch in Wien oder Pest residirt.

War also Wien schon im Absterben begriffen und Pest mit dem Glanz des Morgensterns für die Gesammtmonarchie aufgestiegen? Wien gehört seit dem Ausgange des Mittelalters zu jenen Residenzen,

die, zugänglich und empfänglich für europäische Anregungen, zugleich einen eigenen Kern besaßen und durch das Zusammenwirken des Fremden und Heimischen rings herum im Lande Anregungen verbreiteten und auch auf das Ausland einwirkten. Die Hauptstadt Oesterreichs stand in dieser Gegenseitigkeit der Einwirkung mit dem ganzen Kreis von Italien und Spanien bis Paris, Brüssel und dem Haag in Verbindung. Pest, Ungarn dagegen mit ihrer isolirten Sprache und Individualität haben weder Erinnerungen, die sie mit dem Westen unseres Welttheils verknüpfen, noch einen selbstleuchtenden Heerd, der nach außen hin Licht und Leben ausstrahlt, ebensowenig haben sie eine eigenthümliche Verarbeitung europäischer Einflüsse aufzuweisen, die ihnen einen besondern Werth für Europa verbürgen könnte.

Prag und Lemberg würden, wenn Pest seinen Anspruch auf den Rang einer ebenbürtigen Schwester Wiens durchsetzt, auch ihre Rechte fordern und verlangen, daß der Kaiser in einer bestimmten Reihenfolge und Frist mit einem czechischen und polnischen Hofstaat in ihrer Mitte residire und mit nationalem Costüm, Hausrath und Idiom bei ihnen sich niederlasse. Eine Hofhaltung in Pest würde zwar etwas Bedeutenderes sein als eine czechische oder galizische Residenz, aber bei dem immer noch exotischen Character des magyarischen Typus, zumal bei seiner Erhitzung gegen die Deutschen Ungarns, den Eindruck einer inselartigen Abschließung machen.

Bei alledem ist die magyarische Inspiration nicht ohne eine gewisse Wichtigkeit. Sie ist ein Gegenstück zu dem Aufstand der cisleithanischen Slawen gegen die centrale Stellung Wiens und wir müssen in ihr ein Symptom des diesseits und jenseits der Leitha einreißenden Zweifels an der politischen Macht und allgemeinen Culturbedeutung der bisherigen Reichshauptstadt anerkennen. Das Aeußerste in dieser Reaction gegen das politische Centrum glaubten die Czechen zu leisten, indem sie in der zweiten Hälfte des April 1880 ihr Prager Blatt die „Politik“ mit der Drohung auftreten ließen, daß in Abgeordnetenkreisen allen Ernstes der Umstand erwogen würde, ob nicht die Verlegung des Reichsrathes in einen kleineren Ort, vielleicht nach Kremsier, zu beantragen wäre, um denselben „dem ungeziemenden Einflusse des Wiener Pöbels zu entziehen.“ In der That bestimmt die Verfassung Nichts darüber, an welchen Ort der Kaiser den Reichsrath zu berufen hat, während die Ungarn die Vorsicht geübt hatten, in ihrem Ausgleichsgesetze ausdrücklich zu bestimmen, daß die Delegationen abwechselnd in Wien und in Pest

ihre Berathungen zu halten haben, sodaß es am Ende den Magyaren vorbehalten bliebe, als Retter für die Würde des österreichischen Reichsraths aufzutreten.

Der Größenwahn der kleineren Landescentren und ihre Rivalität mit Wien spricht sich auch mit den Versuchen aus, ihren Handel und kaufmännischen Verkehr rein national zu gestalten. So machte Prag seinen Geschäftsleuten den Vorschlag, von nun an die Handelscorrespondenz nur in czechischer Sprache zu führen; im October 1880 belehrte Kossuth in der Vorrede zur französischen Ausgabe seiner Schriften die Magyaren darüber, daß Ungarn, weil es, nach seinem Ausdruck, „eine Provinz Oesterreichs geworden sei, seine Industrie nicht mehr entwickeln könne und außer Stande sei, eine selbstständige Nationalbank zu gründen". Ein magyarisches Blatt ging sofort in diesem Ton ein und erhob sich zu dem kühnen Satz, daß Pest erst dann „eine Weltstadt sein werde, wenn Gewerbe und Handel ungarisch sind."

Dieser Größenwahn und die mit ihm verbundene Zersplitterungssucht hat auch die Kleinsten ergriffen. In einer Aprilsitzung des Wiener Reichsraths (1880), in welcher die Offenherzigkeit der Kleinen ein wahres Fest der Nationalitäten feierte, ergriff auch der Abgeordnete Hermann das Wort und forderte im Namen der slowenischen Nationalität, dieser spätesten Geburt des modernen österreichischen Slawenthums des Benjamins neben den älteren Brüdern, den Czechen und Polen, daß der steyermärkische Landtag in zwei getrennten Curien, einer slowenischen und deutschen Curie tage, also in dem neugeschaffenen Deutsch-Slowenien, nach dem Muster des österreichisch-ungarischen Dualismus, Graz und Pettau sich wie Wien und Pest als gleichberechtigte Sonnen nebeneinander bewegen.

Derselbe Anatom hantirte mit seinem Zergliederungsmesser so gewaltig, daß er sich nicht damit begnügen wollte, Oesterreich in souveräne Glieder aufzutrennen, sondern auch den Kaiser in streng gesonderte Amtspersonen zerlegte.

Der kaiserliche Herrscher ist für ihn todt; herrschen soll für die separaten nationalen Gruppen nur der einzelne Landesherr, so daß die kaiserliche Persönlichkeit sich in eine Menge streng gesonderter Landesherren spaltet.

Am schlimmsten ist bei dieser Zersplitterung des Ganzen und zunehmenden Verhärtung der einzelnen Splitter die Lage der Deutschen.

a) Die Deutsch-Liberalen.

Früher, bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts, wo am Hofe, in den obersten Regierungsstellen und in der Armee Italiener, Belgier, Lothringer vertreten waren und mit der Krone zugleich das deutsche Principat vereinigt war, konnten die Deutschen der Monarchie sich des Vorzugs rühmen, daß ihr Blut, ihre Sprache, ihre Cultur, die auch auf dem Throne herrschte, der Kitt des ganzen Staatsgebäudes war. Als nach den großen napoleonischen Kriegen von dem frühern Glanz des römischen Kaisertitels sich nur der schwache Nachschimmer des Vorsitzes am deutschen Bundestag erhielt, blieb doch noch die Beschäftigung und Verwendung der einheimischen Kräfte in dem großen Reich von der Lombardei an bis zu den äußersten Enden Ungarns und neben den Deutschen waren gerade die Czechen nicht die Letzten, welche diese reiche Trift abweideten. Als aber in der Gluth des Tages von Königgräz die auswärtige Weide vertrocknete, sahen sich die Nationalitäten des diesseitigen Oesterreich auf sich selbst zurückgedrängt und prüften ihre eigenen Mittel, Kräfte und Rechte. Sie mußten nun durch sich selbst und aus ihrem eigenen Vermögen bestehen. Daher ihr heftiges Ringen nach Selbstständigkeit und ihr Kampf untereinander. Zuerst kam der Strom der deutschen Beamten, die noch während der Ausgleichsverhandlungen aus Ungarn weichen mußten, und seitdem der zunehmende magyarische Druck auf die ansässigen Deutschen. Dann kam (1868) die Beseitigung des deutschen Elementes im polnischen Galizien und jetzt unter dem Versöhnungsministerium Taaffe's erfolgte der immer noch schwebende Streit der Czechen Böhmens um die Geltung ihrer Sprache vor den Gerichten.

Kurz, die Deutschen Oesterreichs müssen sich seitdem in die Thatsache einleben, daß sie eine Nationalität neben gleichberechtigten Reichsgenossen sind. Das ist freilich eine schwere Aufgabe und die Deutschen Oesterreichs bestätigen nur zu sehr, was ich in meiner „Orientirungs"-Schrift über die Neigung des Deutschen zur Verstimmtheit und Verdrießlichkeit ausgeführt habe. Auch unsere Stammgenossen in Oesterreich neigen sich dazu, den Kampf für ihre Sprache überhaupt als ein Unglück, die Ansprüche Anderer als eine Anmaßung anzusehen. Jener Sprachenstreit mit der Querele über die Theilung der Prager Universität zwischen Czechen und Deutschen wird vielleicht noch lange dauern, — warum also immer aufbrausen,

klagen und verzweifeln? Ist dem Menschen das Vorrecht beschieden, in dieser Welt ohne Kampf zu dem Seinigen, oder zu dem, was er für das Seinige hält, zu kommen?

Am 14. Februar 1881 verhandelte der Sprachenzwangs-Ausschuß des Abgeordnetenhauses über das Räthsel der Sphinx, ob die Verordnung des früheren Justizministers Stremayr über den Gebrauch der concurrirenden Sprachen vor den böhmischen Gerichten der Verfassung des Gesammtreichs Abbruch thun könne. Herr Herbst hatte soeben die Thatsache festzustellen gesucht, daß wirklich eine Verletzung vorliege, worauf Dr. Rieger, um den vernichtenden Schlag gegen die deutsch-liberale Partei auszuführen, seinem Gegner den polternden Vorwurf widmete, daß es ihm „mit seiner Rede nur darum zu thun war, einen Schmerzensschrei auszustoßen, der über die Grenzen des Landes (d. h. nach dem deutschen Reich) hinausreichen sollte."

Warum aber, nachdem Herbst, zitternd vor innerer Bewegung, gegen den Vorwurf einer hochverrätherischen Appellation an das Ausland protestirt hatte, mit den gleichgesinnten Mitgliedern des Ausschusses sofort den Sitzungssaal verlassen und sich von den Arbeitern des Ausschusses überhaupt lossagen?

Wäre er mit den Seinigen geblieben, so hätte er noch manche herrliche Offenbarungen aus erster Hand entgegennehmen können. Da konnte er hören, wie der jetzige Justizminister Prazak den Kronländern Krain und Steyermark, wenn daselbst ähnliche Beschwerden wie in Böhmen und Mähren sich vernehmen ließen, das Geschenk einer gleichen Sprachenverordnung in Aussicht stellte. Dann hätte er sich daran letzen können, wie ein Vertreter der Bukowina für die rumänische Sprache dieses Kronlandes und ein Slowener für Görz und Istrien dieselbe Wohlthat in Anspruch nahmen. Aber die Leistung Grocholski's, Obmanns des Polenclubs, einer der Taaffe'schen Colonnen, früheren Ministers ohne Portefeuille im Hohenwart'schen Cabinet, war auch nicht zu verachten; dieser Vertreter Galiziens erklärte, Dr. Rieger habe es mit seiner Anspielung nicht so schlimm gemeint, wie Herbst sie auffaßte, vielmehr nur sagen wollen, daß die Rede des deutschen Abgeordneten ein Schmerzensschrei nach Böhmen war, da von Wien nach Böhmen auch über die Grenzen des Landes sei. Deutlicher als es von diesem Polen geschah, kann das jetzige Oesterreich nicht als eine Ansammlung von Ausländern und fremden Ländern bezeichnet werden.

Die deutsch-liberalen Abgeordneten haben sich durch ihre Gleichgiltigkeit gegen die auswärtige Politik Oesterreichs, namentlich durch ihre Opposition gegen die bosnische Vorlage und das Vorrücken des Gesammtstaats nach dem Osten selbst geschadet, ohne ihre politische Apathie durch eine ruhige Ausdauer im Kampf für die deutsche Sprache wieder gut zu machen. Ihre Vereinstage seit dem Sommer des Jahres 1880 und ihre Theilnahme an den Jubiläumsfeiern, z. B. zum Gedächtniß Joseph's II., oder an dem akademischen Commers zu Ehren Lessing's am Tage nach jener aufgeregten Ausschußsitzung sind flüchtige und leichtvergängliche Erhebungen ohne die geringste Folge und Nachwirkung.

Die historischen Zeugnisse aus jenen fruchtbaren Jahrzehnten des vorigen Säculums, in denen eine Reihe begabter Geister die deutsche Sprache zur Vollendung brachte, erzählen uns Nichts von Aufzügen und Commersen, mit denen die damalige Jugend die Bemühungen und Arbeiten dieser Meister begleitet und gefeiert hätte. Wir lesen wohl in den biographischen Erinnerungen an jene Zeit, wie z. B. die Professoren einer Universität mit einigen Studenten einem neuberufenen Lehrer entgegenritten und ihn im nächsten Dorf begrüßten. Wir lesen ferner, wie in dem großen Saal eines Nürnberger Gymnasiums, wo ein verdienter Lehrer an einem Jubiläumstage seiner Wirksamkeit eine Dankrede hielt, die Schaar seiner bereits in Amt und Würden stehenden Schüler sich einfand, sich in corpore auf den Bänken ihrer Schulzeit zu den Füßen des Lehrers niederließ und demselben ihre Huldigung darbrachte. Wenn jene Cavalcade zum Empfang eines Lehrers eine schöne Erinnerung hinterließ, diese Huldigung der alten Schüler noch jetzt auf uns wohlthuend einwirkt, so sind die jetzigen, besonders in der Hauptstadt des deutschen Reiches sich einander drängenden Universitäts-Commerse von vornherein öde Demonstrationen. Wir haben bereits in dem „Orientirungs"-Versuch den abschreckenden Charakter solcher Auftritte an dem Mommsen- und Sybel-Commers zu Berlin gezeichnet. So hat auch der Wiener Lessing-Commers vom 15. Februar 1881 für die parlamentarischen Theilnehmer und Helden nicht die geringsten wohlthätigen Früchte getragen.

Auf einem der deutsch-liberalen Parteitage vom vorigen Jahre zu Brünn, sprach der Referent Dr. Sturm unter lauter Zustimmung das bedeutsame Wort aus: „Einmal könnten die Deutsch-Oesterreicher auf den Gedanken kommen, eine Nationalpartei zu werden, statt eine Staatspartei zu sein." Gewiß könnten sie das und würden sie es wirklich werden, wenn sie, statt im Kampf um ihre Rechte und

durch Mehrung der Cultur ihren Rang unter den Mitbewerbern zu bestimmen, sich der Verstimmung hingeben. Die Polen Galiziens sind schon auf diesem letzten Stadium einer Nationalpartei in dem jetzigen österreichischen Reichswesen angelangt. Einerseits berechnen sie mit kalter Ueberlegung die Vortheile, welche sie aus der Theilnahme an dem gegenwärtigen Verbande ziehen können; andrerseits stehen sie mit einem Fuße in einem Phantasiereich, welches sie nach dem Ideal ihrer Nationalität sich erdichtet haben. So würden auch die Deutschen Oesterreichs, wenn sie auf die Stufe einer nationalen Partei herabsinken, bei dem Ruf ihrer polnischen Gegner: „Finis Poloniae!“ ankommen.

Der Abgeordnete von Schönerer regte auf jenem Commerse das von ihm schon öfters behandelte Thema an, daß die Deutsch-Oesterreicher, statt über die Unterdrückung ihrer Nationalität zu jammern, sich vielmehr endlich zu einer „nationalen That“ aufraffen und in nationaler Beziehung radical vorgehen müssen. Der Gedanke einer solchen That hatte bereits im Herbst des vorigen Jahres in der Form eines „deutschen Schulvereins“ zur Gründung und Unterstützung deutscher Schulen in einzelnen Kronländern Gestalt gewonnen. Das Unternehmen kam auf dem deutsch-österreichischen Parteitag in Wien, am 14. November 1880, wieder zur Sprache und ward in einer eigenen Resolution der Theilnahme der Deutsch-Oesterreicher empfohlen. Aber welche Kräfte gehören dazu, die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe zu bezwingen!

Der Czeche, Südslawe und Italiener strengen sich an, das Sprachgebiet ihrer Nationalität zu erweitern; der letztere besonders klettert mit Familie und Sprache die Gebirge Südtyrols hinauf, ergießt sie wie eine Lawine durch die Thäler auf der anderen Seite wieder hinab und verschüttet, italienisirt dabei die altansässigen Deutschen. Der Abgeordnete Dr. Kopp gestand auf jenem Parteitage selber zu, daß die Nachgiebigkeit der Regierung gegen die Forderungen der Nationalitäten und ihr Entgegenkommen gegen deren nationale Einrichtung ihrer Schulen keineswegs an dem Zurückdrängen der deutschen Sprache die Schuld trägt, und erklärte geradezu, daß es dem Deutschen an Kraft des Vordringens und des Widerstandes gegen das unermüdliche Vorschreiten der italienischen Propaganda fehle. Nach dieser nationalen Schwäche kann man sehr leicht auch die Spärlichkeit berechnen, mit welcher die freiwilligen Zuschüsse zu einem, für die Kraft der deutschen Schulter und Seele zu gewaltigem Werke fließen werden.

Aber gerade zur Zeit des Lessing-Commerses widmete ein angesehenes Rheinisches Blatt dem Unternehmen eine Hilfe, die demselben gegen die Absicht des Wohlthäters sehr verderblich werden kann. Es brachte einen Aufruf an die Angehörigen des deutschen Reichs, worin es dieselben auffordert, den in Oesterreich zur Kräftigung des dortigen Deutschthums gestifteten „deutschen Schulverein" durch eine Geldsammlung zu unterstützen. Man muß die Deutschen wegen dieser fremden Aufdringlichkeit ernstlich bedauern, die an die Sammlungen des Gustav-Adolph-Vereins für evangelische Inseln in katholischen Ländern allzu lebhaft erinnert und die Deutschen Oesterreichs zu Deutschen Inseln innerhalb des österreichischen Nationalitäten-Meeres herabdrückt.

c) Die volkswirthschaftliche Bewegung.

Dazu hatten die ohnehin leidenden Deutschen im vergangenen Frühjahr noch eine große Enttäuschung erfahren müssen. Seit dem oberösterreichischen Bauerntag, der am 10. Jannar 1881 zu Linz abgehalten wurde, war eine neue Macht auf dem politischen Kampfplatz aufgetreten. Man erkannte in ihr sofort beim ersten Erscheinen jene dritte Macht, die gewöhnlich in kritischen Zeiten die Kraftverhältnisse der streitenden Gruppen verändert. Sie erhob sich gegen das Taaffe'sche Cabinet und die mit demselben einige Majorität des Abgeordnetenhauses; ihre Kriegserklärung galt den polnischen und czechischen Plünderern der Staatsmittel; sie richtete somit die dem Untergange nahende deutsch-liberale Gruppe wieder auf und erfüllte sie mit dem, ihr bis dahin versagt und unbekannt gebliebenen Gefühl der Siegesgewißheit; sie kündigte sich endlich als frei und unabhängig von jeder klerikalen Einmischung an.

Die Angelegenheit, für welche die bäuerlichen Grundbesitzer ihre Stimme erhoben, war eine volkswirthschaftliche. Es galt der von der Commission des Abgeordnetenhauses in Einklang mit der Regierung durchgeführten Berechnung des Boden-Reinertrags der einzelnen Länder und der entsprechenden Grundsteuer-Summe.

Das Ganze der Berechnung kam darauf hinaus, daß Galizien zur Beschädigung der uralten Stammländer, um welche sich der österreichische Staat seit dem Mittelalter krystallisirt hat, erleichtert werden sollte und Ober- und Niederösterreich sammt Steyermark die Kosten der Regulirung aufgebürdet wurden.

Galizien, seit dem Ausgleich des Jahres 1867 mit politischen und nationalen Privilegien ausgezeichnet, ein fast ausschließlich ackerbauendes

Land, trug bisher zu den Lasten des Staates verhältnißmäßig das Wenigste bei. Aber auch bei der jetzigen Ausgleichung ward es wiederum aus politischen Rücksichten bevorzugt. Obwohl die Reinertragssumme noch im Juni des vorigen Jahres von dem Regierungsentwurf auf 30 Millionen Gulden abgeschätzt war, wurde es von der Commission auf Grund einer Ziffer von 25 Millionen besteuert. Niederösterreich dagegen mit seinen 360 Quadratmeilen nach dem bisherigen Cataster zu 14 Millionen abgeschätzt, soll nach der jetzigen Vorlage einen Ertrag von 20 Millionen aufzuweisen haben, also nur 4 bis 5 Millionen weniger, als das mehr als 1400 Meilen umfassende Galizien. Gleich ungünstig war Oberösterreich abgeschätzt; seinen Cataster-Ertrag von 8 Millionen erhöhte die Commission auf 12 Millionen; Steyermark stieg unter den Händen der Regierung von 7,600,000 auf einen Ertrag von 11,200,000 und soll für diesen gesteigerten Reichthum seine Grundsteuer entrichten.

Nur eine Provinz erfreute sich neben Galizien einer gleichen Begünstigung. Es ist das reiche, hochcultivirte Böhmen mit seiner musterhaften und ergiebigen Landwirthschaft, mit seinen Zuckerrüben-Plantagen und deren Aufhilfe für den steigenden Werth seiner Grundstücke, mit dem nahen Markt, den seine eigenen starkbevölkerten Industrieorte den Erzeugnissen des Ackerbaues bieten, und endlich mit seinem dichten und zweckmäßig angelegten Eisenbahnnetz, — diesem von der Natur begünstigten und von einer betriebsamen Bevölkerung bearbeiteten Kronlande wurde, als ob es seine bisherigen Grundsteuern nicht tragen könne, bei der Abschätzung einen Nachlaß von dritthalb Millionen zugestanden.

Die übermäßige Belastung, die neben der Begünstigung Galiziens und Böhmens um so fühlbarer wurde, rief in den Gebirgsländern Oberösterreichs und der Steyermark nach dem Vorgang von Linz eine Reihe von Bauerntagen hervor; selbst Tyrol, welches gleichfalls bei der neuen Abschätzung höher angespannt wurde, folgte dem Beispiel und auch in den Versammlungen dieser, der Kirche wie der Dynastie treu ergebenen Gebirgsbevölkerung verschwand die sonst bei großen Versammlungen immer gegenwärtige Geistlichkeit. Einige dieser Bauernversammlungen forderten die Annerkennung des Deutschthums oder schlossen mit dem Ausdruck ihrer Verzweiflung an dem Gedeihen des Reichs, falls es mit der deutschen Sprache wie bisher bergab gehen sollte. So verlangte der Bauerntag in Krems die Erhebung der deutschen Sprache zur Staatssprache und die Einführung derselben als Unterrichtssprache in allen Schulen Oesterreichs und in seiner Ver-

zweiflung stellte er es den deutschen Abgeordneten anheim, den Ernst ihrer Lage zu erwägen, wonach sie nur noch die Wahl zu treffen haben, ob sie bei er Fortsetzung der Slawisirung Oesterreichs in Sprache, Gesetzgebung und Verwaltung noch fernerhin für die dem Reiche, der Freiheit und dem Deutschthum drohenden Gefahren die Verantwortung tragen oder ihr Abgeordnetenmandat niederlegen sollen.

Die neue Grundsteuer-Veranlagung war nur der Anlaß, der bäuerlichen Bevölkerung ein Mißbehagen fühlbar zu machen, welches längst an ihnen nagte und in den Folgen der Gesetzgebung des Jahres 1848 seinen natürlichen Grund hatte. Ihre Emancipation und die Aufhebung ihres Unterthänigkeits-Verhältnisses hatte zugleich die Geschlossenheit der bäuerlichen Güter beseitigt, die Zersplitterung derselben bei Erbtheilungen unvermeidlich gemacht, also auch die Erhaltung der kleineren Parzellen erschwert. Dazu kamen bald nach der inneren Erschütterung des Reiches und nach dem ungarischen Bürgerkrieg die großen Anstrengungen der Regierung für den auswärtigen Krieg, die finanziell kostspielige Betheiligung am Krimkrieg, die finanziellen Operationen nach dem lombardischen Feldzug, somit die erhöhten Ansprüche an die Steuerkraft des Grundbesitzes und die allmähliche Verarmung der schwachen Eigenthümer.

Die drei Colonnen der parlamentarischen Majorität Taaffe's merkten nichts von der eigentlichen Bedeutung der bäuerlichen Klagerufe, — merkten auch nichts davon, wie diese neue, aber bis in die Thäler Tyrols reichende Gesellschaftsgruppe sich von der bisherigen klerikalen Führung losmachte. Statt dessen genügte den drei oberen herrschenden Gruppen nicht einmal ihre Solidarität für die gemeinsamen klerikalen Interessen und beunruhigten sie in den Tagen der bäuerlichen Emancipation den Chef des Cabinets und ihren eigenen häuslichen Frieden mit der Schwergeburt einer besondern ultramontanen Colonne.

Einzelne Bauerntage des Januar beschlossen Mißtrauens-Erklärungen gegen ihre klerikalen Abgeordneten; für die deutsch-liberale Partei war also die beste Gelegenheit gegeben, mit einem großen, entscheidenden Act aufzutreten und eine hohe Stellung einzunehmen. Allein, wie sie bisher der positiven Gesetzgebung und Reform ferngestanden hatte, so behauptete sie auch jetzt gegenüber der Bauernbewegung eine spröde und scheue Haltung. Es war sogar unvorsichtig von ihr, daß sie gegen den Grafen Taaffe den Vorwurf erhob, er wolle die Bauern als Mittel gegen sie benutzen, während man von

ihr selbst sagen konnte, daß sie mit ihren Schmerzensrufen gegen die slawische Uebermacht und über die Leiden des Deutschthums die Bauernbewegung zwar erweckt und großgezogen habe, mit ihren Zurufen, Toasten und festlichen Aufregungen auf dem wirthschaftlichen Gebiet aber weder Vertrauen erwecken, noch etwas Nachhaltiges leisten könne. Es stand ihr somit das traurige Schicksal bevor, daß sie von den Landwirthen aufgegeben und bei Seite geschoben werden konnte. Der ernste und würdige Zuruf, den ihr der Bauerntag in Krems gewidmet hatte, sollte in der That bald in Erfüllung gehen.

Der Premierminister beeilte sich, die Initiative zu ergreifen. Sein Handelsminister, Baron Pino, zur Zeit des Linzer Bauerntages noch Statthalter von Oberösterreich, hatte damals diese Wendung schon eingeleitet und den Bauern die Verbesserung der Creditverhältnisse ihres Standes zugesichert. Graf Taaffe entwickelte aber in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 25. Januar ein vollständiges wirthschaftliches Programm. Er ging von der Thatsache aus, daß die im Jahre 1848 aufgehobene Beschränkung in der Erbfolge und die darauf erfolgte Theilbarkeit der bäuerlichen Grundstücke eine Umgestaltung des landwirthschaftlichen Betriebs hervorgerufen habe. Die Nothwendigkeit, Erbtheile auszuzahlen, die Schwäche der neuen Einrichtungen haben eine übermäßige Belastung des kleinen Grundbesitzes und die Zunahme der Hypothekenschulden zur Folge gehabt; außerdem wies der Minister darauf hin, wie die ausländische Concurrenz die mißliche Lage des Grundbesitzes verschärft habe. Für alle diese umfassenden Uebel versprach aber der Premier die baldigste Vorlage gleichfalls eingreifender Gesetzesvorschläge.

Obenan steht eine Herabminderung der Gebühren bei Besitzänderungen in Erbfällen. Noch in der jetzigen Session will die Regierung ein Gesetz vorlegen, welches die Fälle und das Maaß der Betheiligung der Staatsverwaltung an Meliorationen feststellen soll. Endlich beschäftigt sich die Regierung mit der Frage, durch welche Anstalten die auf dem bäuerlichen Grundbesitz lastenden und zu hoch verzinslichen Schulden in minder drückende umgewandelt werden können.

Wenn die deutsch-liberalen Abgeordneten von der bäuerlichen Bewegung immer noch einige Unterstützung und Beihilfe für ihr persönliches Ansehen und politisches Streben erwarteten, so vollendete der niederösterreichische Bauerntag zu Wien am 18. April ihre Enttäuschung. In demselben Saal, der seit dem Jahre 1880 der Schauplatz bedeutsamer politischer Kundgebungen und Erregungen war, gaben die bäuerlichen Vertreter der wichtigen Centralprovinz aller

bisherigen Politik und dem alten parlamentarischen Betrieb den Abschied. Der Saal dröhnte von Ausrufen gegen die „Advokaten-Abgeordneten", gegen die „Graduirten", gegen „Börse, Capitalmacht und Ansprüche des Gläubigers"; die Redner donnerten gegen Ausbeutung der Bauern und des Volks durch den Liberalismus, gegen schlechte Rechtspflege und Zügellosigkeit des Executionsverfahrens". Man forderte Militärbefreiung für die einzigen Söhne der Grundbesitzer, rief: „Wir Bauern müssen zeigen, daß wir auch anderswo am Platze sind als im Steueramt und am Assentplatz." In diesem Trouble gellten immerfort wieder die Rufe gegen die „Advokaten und ausrangirten Abgeordneten".

Es war ein wilder Sabbath, ohne Aussicht auf einen augenblicklichen Erfolg, aber ein Abschied von dem parlamentarischen Treiben, welches wir oben geschildert haben, und die Einleitung einer Zeit, zu deren Beherrschung weder die alten Abgeordneten, noch die drei Kolonnen des Grafen Taaffe ausreichen werden. Fürst Adam Sapieha erinnerte in jenem Krakauer Gespräch mit einem Wiener Journalisten an seinen früheren Ausspruch im Herrenhause, daß er „den Despotismus der Person dem Despotismus der Parteien vorziehen werde." Die Verhältnisse des jetzigen Oesterreichs sehen ganz danach aus, als ob die Frage, welcher Despotismus aus dem Wirrsal führt, nicht lange mehr unterdrückt werden könnte.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, müssen wir noch Eine, für die zahlreichen und im Kampf für Gerechtigkeit immer im Vordertreffen stehenden deutsch-liberalen Abgeordneten Böhmens sehr traurige Scene schildern. Am 1. April 1881 stand im Abgeordnetenhaus die Abstimmung über die Grundsteuer-Regulirung auf der Tagesordnung. Die Entscheidung hing von den deutsch-böhmischen Führern der Opposition ab und es fragte sich, ob sie ein Gesetz zugeben würden, welches zwar Böhmen zu Gute kam, aber diesen Vortheil nur durch die empfindlichste Benachtheiligung der Alpenländer Steyermarks, Tyrols und Oberösterreichs erkaufen würde. Oder wollten sie jenem Bunde der Polen und Czechen beitreten, der nach der obenerwähnten Aeußerung des polnischen Fürsten gegen die deutsche Verfassungspartei zur „Exploitirung" des Reichs unvermeidlich war? Die Deutschen Böhmens beantworteten die Frage damit, daß sie mit wenigen Ausnahmen auf die Seite der Czechen traten. Sie waren somit für Rechtsfragen mundtodt geworden.

So durfte auch Herbst, bisher der starrste Gegner des Cabinets, kein Wort erwidern, als seine politischen Freunde im Laufe der Debatte

an den Nothschrei der Alpenländer erinnerten und die Bevorzugung der Polen Galiziens durch ihren landmännischen Finanzminister eine Beschädigung des Reichs nannten. Schweigend mußte er die Angriffe seiner sonstigen Genossen auf die verbündeten Czechen und Polen anhören und aus der Hand derselben auf Kosten der andern deutschen Kronländer und des Gesammtstaats eine Wohlthat für seine Deutschen Böhmens annehmen. Diesmal sah man ihn mit Clam-Martinitz mitten im Parlamentssaal zum erstenmal in trautem Gespräch zusammen; die Junischlacht der Czechen Prags gegen die deutschen Studenten wird ihn aber darüber belehrt haben, wie wenig auf ein friedliches Verhalten der Czechen gegen die Deutschen zu rechnen ist.

Wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ wieder einmal einen Wiener Brief über den Parallelismus des österreichischen Parlamentarismus mit dem deutschen und über die Umwandlung desselben in das moderne Deutsch bringt, so wird sie noch sehr interessante Züge dieser Uebersetzung bringen können. Obenan die Parallele der beiderseitigen drei parlamentarischen Colonnen, dann die czechische Idee einer Verlegung des Reichsparlamentes in irgend eine ruhige Provinzialstadt, ferner den Handel der herrschenden Parteien über den Austausch ihrer Sondervortheile, endlich die Wegschwemmung der politischen Parteien durch eine große volkswirthschaftliche Bewegung. Jedoch diese Arbeit für die Befriedigung der leidenden untern Klassen theilt Oesterreich nicht nur mit dem deutschen Reich, sondern auch mit Englands Anstrengungen für die irischen Pächter und vor Allem mit Rußlands Noth wegen der Befriedigung seiner gesammten bäuerlichen Bevölkerung und ist überhaupt in allen diesen Staaten das gleiche Anzeichen des nahenden Imperialismus.

XI.

Das russische Räthsel.

Europa ist nun seit der Selbsthilfe der Sassulitsch und seit der Eruption der Mine unter der Moskauer Eisenbahn von den Ausbrüchen russischer Eigenmacht und Vernichtungswuth überrascht worden, — die Zeitungen haben uns eine ganze Reihe von Gerichtsverhandlungen über die geheimen Verschwörer vorgeführt und doch ist über den eigentlichen Zweck dieser Rachegeister noch kein Licht aufge-

gangen und die Atmosphäre, welche sie gezeugt und großgezogen hat, noch nicht erklärt worden.

Wir haben bisher einzelne verzweifelte und entschlossene Personen aus einem geheimnißvollen Dunkel hervorbrechen sehen und ein Feuerzeichen nach dem anderen, ein vulkanischer Ausbruch nach dem anderen beleuchtete dieses Dunkel, aber nach allen solchen blendenden Offenbarungen lag Alles wieder wie bisher in tiefer Finsterniß. Ich werde nun, statt weit auszuholen, ein einzelnes Ereigniß in's Auge fassen, welches gleichfalls Rußland erschüttert, Europa entsetzt, aber noch keine eingehende Würdigung gefunden hat. In demselben werde ich einen wichtigen Theil der Deutung nachweisen, denn es führt uns in eine von Unheil und Gräueln schwangere Atmosphäre und eben dieser Dunstkreis lagert auch über Rußland.

Es ist das Ereigniß vom 18. Juli 1880, die Ermordung der Frau Olga Nikolajewna Skobeleff durch Usatis bei Philippopel, dem Hauptort Ostrumeliens.

Der „Golos" wiederholte eine Woche lang, um seine Landsleute zu trösten, daß dieser Mörder kein Russe sei, die „Molwa" aber, die ihm von Anfang an widersprach, wies ihm endlich nach, daß der Vater des Verbrechers auf dem Berginstitut in Petersburg erzogen und sein Name noch jetzt, weil er das Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, auf der goldenen Tafel jener Anstalt zu lesen ist.

In Ostrumelien, dem Schauplatz des Ereignisses, hatte sich wie auf der anderen Seite des Balkans, in Bulgarien, der Ingrimm gegen die Halbheit concentrirt, welche die nationale und panslawistische Partei Moskaus der Kriegführung des Jahres 1877 vorwarf. Tausende russischer Freiwilligen harrten in Bulgarien des Augenblicks, der den Slawensturm der Balkanländer entfesseln würde. Ihre Vorposten wühlten in Ostrumelien und bereiteten dessen Losreißung von der Titularherrschaft des Sultans und sein Zusammenwachsen mit jenem Fürstenthum zu einem mächtigen Großbulgarien vor.

Drei Tage vor der Blutthat des 18. Juli richtete Abeddin Pascha, der Pfortenminister des Auswärtigen, an die europäischen Großmächte eine Note und schilderte ihnen in derselben die Acte der Brandstiftung und Plünderung und die Massacres, welche die Bulgaren auf beiden Seiten des Balkan in einzelnen muhamedanischen Ortschaften und auf dem flachen Lande verübten. Europa stand damals unter dem Zauber, den ihm Gladstone angethan hatte, und wollte Nichts von diesen Mahnungen hören, aber dieser Zauber that

in den Balkanländern Wunder und entzündete die Begierden und Leidenschaften der Bulgaren.

Der Held des Ereignisses vom 18. Juli commandirte als russischer Freiwilliger und Missionär eine Abtheilung der ostrumelischen Gensdarmerie, welche angeblich diese Provinz des Sultans in Ordnung halten sollte, in der That aber den Stamm für den Aufstand gegen den muhamedanischen Oberherrn bilden sollte. Das Opfer der blutigen Katastrophe, die Mutter des Generals, der im Krieg von 1877 die vorwärts stürmende Windsbraut in seiner Person verkörperte und damals den Marsch nach der Turkmenen-Steppe vorbereitete, weilte auf dem vulkanischen Boden.

Sie lebte seit zwei Monaten in Philippopel und bereiste von dort aus Ostrumelien, welches die Bulgaren des benachbarten Fürstenthums, sobald der entscheidende Wink Gladstone's käme, mit allen Gräueln des Kriegs überziehen wollten. Sie selbst war für die, von den Russen bei ihrem Abzug im Herbst des Jahres 1879 zurückgelassenen Spitäler und sonstigen Wohlthätigkeitsanstalten thätig. Zuletzt wollte sie ein, der Erinnerung an den großen Türkenkrieg gewidmetes Hospital gründen; Menschenliebe und Gefühl für die Leiden Anderer waren die Triebfedern, denen sie in ihren Bemühungen und Entwürfen folgte, aber Zeit und Localität drückten ihren Werken den Stempel der Politik auf. Ein Werk der Liebe auf der Stätte, wo die russische Armee zu Weihnachten und Neujahr die Früchte ihrer Anstrengungen vom Jahre 1877 einsammelte und sich den Weg zum Frieden von San Stefano bahnte, zuletzt aber auch Stambul wieder den Rücken kehren und den Rückzug über den Balkan antreten mußte, — ein solches Werk war im höchsten Sinne von politischer Bedeutung. Es war ein Wegweiser für die Zukunft nach Konstantinopel und ein Pfand für die Ausführung des Friedens von San Stefano. Aber es prophezeite nicht weniger neue Blutströme und Verwüstungen, mit denen diese Stätte des Wegweisers wieder angefüllt werden mußte, und die künftige Elendsstätte saugte zuerst das Blut der edlen Stifterin ein, welche eine Anstalt zur Milderung der künftigen Gräuel errichten wollte.

Ihr Mörder hatte auf derselben Stelle, für deren Schrecken er seine Gensdarmen vorbereiten und abhärten wollte, sich mit den Bildern der Ausschweifungen erfüllt, die eben daselbst mit den jenseitigen Bulgaren des Fürstenthums einen freien Spielraum finden sollten, und er gedachte, sich die allgemeine Stimmung für künftige, unvermeidliche Gräuel schon jetzt und persönlich zu Gute kommen zu lassen. Mit

seinen beiden Brüdern hatte er sich bei Philippopel einen Mühlenbau errichtet und denselben zu einer Räuberhöhle bestimmt, — wahrscheinlich war seine jetzige Unthat nicht die erste, die er von hier aus in's Werk setzte.

Er hatte von der 56 Jahre alten Mutter seines Gönners, der er als Berather und Vertrauter ihres Hauswesens diente, schon beträchtliche Summen für seinen Mühlenbau erhalten, zuletzt hatte sie neue Geldforderungen abgelehnt, ohne jedoch die Gewährung für die Zukunft ganz zu versagen. Jetzt wußte er, daß sie mit 25,000 Rubel zum Ankauf des Terrains für jene Stiftung ausfuhr; er eilt ihr mit vier Bewaffneten nach, führt selbst den tödtlichen Streich gegen sie, während seine Gesellen den Kutscher und die Begleiterin der Unglücklichen umbringen, und erschießt sich in dem Mühlenbau, wo ihn die, von den russischen, dem Blutbade entronnenen Soldaten und Begleitern der Ermordeten aus Philippopel herbeigerufenen Wachen einholen.

Die russischen Zeitungen rühmten ihn einstimmig als einen militärischen Helden. Für die Wissenschaft des Kriegerhandwerks auf der Ingenieurschule zu Petersburg ausgebildet, bestand er ein glänzendes Examen, erhielt als Sappeurfähndrich Officiersrang und erwarb 1876 durch die Beweise seiner Tapferkeit in Montenegro den Danilo-Orden. Unter den Augen Skobeleff's zeichnete er sich 1877 und 1878 durch Beweise der Bravour aus, erhielt auf dessen Empfehlung den Wladimir-Orden vierter Klasse, den goldenen Säbel „für Tapferkeit" und den Rang eines Ingenieur-Capitäns. Der General hatte ihn als Adjutant an seine Person gezogen und ließ ihn wegen seiner Tüchtigkeit und Brauchbarkeit bei dem Abzug der Russen aus Ostrumelien bei der dortigen Miliz zurück.

Hier reifte sein Talent neben der Reife der von Abeddin Pascha geschilderten bulgarischen Gräuel. Die Atmosphäre, in der er sich bewegte, war schwanger an Zerstörung und Vernichtung. Seines Amtes war es, diesen Dunstkreis noch glühender zu machen und die Männer, die er zum letzten Werk der Rache ausbilden sollte, zur Höhe ihrer Bestimmung zu erheben. Gewöhnt an die Bilder des Todes, von seinem Metier selbst dazu berufen, die Begierde der Bulgaren Sofia's nach Ostrumelien zu steigern, bedurfte es nur einer Regung seiner eigenen Begierde, um seine Lust an Raub und Vernichtung auf das Eigenthum der Mutter seines Protectors und auf diese Frau selbst zu richten. Ein Funke seines eigenen ungeordneten Willens zog die gewitterschwangere Atmosphäre auf ihn selbst und seine Wohlthäterin herab.

Die Nihilisten leben nicht in der Atmosphäre, in welcher der russische Gensdarm-Officier umkam. Es wird von keiner Aeußerung berichtet, wonach sie Krieg, Mord und Plünderung über die Nachbarn Rußlands verbreiten möchten. Keins ihrer Flugblätter, keine ihrer Proclamationen spricht von dem Verlangen, dem Sultan einen militärischen Besuch abzustatten und die Brandfackel über den Balkan zu tragen. Sie wollen Freiheit und Sicherheit der Person und des Hauses gegen die Allmacht der Polizei und der Verwaltung, die sich sogar an die Entscheidungen der Gerichte nicht kehrt, die Freigesprochenen auf administrativem Wege in Beschlag nimmt, in das Exil oder in das Gefängniß schickt und sie selbst hier noch martert, um das vorgeschriebene Kerkerbrot betrügt und dazu endlich mit der Knute ihre Klagen erstickt. Viele neuere Schriftstücke sprechen von den Mißhandlungen und Entbehrungen, welche ungetreue Gefängniß- und Exils-Wärter über solche Unglückliche, z. B. auch über die Deportirten jener Unirten-Gemeinden Polens zur Strafe für die Anhänglichkeit an ihr Bekenntniß verhängen. Jetzt kommen sogar Nachrichten aus dem fernsten Nordosten, aus Sachalin, jener langgestreckten Insel längs dem Amurlande und der neuesten Erwerbung aus dem Inselreichthum Japans, wonach die Aufseher und Verwalter zu den Leiden der Deportirten unter der Rauhheit des Klimas noch den Betrug, Hunger und Mißhandlungen hinzufügen. Dieser Plage wollen die Nihilisten ein Ende gemacht wissen; sie verlangen Freiheit der Gemeindeberathungen und eine reelle Ausführung jener Verheißungen in Betreff der Landschafts-Vertretungen (Semstwos), welche Alexander II. mit seiner Emancipation der Bauern verband. Die letztere Verordnung wollen sie endlich auch aus dem Abgrund wieder herausgegraben wissen, in welchen sie durch den ungetreuen Handel der obern Machthaber zum Besten ihrer Beamtenarmee und ihres adeligen hauptstädtischen Anhangs auf Kosten der Bauern versunken ist.

Ryssakoff, der am 13. April 1881 die erste Bombe unter den kaiserlichen Wagen warf, hatte laut der Anklageact sich dahin geäußert, daß das russische Volk nur in dem Falle aus seiner Apathie gerüttelt werden könne, wenn es von einem unternehmenden Manne geleitet würde, wie es früher die „Pseudozaren" waren. Das ließ die Wahl zwischen einem Pugatscheff, Boris Godunow, auch einem Peter dem Großen zu. Der Letztere hatte die Kraft seines Armes in der Nivellirung der Ständeunterschiede und in der Disciplinirung des Beamtenstandes, Boris Godunow wenigstens in der Fixirung des nomadisirenden Bauernstandes bewiesen, Pugatscheff wollte die Kosaken-

freiheit retten und über Rußland verbreiten. Ryssakow verstand unter seinem Pseudo-Zaren überhaupt einen dictatorischen Ordner, Regulator und Freiheitshelden.

So viel man nun, besonders seit dem letzten mörderischen Attentat auf den Kaiser Alexander II. von Mitgliedern des nihilistischen Geheimbundes kennen gelernt und von ihren Ansichten erfahren hat, so verlautete doch nicht das Geringste davon, daß sie die Abneigung oder gar den Haß der Panslavisten gegen das Abendland theilten. Es sind Verzweigungen der Verschwörung in den obern Klassen, die doch noch vor Kurzem in den Petersburger Kampf zwischen dem ausschließlichen Russenthum und der Neigung zu deutscher Bildung verwickelt waren, bekannt geworden, aber man hört Nichts von einer Antipathie gegen die auswärtige Cultur. Im Mai des jetzigen Jahres wurden selbst die Nächsten der militärischen Umgebung des Kaisers Alexander III., Ordonnanzofficiere, als Nihilisten verhaftet und verhört; im Juni, da man entdeckte, daß der Dynamit, den die Verschwörer zur Untergrabung Petersburgs benutzten, von der kaiserlichen Flotte herrühre, wurden neun Flottenofficiere eingezogen, aber auch das Militär wußte Nichts von einer Lust dazu, die angeblich veraltete und vermoderte Gesellschaft des Westens zu regeneriren", wie sich selbst Georg Stroßmayr, Bischof des ungarisch-slawonischen Diakovar in einem Hirtenschreiben an die gesammte Slawenwelt (im März 1881), diesem Nachwort zur Slawen-Encyklika des Papstes Leo XIII., ausdrückte. Der Sinn dieser Mititärpersonen war ausschließlich auf Rußland gerichtet und einer jener Ordonnanzofficiere erwiderte im Verhör und auf die Frage, ob er nicht ein Attentat auf Se. Majestät im Sinne gehabt und gelegentlich ausgeführt haben würde, in aller Seelenruhe, „noch sei das Todesurtheil über den Zaren nicht verhängt gewesen."

Das Ideal, welches den Russen beherrscht und das er allein verehrt, ist das Bild des Gewaltigen und Unbezwinglichen. Vor dem Gewaltigen beugt er sich oder er will es werden. Alexander II. war ihm noch nicht gewaltig genug und da ihn nun der Russe bei allen seinen wohlthätigen Befreiungsversuchen und Ansätzen zu reformistischen Schöpfungen von den Fesseln der Beamtenwelt bis zu den Gefängnißaufsehern und Exilswärtern eingeengt sah, so wollte er selbst diese Fesseln brechen, dachte aber bei diesem gewaltigen Werk nur an sich, an Rußland und dessen Noth. Dafür unterzog er sich den äußersten Anstrengungen, jedweder Entsagung, und gewannen die Mineure auch Mitglieder der obern Klassen.

Energie und systematische Ausdauer haben während der letzten Jahre in Rußland nur Diejenigen gezeigt, die der unglücklichen Halbheit des kaiserlichen Werks den Krieg erklärt hatten. Wie in dem Nihilistenproceß vor zwei Jahren gebildete Männer auftraten, die sich auf das Droschkenfuhrwerk einübten, um den Genossen nach dem längst vorbedachten Attentat den Verfolgern zu entziehen, oder ein Pferd für die Flucht nach einem geplanten Attentat in der Rennbahn dressirten, so führte jetzt ein Mädchen der obern Stände, die Tochter des früheren Civilgouverneurs und spätern Senators Perowski, ein unterirdisches Leben, gräbt mit Hartmann bei Moskau zur Vernichtung des kaiserlichen Eisenbahnzuges den Tunnel und leitet endlich die Schreckensscene des 13. März. Ein Kobesew studirt als Agent des Executiv-Comités die abendländische chemische Litteratur und wird Erfinder neuer Sprenggeschosse. Demselben werden von dem Comité 47 Freiwillige, die sich für den 13. März opfern wollen, zur Auswahl des Passenden gestellt und er erklärt vor Gericht, daß Derjenige, der sich ohne sein Wissen an dem Attentat jenes Tages betheiligt haben sollte, nach der Organisation der Gesellschaft ein Verbrechen begangen haben würde.

Neben der Perowska waren noch andere Angehörige des weiblichen Geschlechts am Bunde betheiligt. Ein Weib, die Jessie Helfmann, war die Hüterin der Dynamit-Officin, deren Werkführer sich Angesichts der eindringenden Polizei erschoß; ein junges Mädchen brachte dem Ryssakoff nach dessen gerichtlicher Aussage in freier Hand das in weißes Linnen eingeschlagene Geschoß, welches er am 13. März gegen den Wagen des Kaisers warf. Endlich waren außer der Perowska auch noch andere Vertreter der oberen Stände in die Verschwörung verwickelt. Jenen Mann, der sich in der Wohnung der Helfmann erschoß, recognoscirte der Oberst-Lieutenant Sablin als seinen seit dem Jahre 1878 verschollenen Bruder, ferner wurden bald nach dem 13. März vier Officiere als Mitglieder der Verschwörung im Generalstabsgebäude verhaftet.

Erst war es Peter der Große, der den Körper des Russenthums zu einer gleichförmigen Masse zusammenpreßte. In neuerer Zeit kamen die Panslawisten und wollten diese Masse, deren inneren Gährung Peter und dessen Nachfolger keinen gesetzlichen Ausweg gelassen hatten, nach Außen, nach Konstantinopel und gegen das Abendland leiten. Die von dem Schöpfer des neueren Rußland mit Einem Schlage bewerkstelligte Unterdrückung des Adels hat keine Mittelklasse geschaffen und vorbereitet, noch zum Aufsteigen des Bürger-

thums beigetragen, während im westlichen Europa, als der Adel sich der Souveränetät fügen mußte, zwischen diesem und dem Bürgerthum die Ehre getheilt wurde. Da nun Peter mit der Aristokratie zugleich die kirchliche Hierarchie confiscirte, so erstickte er auch den Kern des Lebens, der im Abendland wenigstens bis zu den Stürmen der Reformation die Staatsallmacht beschränkte, in dem Werke Luther's sich zur Gewissensfreiheit entwickelte und die Freiheit des Gedankens und der Forschung in den bürgerlichen Kreisen anregte. Mit der Erstickung beider Reformquellen sind die Panslavisten einverstanden und zufrieden und wie sie die gleichartigen Massen der Nation nach außen wälzen wollen, so glauben sie ein großes kirchliches Werk zu vollbringen, wenn sie am Schluß dieser modernen Völkerwanderung das Kreuzeszeichen der orthodoxen griechischen Kirche auf dem Kuppeldach der Hagia Sophia in Stambul aufpflanzen.

Die Nihilisten tragen besonders deshalb ihren Namen, weil sie der zur Erstickung des inneren russischen Lebens und zur Unterdrückung der Andersgläubigen in den eroberten Ländern gemißbrauchten Kirche den Glauben versagen. Im Innern wollen sie die Auswege, in denen sich nach der Zusammenpressung der Volksmasse der Eigenwille für Plünderung des Reichsschatzes und der Regierungsgelder, wie für Ausbeutung der Gefängnisse und der Deportationsgebiete Luft machte, verstopfen, — sei es durch einen Reformzaren, sei es durch einen cäsarischen Dictator.

Wenn Kaiser Nikolaus sagte: „in meinem Reiche bin ich der Einzige, der nicht stiehlt", so wollen die Nihilisten, daß es im russischen Beamtenstaat keinen Dieb mehr geben und keiner sein Amt als bloßes Geschäft betreiben und als eine milchende Kuh mißbrauchen soll.

Die Nation hatte den letzten Explosionen, in denen der Krieg der Nihilisten gegen das alte Zarenthum seit dem Attentatsversuch an der Moskauer Eisenbahn aufblitzte, wie einem menschlichen Kräften überlegenen Naturereigniß zugesehen. Ihr Benehmen glich der Haltung derjenigen, die bei großen Bürgerkriegen, wenn Augustus und Antonius zum letzten Schlage ausziehen, sich fernhalten und wissen, daß sie die Beute des Siegers sein werden. Nach dem Attentat des 13. März 1881 drückte die Wucht des Augenblicks auf die Petersburger Bevölkerung; das Publikum stand kalt und apathisch vor dem Dunkel, welches Niemand deuten konnte. Ein Zeichen der herrschenden Apathie war es z. B., daß die General-Adjutanten, welche bei der Ueberführung der kaiserlichen Leiche nach der Kirche der Peter-Pauls-Festung

die Ordens-Insignien trugen, unter den Augen des neuen Kaisers mit brennenden Cigarren einhergingen.

Die Wahlen zu dem außerordentlichen Polizeirath der Hauptstadt, welcher dem Stadthauptmann General Baranow zur Seite stehen sollte, gingen mit Hast, Ueberstürzung und Unordnung vor sich und nach wenigen Tagen waren die Gewählten ihres Amtes schon überdrüssig. Die neue Organisation war bald wie ein Häufchen trockner Sandkörner in sich zerfallen. Mit gleicher Apathie sahen die früheren Oberbeamten dem Lauf der Dinge wie einem unberechenbaren Würfelspiel entgegen. Sie hatten die jetzige Zerrüttung mit der eigennützigen Ausbeutung ihrer Amtsgewalt selbst herbeigeführt und jetzt ließen sie es mit stoischer Ruhe darauf ankommen, in welcher Gestalt das drohende Unbekannte sich offenbaren wird.

Ehe zwei Monate vorüber waren, sah auch der Dictator Loris Melikoff, daß er der Ungewißheit des Augenblicks nicht mehr gewachsen sei. Am 24. Februar 1880 an die Spitze der soeben geschaffenen höchsten anordnenden Commission berufen, dann gestärkt durch die Uebernahme der dritten Abtheilung, dieses obersten Werkzeugs der Reichspolizei, endlich durch die Combination des Ministeriums des Innern mit diesem gefürchteten Institut noch mächtiger geworden, griff er zwar in den wahren Sitz der öffentlichen Uebel ein. Sogleich nach seinem Amtsantritt begann er eine Revision der Rechtspflege in den Gerichten und der Gefängnisse, suchte auch die administrative Verfügung über die von den Gerichten Freigesprochenen zu hemmen und der willkürlichen Deportation entgegenzutreten. Allein zu solchen Großthaten reichte das Maaß seiner Dictatur nicht aus; der öffentliche Preis seiner Milde und Gerechtigkeitsliebe schadete ihm sogar, seine Feinde klagten ihn der Popularitätssucht an und er selbst mußte sehr bald durch officiöse Berichtigungen das Maaß seiner wirklichen Leistungen und Resultate selbst als ein geringes bezeichnen lassen und allmählich seit der Mitte des Jahres 1880 verstummten sogar die öffentlichen Lobpreisungen seines Einflusses auf den Gang der Gerichtspflege.

Schon im Beginn des zweiten Monats seiner Amtsthätigkeit faßte er die colossale Idee einer der schwierigsten Kirchenreformen. Er wollte den Bann aufheben, unter welchem die Andersgläubigen, die sich dem Cäsareopapismus Peter's des Großen widersetzt hatten, die Raskolniki, seit zwei Jahrhunderten lagen. Man sprach schon davon, daß er der Kirchenverwaltung dieser Sekten auf der Basis der Autonomie, Freiheit und Anerkennung verschaffen und ihnen zu einem eignen Kirchenrath, der aus den Bischöfen und Vorstehern der verschiedenen

Sectenvereine bestehen würde, verhelfen werde. In der That trat er zu eben jener Zeit in Uebereinstimmung mit einigen andern Ministern dem damaligen Unterrichtsminister Tolstoy entgegen, der als Oberprocurator des heiligen Synods dessen gewaltsame Versiegelung der Altäre der Andersgläubigen in Moskau vertheidigte, und erhielt vom Kaiser die Vollmacht, die Angelegenheit zur Befriedigung der Secten zu ordnen. Allein auch von diesem gewaltigen Unternehmen ward es allmählich wieder stille.

Um mit seiner Idee Glück zu haben, hätte der Dictator das Naturblut des Russen völlig umändern oder umgießen müssen. Wie der Russe durch seine Geburt, durch sein Blut und bloßes Dasein Russe und Theilhaber an der Zukunft seiner Landsmannschaft ist, so ist er als geborner Russe zugleich Mitglied seines nationalen Kircheninstituts. Innerlicher, scheint es demnach, kann ein Kirchenwesen, welches aus der Fremde bezogen ist, mit einem Volke nicht verwachsen, wie es in Rußland geschehen ist. Aus Byzanz gekommen, ist die Kirche mit der Nationalität so innig Eins geworden, daß sie den natürlichen Bestandtheil derselben ausmacht. Russe, nationaler Russe und griechisch-orthodoxer Christ sein, ist auf dem russischen Boden Eins und dasselbe. Der Uebertritt zu einem andern Kirchenwesen, z. B. zum Katholicismus, gilt deshalb als Abfall von seiner Nationalität und die vornehmen Russen, die sich solcher Verläugnung ihres Russenthums schuldig machen, ziehen es wohlweislich vor, sich in Paris niederzulassen. Als Abtrünnige und Bekenner eines fremden Kirchenglaubens protestiren sie gegen das nationale Reichsinstitut und Mehrere von ihnen haben in ihren Schriften auch die Consequenz ihres Abfalls von der Kirche gezogen und gegen das cäsareopapistische Zarenthum ihren Protest erhoben.

So wie das Christenthum aus Byzanz gekommen ist, so ist es auf russischem Boden geblieben. Bei aller Vermischung mit dem Naturblut des Russen hat es sich nur als eine Ueberlieferung und passiv empfangene Gabe erhalten. Eine innerliche Verarbeitung, wie das römische Christenthum im Norden Europas im protestantischen Bekenntniß erlebt hat, ist mit der byzantinischen Orthodoxie in Rußland nicht vor sich gegangen und die Reichskirche würde alle ihre Kräfte aufbieten, wenn der ernstliche Versuch gemacht werden sollte, von ihr die Anerkennung der öffentlichen Autonomie und Freiheit der Andersgläubigen zu verlangen.

Dagegen bergen in ihrer Mitte die etwa zehn Millionen der Sectirer ein werthvolles Material, welches, in Fluß und Circulation gebracht, Eigenschaften zur Geltung bringen wird, die in der Ver-

derbniß des Amtsdienstes und in der innern Verödung der Vornehmen weggeschwemmt oder erstorben sind. Sie theilen sich in zwei Hauptzweige, deren einer mit Priestern versehen ist, während der andere Laiengemeinden bildet. Gemeinsam ist Beiden die Opposition gegen den von Peter dem Großen gegründeten Cäsareopapismus, da sie den Zaren nicht als das geheiligte Oberhaupt der Kirche ansehen. Die erstere Gemeinschaft verwirft eigentlich nur die von Peter durchgeführte äußerliche Modernisirung der Nation und deren Ausdehnung auf einzelne kirchliche Gebräuche; die zweite, besonders aber ihre bedeutendste Gruppe, die Duchoborzen (d. h. die Kämpfer des Geistes) hat etwas Abendländisches in ihrem Bekenntniß: sie glaubt an eine innere Offenbarung und Erleuchtung und an eine allgemeine, unsichtbare Kirche. Während die erstere Gemeinschaft sich schon durch eine strenge Lebenshaltung auszeichnet, sind die Letzteren rechtlich gesinnt, arbeitsam, nüchtern, pflichtgetreu, verschmähen Auszeichnungen, Ehren, irdische Gewalt, schwören nicht und entziehen sich dem Kriegsdienst. In den Kreisen beider Klassen sind neben Reichthum Intelligenz und bürgerliche Rechtschaffenheit verbreitet, also moralische Eigenschaften, deren Propaganda in der herrschenden und orthodoxen Gesellschaft nur wohlthätig wirken würde. In Rußland will man wissen, daß der Bund der Nihilisten unter diesen Secten manche Eroberung gemacht hat.

Alle diese Anregungen Loris Melikoff's ruhten schon längst vor der Katastrophe des 13. März. Der Gedanke einer kirchlichen Reform war vergessen; der Dictator sah sich in seinen Reformen des Gerichtswesens und der Gefängnißordnung gehemmt und mußte sich hüten, den Anschein zu erregen, als ob er sich in der Rolle eines russischen Titus groß machen wolle; die Apathie, mit welcher die Bevölkerung Petersburgs der Ungewißheit der Zukunft gegenüberstand, drückte vollends den Arbeitstrieb nieder.

Dafür trat in den ersten Tagen des Mai Katkow, der Leiter des früheren Slawen- und Actions-Comités, in der Hauptstadt auf; ihm folgte Tschernajew, der kriegerische Abgesandte desselben Comités, der russische General im Serbenkrieg des Jahres 1876 und Erfinder der damaligen ephemeren Königskrone für den serbischen Fürsten Milan. Endlich kam Ignatieff, der diplomatische Vorbereiter des Türkenkrieges und Autor des Friedens von San Stefano. Das waren die rechten Sturmvögel der panslavistischen Methode, die langsame und für das Gros des Russenthums langweilige Reformarbeit durch die Windsbraut der Vernichtung zu ersetzen.

Am 11. Mai war die Entscheidung bekannt und erschien das Manifest des Zaren an das russische Volk. Der Hauptsatz desselben lautet: „Zu Unserer großen Betrübniß befiehlt Uns Gottes Stimme, fest die Zügel der Regierung zu halten, in der Zuversicht auf die göttliche Vorsehung und in dem Glauben an die Kraft und die Wahrheit der selbstherrlichen Gewalt, welche Wir berufen sind, zu befestigen und zu bewahren vor jeder Anfechtung zum Wohle des Volkes." Zu Unserer Betrübniß — bedeutet: gezwungen durch „ein grauenhaftes, schmachvolles in Rußland unerhörtes Ereigniß, welches das Land in Trauer und Entsetzen hüllte."

Loris Melikoff war durch das Manifest am meisten überrascht worden, denn er sah bis zum letzten Augenblick der Annahme seines neuesten Reformprojects entgegen. Er nahm seinen Abschied und Ignatieff ward als Minister des Innern sein Nachfolger. Die Größen des panslavistischen Moskauer Comités waren bald darauf, nach der Berufung Aksakow's in Petersburg versammelt und indem wir diese Zeilen schreiben, begiebt sich der Kaiser mit seinem Hofe nach Moskau, dem Mittelpunkt der großen Action der Jahre 1876 und 1877.

Während der Petersburger Krisis, am 9. Mai, leitete Fürst Alexander von Bulgarien eine entsprechende Bewegung ein, indem er eine Nationalversammlung einberief, um ihr seine Krone mit den Geschicken Bulgariens zurückzustellen. Sein Schreiben an den Präsidenten des bulgarischen Ministeriums erläuterte das Manifest dahin, daß die bevorstehende große Nationalversammlung zwischen seiner Abdankung oder seiner Ausstattung mit außerordentlichen Vollmachten für die Dauer von sieben Jahren zu wählen haben werde. Nachdem indessen die Führer der Opposition in Verhaft genommen waren und ein fürstliches Decret vom 6. Juni den Belagerungszustand über Bulgarien verhängt hatte, brachte der Fürst in der Mitte des Juli eine Volksversammlung zu Sistowo zusammen, und ließ sich von ihren kurzen Zurufen in ein paar Minuten mit dictatorischer Gewalt auf sieben Jahre bekleiden.

Von der bulgarischen Verfassung konnte es heißen: Rußland hat sie gegeben, Rußland hat sie genommen, das Slawen-Comité zu Moskau wird aber mit seiner seit dem 11. Juli neugestärkten Macht weiter helfen.

XII.
Verpflichtungen des römischen Katholicismus gegenüber Martin Luther.

Wir begeben uns nun mit dem vorliegenden und den nächstfolgenden Abschnitten auf das kirchlich-politische Gebiet, welches der römischen Curie in den letzten anderthalb Jahren der auserlesene Kriegsschauplatz für die Behauptung ihrer weltordnenden Weisheit gewesen ist. Einerseits glänzt sie vor den weltlichen Regierungen als die oberste regulirende, Ruhe und Bürgerfrieden erhaltende Macht und erhebt sich gegen die Zügellosigkeit der Unruhegeister; andererseits sucht sie, womöglich den rein katholischen Character einzelner Staaten und Länder zu erhalten und den vom Syllabus verurtheilten sogenannten „Indifferentismus" und den Irrthum der Gleichberechtigung der kirchlichen Gesellschaften von jenen glückseligen römisch-katholischen Inseln fernzuhalten. Dagegen werden wir nach dem Zeugniß der Geschichte nachweisen, daß die römisch-katholische Kirche es keineswegs versäumt hat, jene Ausbrüche der bürgerlichen Zügellosigkeit zu ihrem Vortheil zu benutzen und daß sie nirgends besser gedeiht als dort, wo die bürgerlichen Aufrührer ihr eine Friedensstätte und Ruhe zur Entwickelung aller ihr noch gegebenen Fähigkeiten bereitet haben.

Nach diesem Ueberblick über die Zeugnisse der neueren Geschichte werden wir die römische Curie daran erinnern, wie sie es dem allerersten und eingreifendsten Unruhestifter der letzten Jahrhunderte, dem Dr. Martin Luther zu verdanken hat, daß es überhaupt noch eine römisch-katholische Kirche giebt und diese zerfallene und innerlich ausgehöhlte Ruine der Vergangenheit sich einigermaßen aufgebessert vor der Welt wieder zeigen und behaupten konnte.

a) Der Krieg gegen die zügellose Freiheit.

Seinen Feldzug gegen die bürgerlichen Unruhestifter hat Papst Leo XIII. langsam und sehr gründlich vorbereitet. Das Rundschreiben vom 4. August 1879 empfahl neben dem Studium der Philosophie auf den katholischen Unterrichtsanstalten besonders die Schriften des heiligen Thomas von Aquino als den Schatz, in welchem alle früheren Arbeiten für den Friedensschluß zwischen Glauben und Philosophie in Einem Körper vereinigt sind. Ein späteres Schreiben des Papstes an den Präsidenten des Erziehungsraths, Cardinal de Luca,

vom 15. October 1879 regte die Stiftung von Vereinen zum Studium und für die Propaganda der Thomistischen Weisheit an und meldete den Beschluß Leo's, sämmtliche Werke des Aquinaten herauszugeben.

In geschlossenem Gange ward dann die Angelegenheit des heiligen Thomas weiter gefördert. Ein motu proprio Leo's ernannte am 22. Januar 1880 eine aus drei Cardinälen bestehende Commission zur Ueberwachung und Leitung der Herausgabe seiner Werke. Am Tage des Heiligen, dem 7. März, empfing der Papst eine Schaar von 4000 katholischen Gelehrten, die ihm für sein Rundschreiben vom 4. August, den Anstoß für die ganze Agitation, ihren Dank aussprach. Er selbst vollendete das Werk durch ein motu proprio vom 4. August 1880, in welchem er den heiligen Thomas von Aquino als Patron der Universitäten, Akademieen, Lyceen und katholischen Schulen proclamirte.

Arbeiten wir uns durch den eintönigen und gewundenen Curialstyl aller dieser Schriftstücke hindurch, so finden wir in der Empfehlung der „soliden und gesunden" Philosophie des Aquinaten die Kriegserklärung gegen alle anderen wissenschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart wie gegen die politischen Schöpfungen der neueren Völker. Uns kann diese Politik weder rühren noch befremden, interessant aber an derselben ist für uns der Umstand, daß Alles, was Papst Leo in seinen Schriftstücken verurtheilt und verdammt, gerade seiner Kirche immer von großem Nutzen gewesen und von ihr zu eigenem Gebrauch verwandt ist.

Leo XIII. faßt dieses Verwerfliche, zu dessen Bekämpfung sich die katholischen Zöglinge im Studium des heiligen Scholastikers rüsten sollen, in das „allgemeine Verderben zusammen, welches die einzelnen Menschen und ganze Völker ergriffen hat." Zu den Quellen dieses weitverbreiteten Verderbens rechnet er unter Anderem die Principien des neueren Rechts, in dessen große Gefahren sich auch einzelne Staaten hineingerissen sehen. Er nennt dieses Unheil die von der bürgerlichen Gesellschaft geforderten Rechte; sehen wir uns aber die von ihm verurtheilten bürgerlichen Forderungen näher an, so werden wir finden, daß die Vertreter der katholischen Kirche die Befriedigung solcher Ansprüche sich sehr gern auch zu Gute machten und im Genuß des neuen Rechts sich recht wohl befanden.

So hätte z. B. die katholische Geistlichkeit der österreichischen Niederlande mit ihrem Aufstand gegen Kaiser Joseph's aufgeklärten Absolutismus trotz der Unterstützung durch die Empörung der

Studirenden gegen das von demselben errichtete Staatsseminar sehr wenig ausgerichtet, wenn sie sich nicht mit den Anhängern des französischen Liberalismus verbündet hätte. Später wäre die klerikale Opposition derselben katholischen Niederlande ihres legitimen Herrn des Königs Wilhelm von Holland gewiß nicht Meister geworden, — die von demselben Monarchen geschlossenen, von den Bischöfen zur Heranbildung der künftigen Geistlichkeit errichteten Seminare wären aufgehoben geblieben und das vom König Wilhelm für die künftigen Candidaten des geistlichen Amts gegründete philosophische Collegium an der Landesuniversität Löwen hätte seinen Platz behauptet, wenn der Bund der Geistlichkeit mit den Liberalen nicht das Werk des Wiener Congresses (vom 31. Mai 1815), die Vereinigung der österreichischen Niederlande mit Holland, umgestoßen hätte.

Jene Liberalen, die am 25. August 1830 mit dem Gesang des Revolutionsliedes der „Stummen von Portici" aus dem Brüsseler Opernhaus auf die Straßen stürzten und dem längst gepflegten Feuer zum Ausbruch verhalfen, haben im Namen der Nationalität den Bund zwischen der katholischen und der bürgerlichen Oppositionspartei zu einer europäischen Macht erhoben. Das Zusammenwirken der Katholiken und Liberalen bezwang die heilige Allianz, schoß in die Principien derselben Bresche und setzte auf dem belgischen National-Congreß wie auf der Londoner Conferenz eine Verfassung auf der Grundlage der Volkssouveränetät durch. Die vereinigten Interessen und Stimmen der sonst feindlichen Brüder schufen eine neue Gesetzgebung mit den Garantien für Freiheit der Presse, des Unterrichts und der Association und erwarben der römisch-katholischen Kirche eine Freiheit in dem Umfange, wie sie dieselbe in den Vereinigten Staaten Nordamerikas besitzt.

Die Katholiken der früheren österreichischen Niederlande hatten also keineswegs nach den Grundsätzen gehandelt, welche Papst Leo in den oben erwähnten Schriftstücken und Ansprachen allen Gläubigen anbefiehlt. Die Gefahr, welche die liberale Agitation auf den vom Rath der europäischen Großmächte in's Leben gerufenen und beschützten holländischen Staat herabzog, machte den katholischen Notabeln so wenig Sorge, daß sie dieselbe durch ihre wiederholten Proteste gegen die Gesammtverfassung des neuen Staatswesens noch steigerten. Fern davon, an der Unruhe und Unzufriedenheit der bürgerlichen Gesellschaft ein Aergerniß zu nehmen, nährte die katholische Geistlichkeit den Aufstand und sie war die erste, die den endlichen Sieg der Revolution und das folgende liberale Regime zur Befreiung des Schulunterrichts von der Staatsaufsicht sich fruchtbar machte.

Ebenso haltlos, eben so wenig gut erfunden sind des jetzigen Pontifex Ereiferungen gegen die „Anmaßungen" der bürgerlichen Gesellschaft, wenn wir sie gegenüber den Leistungen derselben Gesellschaft auf dem amerikanischen Boden näher in's Auge fassen.

Ehe die französische Revolution kam, erhob die bürgerliche Gesellschaft der englischen Kolonieen in Nordamerika ihre Stimme und endlich die Waffen zur Behauptung ihrer Rechte. Sie „beanspruchte", wie sich Papst Leo über dergleichen Erhebungen ausdrückt, ihre Rechte, forderte sie erst und eroberte sie dann in einem langen und mühevollen Kriege. Es galt der Mitwirkung bei der Auflegung von Steuern, welche ihnen trotz aller ihrer alleruntertänigsten Bittgesuche Parlament und Centralregierung in London nicht hatten gewähren wollen.

In seiner Ansprache vom 7. März an die 4000 katholischen Gelehrten nannte Leo XIII. solches bürgerliches Wagniß einen Ausfluß der „zügellosen Freiheit oder einer Anmaßung, die sich zu jedem Wagniß für befugt hält und Niemandem das Recht zugestehen will, diese Befugniß im Denken und Handeln einzuschränken." Allerdings konnten die Katholiken jener Kolonieen, was das Handeln betrifft, die Erhebung nicht ebenso wie später in den Niederlanden mit der That unterstützen; dazu waren sie zu schwach und sie mußten vielmehr die Action den Nachkommen der protestantischen Pilgrimsväter Neu-Englands überlassen. Auch die Freiheit zu denken und ihre Ausdehnung auf das öffentliche religiöse Bekenntniß hatten schon ein Jahrhundert vor jenem politischen Act die Quäker von Boston aus mit „zügelloser" Rücksichtslosigkeit und mit blutigen Opfern erobert.

Aber die Katholiken genossen die Früchte, welche die Anstrengungen von Jahrhunderten gezeitigt hatten.

Leo XIII. nennt gemäß dem „Syllabus" diese schwere geistige Eroberung die Geburt des Hochmuths und die Folge „gewisser falscher Grundsätze einer hohlen Philosophie". Nichtsdestoweniger haben solche von ihm und seinem Vorgänger Pius IX. verurtheilte Sätze „von der Gleichberechtigung der Wahrheit und des Irrthums und von der Gleichachtung aller Religionen" der katholischen Kirche in Nord-Amerika eine Freiheit bereitet, die ihr für Bekenntniß, Unterricht, innere Disciplin und Pflege aller ihr nothwendig erscheinenden religiösen Genossenschaften unbeschränkten Raum gestattet. Nur hat sich die bürgerliche Gesellschaft jenseits des Oceans sehr wohl gehütet, sich in den Schematismus und Sprachgebrauch der päpstlichen Curie zu verirren und die religiösen Gemeinschaften ihres riesenhaften Ver-

bandes nach der Rubrik des „Irrthums und der Wahrheit" zu classificiren. Ihre „zügellose" Freiheit treibt sie soweit, daß sie Urtheil und Ueberzeugung dem Gewissen jeder der unbehinderten und uneingeschränkten Parteien überläßt. Und während die katholische Kirche auf einem großen Felde, das von Andern für die Freiheit beackert ist, zu ihrem eignen Gunsten die reichste Ernte einsammelt, will sie nicht einmal auf dem kleinsten Gebiet, wo eine mächtige Oberregierung für ein paar Kirchspiele die Kirchenfreiheit gestattet, diese dürftigste Ausnahme zulassen?

b) Die Glaubenseinheit Tyrols.

Am 12. Juni 1880 übermittelten die Vertreter der europäischen Großmächte zu Konstantinopel der Hohen Pforte eine gemeinsame Note, um von ihr die Gleichberechtigung ihrer christlichen Unterthanen mit den Gläubigen des Koran zu erwirken. Der Vertreter Oesterreichs hatte sich an diesem Acte betheiligt und zwei Tage darauf protestirten die beiden Bischöfe von Brixen und Trient mittelst eines gemeinsamen Schriftstücks im Tyroler Landtag gegen die Bildung zweier protestantischer Gemeinden in Meran und Insbruck, die noch dazu in Uebereinstimmung mit dem Erlaß des Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 27. December 1875 an den k. k. Kirchenrath in Wien zu vollziehen war.

Jene weltlichen Diplomaten in Stambul brauchten nicht nur erst die Duldung des christlichen Bekenntnisses und Gottesdienstes von der Pforte zu fordern, denn diese Freiheit des Cultus wurde von den türkischen Eroberern bei ihrem Eintritt in die Hauptstadt der früheren Kaiser öffentlich verkündigt, sie ist auch immer von den späteren Sultanen aufrecht erhalten und erst jetzt, als für das neue Fürstenthum Bulgarien eine christliche Obrigkeit eingesetzt ward, zeigte sich dieselbe ohnmächtig oder auch lässig, wenn es galt, die muhamedanischen Unterthanen in ihrem Leben, Besitz und Gottesdienst gegen die Angriffe der triumphirenden Race zu vertheidigen. Die europäischen Mächte verlangten jedoch in jenen Junitagen von der Pforte nicht nur Toleranz, vielmehr die politische Gleichstellung der Christen mit den Bekennern Allah's in den ihr gebliebenen Gebieten, obgleich auch diese Gleichstellung beider Bekenntnisse von den letzten Sultanen soweit geübt wurde, daß sie Christen zu den Aemtern der Reichsregierung beriefen und ihnen auch die Vertretung der gesammten Reichsinteressen im Auslande anvertrauten.

Dieser Gegensatz der beinahe gleichzeitigen Ereignisse in Stambul und auf dem Tyroler Landtage, ist es, was uns bewegt, ihn in unsere Schilderung der Gegenwart aufzunehmen.

Daß der bischöfliche Protest gegen den Eingriff in die Tyroler Glaubenseinheit um des Erzbischofs von Salzburg willen, der ihn als Metropolitan der Tyroler Kirchenprovinz auch unterzeichnet hatte, an einen mehr als hundertjährigen Kampf für Glaubenstreue und Einheit, also auch an die traurige Geschichte der Salzburger Ausweisungen erinnert, — daß die Majorität des Landtags geradezu ein Verbot des öffentlichen Gottesdienstes jener beiden Gemeinden verlangte und nur mit Mühe von den Landesbischöfen von dieser Forderung abgebracht wurde, — jener grausamen Erinnerung an die Vergangenheit und dieser kirchenpolitischen Krähwinkelei wollen wir hier nur diese paar Zeilen widmen.

Aber wichtig ist es, daß die Curie in dieser Landtagsgeschichte ihre Hand dazwischen hatte und in dem kleinen Gebirgslande durchaus die Glaubenseinheit haben wollte, während der Vertreter Oesterreichs zu Stambul für Gleichstellung der Bekenntnisse in dem immer noch bedeutenden Reich des Sultans wirkte. Die beiden erst kurz vorher auf die Tyroler Bischofssitze erhobenen Geistlichen wurden von der österreichischen Presse als Muster „liberaler" Bischöfe gefeiert; sie standen aber nicht nur unter dem Druck ihrer Gemeinden, sondern hatten sich auch, ehe ihre durch den Kaiser erfolgte Ernennung von Seiten des heiligen Stuhls die Bestätigung erhielt, gegen den päpstlichen Nuntius in Wien verpflichten müssen, wider die Beeinträchtigung der Tyroler Glaubenseinheit ihre Stimme zu erheben. Die Verhandlungen über diesen Punkt dauerten drei Vierteljahre, bis die Hirten sich verpflichteten, im Geist ihrer Vorgänger und im Sinn des römischen Stuhls für das Heil ihrer Heerden zu sorgen.

Das Schriftstück des bischöflichen Protestes fiel aber auch ganz danach aus, wie es bei dem gefährlichen Spiel, in welches sie sich sammt der Curie gegen einen Regierungserlaß eingelassen hatten, nicht anders möglich war. Der Styl des Protestes war schwülstig und gesucht; man wollte viel, schlug gewaltig auf den Busch und konnte bei allem Protestiren dem angeblichen Feind doch nicht geradezu auf den Leib gehen. Das „in reiner Gebirgsluft an kernige Denkungsart gewöhnte" katholische Volk wurde gelobt, während die Gebirgsriesen des Landes und ihre tiefen Thalschluchten die Verdrängung der Deutschen durch die Italiener nicht verhindern konnten. Außerdem wurde der Syllabus mit seiner Erklärung gegen den „matten Schlummer

des Indifferentismus" und gegen die Erniedrigung des Glaubens „in den Bereich subjectiver Meinungen und Ueberzeugungen" herbeigeholt.

Wir begnügen uns damit, der curialen Zärtlichkeit für ein paar Gebirgswinkel die Flachländer entgegenzustellen, in welchen Congreß und Regierung zu Washington den Katholiken eine weite Freistätte des Cultus und Bekenntnisses geschaffen haben. Kein Protestant wird sich durch die Verdammung, welche der päpstliche Syllabus und der tyroler Bischofsprotest über die Bedeutung des Gewissens für die höchste Blüthe des Christenthums ausspricht, im Geringsten irritiren lassen. Der Syllabus kann weder die Vollendung des Protestantismus im Quäkerthum rückgängig machen, noch die Freiheit des Bekenntnisses und des Cultus, welche durch William Penn jenseits des Oceans gegründet ist und von dort aus auch auf die alte Welt zurückwirkt, ersticken. Aber es ist endlich Zeit, auch einmal die Undankbarkeit zu charakterisiren, welche sich sowohl im Syllabus wie in dem Protest der tyroler Einheitsfreunde gegen die neue, doch auch der katholischen Kirche zu Gute gekommene Weltmacht der Gewissensfreiheit ausspricht. Nachdem wir diese Charakteristik in den obigen Zeilen eingeleitet haben, werden wir schildern, welche Verpflichtungen gegen den Urheber des ganzen, bis auf Penn gehenden Befreiungsprocesses, gegen Luther die katholische Kirche bisher mit großer Undankbarkeit verkannt hat.

Luther war es, der die römische Kirche von einem in Verfall gerathenen Humanismus und von einer einseitigen Verehrung des griechisch-römischen Alterthums befreite, — Luther hat ihr den Anstoß zu ihrem ersten Reformversuch gegeben, — Luther zwang mit der Wucht seiner Theorie von der Unfreiheit des Willens die tridentinischen Väter seine Sätze in ihre Beschlüsse aufzunehmen und somit ihre mittelalterliche Verehrung des Menschenwerks wenigstens zu beschränken.

c) Luther und der Humanismus.

Die Nordländer erbten die Renaissance und den Humanismus von ihren südlichen Nachbarn und brauchten ihre Kräfte für die Grundlegung dieser Stufe der europäischen Entwickelung nicht aufzuwenden. Dafür besaßen sie aber ein Inneres, welches die von den italienischen Entdeckern noch einseitig überschätzte Errungenschaft gründlicher würdigte und für seine eigenen Güter verarbeitete; vor Allem aber erschütterte Luther die Ruhe, mit welcher die heidnische Entdeckung sich neben der

kirchlichen Herrschaft eingebettet und friedlich mit ihr abgefunden hatte. Er drückte den Humanismus zur Sprosse einer Leiter herab, auf der er sich zum Einblick in die gesammte Menschennatur aufschwang, und schmiedete im Geschichtsstudium wie in der Erfahrung des eigenen Innern die Waffe zur Bahnbrechung durch das hergebrachte Kirchensystem. Kein Italiener hatte das erneuerte Alterthum gegen die alte Kirchenordnung in die Schlacht geführt; Zweifel, Uebermuth und Spott blieben eine unschuldige Privatsache.

Die verdienstlichen Arbeiten der Forscher von Burckhardt bis auf Symonds haben uns die verwandten Elemente geschildert, aus deren elektrischer Berührung die Wiedergeburt des griechisch-römischen Alterthums hervorging. Es war die gleiche Gluth des Klimas, welches die Früchte des antiken Genius gezeitigt hatte, — die Erhaltung der Sprache Roms im neuen Idiom Italiens — der tägliche Anblick der Bauten des classischen Volkes, Senats und Imperatorenthums — der vom Handel und Verkehr Italiens mit dem Orient geschaffene Reichthum der Städte, der innere Bürgerkrieg der Letzteren und die Fehde zwischen den kleinen Republiken und den Tyrannen. Seitdem Petrarca in seinen lateinischen Schriften die griechischen und römischen Staatsmänner als die Ideale der Thatkraft, Großmuth und Vaterlandsliebe und die Philosophen der classischen Zeit als Muster der Geistesfreiheit und Selbstständigkeit gefeiert hatte, gewann die ohnehin durch jene Umstände erregte Persönlichkeit des Italieners ein dem Norden noch nicht bekanntes Selbstgefühl und regte sich unter der Hülle der kirchlichen Ordnung die Kraft eines neuen Menschen. Obwohl aber anderthalb Jahrhunderte hindurch die humanistischen Nachfolger des Dichters der Laura fortfuhren, die Geister ihres Landes für antike Geistesgröße und Freiheit zu entflammen, ging aus allen diesen Antrieben dennoch nicht der Muth zur Befreiung des neuen Menschen aus der ihn immer noch bedeckenden Schicht des alten hervor.

Zuletzt, in den Jahrzehnten vor dem Auftreten Luther's, nachdem das erste Entzücken über die Entdeckung der griechisch-römischen Geistesschätze vorüber war, artete der italienische Humanismus in pedantische Stylübung und Künstelei aus. Einer dieser Dilettanten, der Cardinal Bembo, warnte einen seiner humanistischen Freunde, er möge seinen Styl nicht durch die Lectüre der Briefe Pauli, „dieser Läppereien“, verderben, und sah in seiner eigenen Vermählung heidnischer Götternamen und Gebräuche mit den kirchlichen Geheimnissen eine hohe Kunstleistung und die Ausgleichung des Heidenthums mit der Kirche. Die Päpste freuten sich dieser Bekränzung der christlichen

Mysterien mit den Blüthen des Heidenthums und fanden es bequem, die Dienste der Wissenschaft anzunehmen und daneben der Uebung der Ceremonien, den bunten Aufzügen der Brüderschaften und der Entdeckung und Einholung immer neuer Reliquien freien Raum zu lassen. Der letzte dieser Glücklichen, nachdem Alexander VI. das Schauspiel des römischen Kaiserhofes, Julius II. die „virtus" altrömischer Feldherren und Politiker erneuert hatte, — Leo X. genoß inmitten seiner schöngeistigen Cardinäle und humanistischen Secretaire den Triumph der Vermählung des geistlichen Roms mit dem Athen der Pallas und des Perikles und gedachte nicht der Möglichkeit, daß in die leichtgeschürzte Verkoppelung beider Zeitalter jemals eine Störung kommen könne.

Aber gerade in dieses glänzende Hochzeitsfest fuhr der Blitz des Nordens. Das war die erste Einwirkung Luther's auf den römischen Katholicismus; der deutsche Mönch rettete Rom und die Welt vor dem Versinken in pedantische Spielerei.

Luther hatte wie irgend Einer der italienischen Humanisten und ihrer deutschen Nachfolger im Studium der alten Classiker das Verwandte ihrer Sprache und Inspirationen mit den Schwingungen seines Innern gefühlt und sich selbst an ihrer Meisterschaft gestärkt; den Virgil und Plautus brachte er unterm Arm mit, als er in Erfurt an die Pforte des Augustinerklosters klopfte, nachdem er seinen Universitätsfreunden am Abend vorher bei einem heiteren Zusammensein auf seiner Stube nach Gesang und Lautenspiel angekündigt hatte, daß er nun von der Welt Abschied nehmen werde. Auch in seiner Klause entzückte ihn die beredte Sprache der Dichter Roms und ihre Deutung von Welt und Menschenleben, begeisterten ihn die Freiheitsrufe der Classiker und fühlte er sich durch das Schauspiel der alten Völker in ihrem Kampf für Freiheit und Selbstständigkeit gehoben. Seine späteren lateinischen Commentare zu den biblischen Büchern sind immer noch von Hinweisungen auf die classischen Poeten wie auf die Geschichte der alten Völker und ihrer Häupter belebt. Allmählich lehrten ihn jedoch in seiner klösterlichen Zelle die Kämpfe mit den eigenen Leidenschaften und Affecten, daß die griechischen und römischen Muster des Heidenthums doch noch nicht den rechten und schwersten Kampf — den Feldzug gegen sich selbst bestanden haben. Die alten Meister der Staats- und Kriegskunst erschienen ihm im Vergleich mit der anbrechenden Mannheit des Menschengeschlechts als tüchtige Knaben, die auf den Eingebungen des eigenen Willens bestehen, sich für hohe Ideale entzünden, für die Verherrlichung ihrer Heimath schwärmen

und derselben die übrige Welt opfern wollen. In ihrem Heroismus sah er nur die Flammen der Eigenliebe und in ihrem freiwilligen Tode, wenn sie sich für das Beste des eigenen Landes opfern, den Entschluß, einem ruhmlosen oder unbefriedigenden Leben den Tod vorzuziehen. Er fand, wie er selbst und in Uebereinstimmung mit ihm Melanchthon in dem Meisterwerke seiner Jugend sich ausdrückt, daß der Mensch „von Affecten zum Wollen und Handeln bestimmt wird und ein Affect nur durch einen größeren und stärkeren bezwungen werden kann", — Jeder den Reiz zum Wollen von der Umgebung empfängt und seinerseits wieder in ihr die Motive zum Handeln erregt. Er machte somit die Entdeckung, daß im ganzen Menschenleben der Wille unfrei ist und auch die Völker mit ihrer mächtigen Stärke durch ihren gegenseitigen Druck auf einander zur Action getrieben und in der Gegenwirkung wider den aufgenöthigten Zwang von der Sucht nach Sein und Erhaltung der Existenz bestimmt werden.

Ehe Macchiavell's Ausstattung seines idealen Schöpfers der italienischen Einheit bekannt wurde, ja, während der Florentiner dieses Bild seiner Hoffnung mit allen Mitteln der List und Gewalt bewaffnete, hatte der deutsche Augustiner das allgemeine Gesetz der Geschichte gedeutet und den Kampf, welchen der Italiener für das Heil seines Vaterlandes verlangte, in die Seele des Menschen überhaupt verlegt. Aber Luther erhob sich von dieser Entdeckung auch zu der Freiheit der Seele, in welche weder die Motive und Reize der Welt, noch die Gebote der verweltlichten Kirchenhoheit reichten, und fand die „Wehr und Waffe" gegen die andringenden Gewalten in der Erfassung des letzten Zwecks, dem alle Zerwürfnisse und Kämpfe der Welt zum Besten dienen müssen. Er nannte diese Einsicht in die Harmonie des Universums den Glauben.

Damit war die Renaissance besiegt, nachdem sie in dem Augustinermönch ihre höchsten Dienste geleistet hatte. Ehe die deutschen und spanischen Söldlinge 1527 Rom erstürmten, plünderten und in Rauch aufgehen ließen und die Verbindungen der dortigen Humanisten zersprengten, hatte Luther schon in seinen öffentlichen Disputationen vom Jahre 1516 seine epochemachende Entdeckung angekündigt und vertheidigt, 1517 den Brand in das kirchliche Rom geschleudert und die Kirche von der Erschlaffung durch den versimpelten Humanismus befreit. Den Nordländern ging er selbst mit dem Beispiel voran, wie die antike Litteratur als Ferment des emancipirten Geistes verarbeitet werden konnte.

d) Die süddeutsche Gegenreform.

Papst Leo X. sah sich zwar durch den ersten Dienst, welchen der kühne Mönch der römischen Kirche leistete, peinlich überrascht, und nachdem einer seiner Abgesandten, der Cardinal Cajetan, an der Festigkeit des Deutschen zu Augsburg abgeprallt war, traf den armen Bembo, den poetischen Verdolmetscher des heiligen Geistes in den „himmlischen Zephyr", das Schicksal, daß er durch die Gegenzeichnung des päpstlichen Decretals, welches am 13. December 1518 zu Linz an der Donau niedergelegt ward und für den Umfang des deutschen Reichs jeden geistlichen Widerspruch wider die Lehre vom Ablaß mit der Excommunication bedrohte, seinen Namen sicherer als durch seine lateinischen Verse verewigen mußte. Indessen genoß Leo in vollen Zügen zum letzten Male den Zauber, welchen die höchste Blüthe der italienischen Kunst und das litterarische Spiel mit dem griechisch-römischen Alterthum um den heiligen Stuhl verbreiteten. Zum ersten Male konnte sich in seiner Person ein Papst im Besitz der weltlichen Macht und Souveränetät wiegen, nachdem der Sohn Alexander's VI., Cäsar Borgia, die emancipirten Vasallen der Romagna aus ihrem Besitz vertrieben und Julius II. den Raub des Tyrannen zum Kirchenstaat umgeschmolzen hatte. Die nordische Gefahr schien sich in der Person des Neuerers zu concentriren, da Luther bis zum Jahre 1521 seine Grundlagen in den reformatorischen Schriften veröffentlicht hatte, ohne daß man im unteren Deutschland eine neue kirchliche Ordnung ernstlich in Angriff nahm und die dortigen Landesfürsten und Reichsstädte ihre Stellung zu den neuen Gemeinden ins Reine brachten. Leo konnte demnach glauben, daß seine Bannbulle und die von Kaiser und Ständen auf dem Wormser Reichstage gegen Luther verfügte Reichsacht zur Stillung des Sturmes genügen würden.

Solcher Unschuld machte jedoch sein Nachfolger, der ascetische Holländer und Lehrer des Kaisers Karl, Adrian VI., ein Ende. Er schloß die Aera der humanistischen Bewegung, ließ die Galerien des Vaticans, in welchen die neuentdeckten Kunstwerke des Alterthums (er nannte sie Götzenbilder) aufgestellt waren, mit Brettern vernageln und trug sich mit dem Gedanken, den deutschen Bruch durch eine Wiederbelebung des kirchlichen Sinns zu heilen. Bei seiner Thronbesteigung begrüßte ihn sein Landsmann Erasmus mit einer Zuschrift, in der er ihm zugleich seine Ansicht über die Wiederherstellung des Kirchenfriedens auseinandersetzte; jedoch mühte sich Adrian in den beiden Jahren seines Pontificats (1522 und 1523) mit seinem

Restaurationsgedanken vergeblich ab und erst unter seinem Nachfolger, dem Mediciäer Clemens VII., gelang es dem holländischen Humanisten, bei der kirchlich-politischen Vereinbarung der süddeutschen Bischöfe und Landesfürsten (Bayern und Oesterreich) zu Regensburg im Juni 1524 erfolgreich mitzuwirken.

Bis dahin hatten sich Luther und Erasmus mit Interesse und mit dem Gefühl, daß es zwischen ihnen doch einmal zum Bruch kommen müsse, gegenseitig beobachtet; Luther verrieth in Briefen an Freunde schon vor seinem öffentlichen Auftreten und dann während seines Sturmes auf das Papstthum, wie sehr ihn sein Nebenmann beschäftigte. Er schätzte die litterarischen Verdienste des Rotterdamers um die Verbreitung des klassischen Studiums und für die Befreiung der Bibelerklärung von den scholastischen Formeln; an den Sticheleien desselben gegen die geistliche Casuistik und Lebensführung konnte er bei seinem angespannten Suchen nach dem Kern der Weltfrage keinen Gefallen finden und hinter der Freundlichkeit des berühmten Gelehrten gegen das Christenthum überhaupt bemerkte er von Anfang an die Kühlheit eines gewissen Protectorats. Erasmus seinerseits leistete seinem stürmischen Zeitgenossen durch anerkennende Aeußerungen gegen den bedächtigen und jedem Conflict abgeneigten Kurfürsten Friedrich von Sachsen nach den Verhandlungen mit Cajetan und auf dem Wormser Reichstage wichtige Dienste; jedoch hatte er weder Sympathie für den Ernst, mit dem der Sachse die eigene Angelegenheit betrieb, noch auch ein Verständniß dafür, daß aus einer so gewaltigen Anstrengung etwas für die Welt Heilsames hervorgehen könne.

Erst seine Betheiligung an der Reaction Adrian's und Clemens VII. riß ihn aus seiner Zurückhaltung. Er galt den Anhängern Roms als der einzige Mann, der mit dem Wittenberger den Strauß bestehen könne, aber zugleich quälten sie ihn mit dem Vorwurfe, daß er mit seiner litterarischen Vergangenheit doch auch der Vater der Reformation sei. Nach seiner schwachen und schüchternen Natur gab er dem Verdacht und Vorwurf soweit nach, daß er gegen Luther zur Feder griff; Scharfblick und tiefe Antipathie gegen den Hauptsatz des Widersachers ließen ihn sogleich in den Kern der Angelegenheit dringen und er trat 1524 mit seiner Schrift „vom freien Willen" auf. Luther kämpfte lange Zeit mit dem abmattenden Eindruck dieser kindlichen Auffassung der Sache und veröffentlichte erst in den letzten Tagen des Jahres 1525 seine Arbeit „vom unfreien Willen", die eigentliche symbolische Schrift des Protestantismus.

Der Sinn der ganzen Angelegenheit wird wie durch einen Blitz erhellt werden, wenn wir von den glänzenden Ausführungen Luther's auch nur die Eine hervorheben, in der er seinen Gegner auslacht und zugleich vernichtet, weil er die Wirkung des christlichen Heils nur auf die untergeordneten und roheren Affecte des „Fleisches" beschränkte und ihr die Erneuerung der vorzüglichsten Gaben des Menschen, des „Geistes", entziehen wollte. Erasmus hatte aber mit dieser Anweisung des Christenthums auf die Kindesnatur und das sinnliche Wesen des Menschen gerade die Richtung getroffen, in welcher die Kirche während der beiden vorhergehenden Jahrhunderte zwischen den oberrheinischen und niederländischen Regungen einer pantheistischen Mystik auf einen Rettungshafen lossteuerte. Der eingeschüchterte Humanist gab ihr mit seiner Ueberzeugung von der ewigen Kindheit des Menschen diesen günstigen Abschluß ihrer letzten Irrfahrten; mit der Unmündigkeit des sinnlichen Menschenwesens führte er ihr gerade das rechte Material zu, welches sie in der heiligen Uebung der Ceremonieen festhalten und zugleich mit dem Stolz der eigenen Thätigkeit und scheinbaren Freiheit beglücken konnte.

Erasmus brachte seine dogmatische Lösung des Kirchenstreits zu den süddeutschen Vereinbarungen nur als Reserve mit; sie war weltbekannt und erschien auch in seiner Schrift, jedoch war es noch nicht Zeit, sie kirchlich zu fixiren. Man begnügte sich in Regensburg mit der Theilung der Inspection über Geistlichkeit und religiöse Genossenschaften, zwischen Rom und den Landesfürsten; Letzteren wurde, um Luther's Klagen über die römische Ausplünderung zu entkräften, ein Zehntel der nach Rom strömenden geistlichen Gefälle zugesprochen. Bei alledem sah Erasmus mit Stolz auf das Regensburger Werk und erhob sich zu dem Ausruf: so hat Luther doch nun selbst zur Stärkung der Kirche den Anlaß gegeben.

e) Luther's Geist auf dem Tridentinischen Concil.

Beide Männer waren von hinnen geschieden (Luther im Jahre vorher, Erasmus 1536), als in der Sitzung des Tridenter Concils vom 13. Januar 1547 über ihre Sätze die Würfel fielen. Es galt der Festsetzung des Decrets von der Rechtfertigung. Nach der Entscheidung der Concilsväter ward die Palme des Sieges den Schatten beider Kämpfer zu Theil, aber Jedem nur die Hälfte des Erfolgs zuerkannt. Luther's Satz von der Rechtfertigung durch den Glauben hatte zu tief in die Geister eingegriffen, seine Beweisführung von der Unfreiheit des Willens hatte zu gewaltig gewirkt, als daß man diesen

Helden des Glaubens und Riesen der Dialektik dem schwachen Vermittler und Denker Erasmus hätte zum Opfer darbringen können; andererseits forderte der Letztere wegen seiner Verdienste um die Interessen und Bedürfnisse der Kirche auch eine Belohnung und Anerkennung. So halbirten die Concilsväter den Preis, leiteten die einzelnen Capitel des Decrets mit den Sätzen Luther's von der Unfreiheit des Willens und von der Unverdienstlichkeit der Werke ein und charakterisirten diese Aufnahme und Billigung mit der stehenden Formel: „obwohl", „wenngleich" und ähnlichen Ausdrücken als ein Zugeständniß, ließen demselben aber mit einem mächtigen „dennoch" die Sätze des Erasmus und der im Streit klug gewordenen Kirche von der Freiheit des Willens, seiner Mitwirkung bei der Rechtfertigung und von der Nothwendigkeit der Werke folgen. Die Leiter des Concils glaubten den Werth der vorangestellten lutherischen Sätze durch die Wucht des folgenden Erasmus'schen „Dennoch" zu einem augenblicklichen Zugeständniß herabzudrücken und, was noch diesem kirchlichen Handel an Halbheit anklebt, durch die angehängten „Canones" und deren Verfluchung der Bekenner der nackt hingestellten lutherischen Lehre zu verwischen. Allein, was geschrieben steht, steht geschrieben da. Des Wittenberger's Grundworte stehen im Eingang der einzelnen Capitel mit ihrer monumentalen Kraft da, beherrschen die ganze Verhandlung und werden ewig daran erinnern, daß die römisch-katholische Kirche mit ihrem Decret vom 13. Januar 1547 als ein neues Institut in's Leben trat. Neu war es nicht nur, daß ein kirchliches Concil die Grundlehren seines Gegners in seine Beschlüsse aufnahm und somit seine Abhängigkeit von dem großen Neuerer anerkannte, sondern auch, daß es die intimsten und schwersten Probleme des menschlichen Denkens durch ein paar dogmatische Formeln zu entscheiden meinte.

Uebrigens kann sich das Tridentinum mit dem Schicksal und der Schwäche der Augsburgischen Confession und der lutherischen Concordienformel trösten, die auch mit ihrem Wagniß, die tiefgreifenden, von Luther angeregten Fragen, in die Fesseln einer dogmatischen und symbolischen Formel einzuzwängen, Schiffbruch litten.

f) Luther und Ignatius Loyola.

Es war ein verhängnißvolles Mißverständniß in der Auffassung der Persönlichkeit Luthers, was den Spanier Don Inigo Lopez de Recardo beim Antritt seiner Ritterschaft für die römische Kirche leitete. Er sah in dem Sachsen nur einen Mann der Willenskraft,

den Virtuosen der Fechtkunst und den Krieger und wollte demnach den Widersacher mit der Steigerung der Willenskraft und der strategischen Meisterschaft bezwingen.

Als der spanische Edelmann 1521 im Kampf gegen die Franzosen auf den Mauern von Barcelona für den Kriegsdienst untauglich wurde und auf dem Krankenlager sich für das geistliche Ritterthum entschied, wußte er wohl kaum etwas davon, daß sein König als römischer Kaiser es in Worms mit einem unruhigen deutschen Mönch zu thun hatte. Natürlich ahnte er nicht, daß die Marter der Vorbereitung zu seiner Mission, wie er unter Fasten und Geißelungen das Gedächtniß für die Beichte seiner Vergehungen schärfte und verzweifelnd im Detail derselben wühlte, ein Gegenstück zu Luther's Anfechtungen und Prüfungen in der Erfurter Klosterzelle war. Noch weniger wußte er davon, daß der deutsche Augustiner der Natur des Willens überhaupt gegenüber stand, während er sich vom endlosen Wachsthum der Sündenzahl erdrückt fühlte und von der unabsehbaren Reihe der Vergehungen seine Vernichtung fürchtete. Genug, er that das Gegentheil der lutherischen Lösung; entschlossen brach er als Soldat das Gefecht als eine satanische Versuchung ab, zog den Willen aus der Affaire, verband ihm seine Wunden und widmete den erleichterten und geheilten Patienten als freien Cooperator seiner Gottheit. Er selbst war persönlich fertig und vollendet — ein Heiliger, wie neulich Papst Leo XIII. nach einem Besuch des Jesuitengenerals Beckx, bei Gelegenheit der französischen Klosterangelegenheit zu seiner Umgebung sagte: „ich habe einen Heiligen gesehen.“

Sobald aber der in sich selbst fertige Mann die Fechtkunst und sein Virtuosenthum auf den hohen Schulen von Alcala, Salamanca und Paris geübt und verwendbare Werkzeuge für seine Streitercohorte zum Besten Roms gesammelt hatte, zog er gegen Luther und dessen Werk zu Felde. Indessen war ihm über seinen Gegner, der nur in der Schwachheit stark sein wollte, ein Licht aufgegangen und umsomehr übte er seinen eigenen Willen, disciplinirte er den Willen der Seinigen und wollte er zeigen, was dieses starke, feurig und heroisch gestimmte Werkzeug zu leisten vermöge.

So ward die Kraft und That des Willens und des Menschen klug ersonnenes und geleitetes Werk (allerdings, wie sich nach der scholastischen Voraussetzung von selbst versteht, im Einklang mit der himmlischen Beihilfe) für die Bezwingung der Reformation zum ersten Male auf die Höhe eines Glaubensartikels gehoben. Die Curie und das tridentiner Concil konnten bei ihrer Verantwortlichkeit gegen Ver-

gangenheit und Zukunft und aus Rücksicht gegen die Monarchen und Völker der Gegenwart noch nicht bis zu diesem äußersten Wagniß vorgehen; außerdem lebte in der Curie noch die Erinnerung an die mannigfachen Versuche einer Vermittelung mit dem Lutherthum, lebte auch der Eindruck, den der Reformator auf die römischen Kreise gemacht hatte — daher die schwache Vermittelung noch in jenem tridentinischen Decret von der Rechtfertigung. Aber die Gesellschaft Jesu, als ein frei gebildeter, wenn auch durch das Gelübde des Gehorsams an die päpstliche Gewalt gefesselter Verein, konnte wagen, wovor die Curie in Trident noch zurückwich. In ihm erst konnte jene Vereinigung der Gaben zu Stande kommen, die Machiavell für seinen zukünftigen Herrscher herbeiwünschte. Der Verein Loyolas verband die Kraft des Löwen, um die Wölfe zu schrecken, mit der List des Fuchses zur Vermeidung der Schlingen; der Florentiner Politiker hoffte mit dieser Doppelbegabung den Beherrscher des einigen Italiens hervortreten zu sehen, der Verein Loyolas ging dagegen mit seiner erlesenen Ausstattung auf die Gründung eines Weltreiches aus.

XIII.

Reformations-Freiheit.

In meinem „Orientirungs"-Versuch habe ich schon dargestellt, welche bange Stunden man am Regierungssitze und in der parlamentarischen Vertretung der neuen Aera erlebte, als man sich beim Beginn der Geschäfte den Beschlüssen des vaticanischen Concils gegenüber sah. Je mehr man sich im Gefühl der Neuheit und ungeheuren Größe dessen, was man auf den Schlachtfeldern Frankreichs erkämpft hatte, wiegte, um so reizbarer war man für jede Regung, die sich noch auf eine eigene Selbstständigkeit stützte und nicht sogleich die Miene der Unterwerfung und Huldigung zeigte.

Obenan unter diesen scheinbar Zögernden stand die römisch-katholische Kirche. In dem Vorrecht der Unfehlbarkeit, mit welcher das vatikanische Concil den Pontifex bekleidet hatte, sah man die Ausrüstung eines Oberfeldherrn für den Kreuzzug gegen das neue deutsche Reich, in der Steigerung des Gehorsams, welchen die Bischöfe dem Infalliblen leisten mußten, erblickte man die Erziehung der Unterfeldherren zur strengsten Ausführung der päpstlichen Oberbefehle

und so ging es fort, bis die Folgsamkeit der Priester und Kapläne und deren vermehrter Einfluß auf die Volksmassen die Schöpfung einer wohldisciplinirten Kriegsarmee außer Zweifel setzte.

Niemand im Rath des neuen Reichs erinnerte daran, daß das angeblich neue Vorrecht der Unfehlbarkeit schon im Mittelalter das Licht der Welt erblickt hat und überhaupt in dem römischen Glauben an die untrügliche Autorität der Kirche, ihrer Concilien und ihrer Leiter begründet ist. Die thätige und in zahlreichen Organen vertretene reichstreue Presse kam nicht auf den Gedanken, daß die neue Disciplinirung der kirchlichen Beamtenschaar mit der gleichzeitigen Anspannung der weltlichen Reichsbediensteten gleichen Schritt hielt und mit der entsprechenden Centralisation der staatlichen Machtmittel nur ein Symptom der allgemeinen Neigung zur imperialistischen Dictatur war.

Genug, die preußische Regierung beschloß, ihre erhöhten Machtmittel zur Sprengung jener römischen Armee zu benutzen und im Sinne der englischen Könige, die seit Heinrich VIII. die Wogen der Reformation in Bewegung setzten und nach eigner Stimmung auch wieder besänftigten, die Massen zu einer reformatorischen That aufzurufen. Neben den Gesetzentwürfen „über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen" und „Errichtung des königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten", die sie am 9. Januar 1873 dem preußischen Landtage vorlegte, befand sich auch noch der dritte, „über den Austritt aus der Kirche".

Drei Wochen darauf erläuterte der damalige vortragende Rath im Justizministerium, Dr. E. Friedberg, in der Wochenschrift „Im neuen Reich" den Sinn dieser Vorlagen dahin, daß das System, welches mittelst der Handhabe derselben zur Ausführung kommen soll, „mit einem Schlagwort kurzweg als kirchliche Freiheit des Individiums charakterisirt werden könne." Der Staat, führt dann der genannte Rechtsgelehrte und Staatsmann des Weiteren aus, „will der Kirche als Corporation nicht die schrankenlose Freiheit zugestehen, die sie bisher auf Grund der mißgedeuteten (preußischen) Verfassungsurkunde besessen hat", — dieser protestirende Staat ist also der eigentliche Reformator und Ausleger jener Verfassungsurkunde. Den Beruf des Staats zu seinem Protest und zu seinem reformatorischen Wagniß beweist sogleich darauf der maßgebende Ministerialbeamte mit dem Satz, daß „das Wesen dieser Corporation in der despotischen Alleinherrschaft des einzelnen, jetzt mit göttlichen Attributen geschmückten Menschen und als Correlat dazu, in der sklavischen Unfreiheit aller

übrigen Mitglieder besteht." Trotz dieses Schauergemäldes, trotz des Protestes gegen solche schrankenlose Freiheit des Einen Mannes zu Rom will „der Staat" des Herrn Dr. Friedberg „diese Corporation auf dogmatischem Gebiete nach Belieben schalten und walten lassen", bei alledem aber „jedem Bürger die Gelegenheit geben, sich der kirchlichen Genossenschaft zu entziehen, ohne daß seine bürgerliche Rechtssphäre dadurch beeinträchtigt werde."

Aber bleibt das Dogma, welches der Staat unberührt lassen will, für den Schützling der weltlichen Macht ohne Nachwirkung und Einfluß? Wir wollen nicht darauf hinweisen, daß dem Geretteten, den der Staatsarm aus dem Bereich des Mannes zu Rom zieht und in seiner bürgerlichen Stellung vertheidigt, die Excommunication nachfolgt; — kann diese staatliche Reformation den weltlich Sichergestellten, auch unter dem Schutz des neuen Gerichtshofs Stehenden davor bewahren, daß ihn das immer noch bestehende Dogma innerlich beunruhigt?

Was für eine Reformation, die blos im Aufruf zum Austritt aus dem alten Kirchenverbande und in der Zusicherung des staatlichen Schutzes für den Flüchtling besteht, aber das Dogma, welches die ganze Unruhe hervorrief und den Arm des Staats in Bewegung setzte, in seiner alten Kraft beläßt? Was für eine Reformation, die den Gegner nicht im Sitz seiner Stärke aufsucht und auch im Gewissen, wie in der innersten Ueberzeugung des Flüchtlings es noch nicht überwunden hat?

Wahrscheinlich stützte sich der Staat bei seinem Geschenk der individuellen Freiheit und der Reformationsfreiheit überhaupt auf den Vorgang des Dr. Döllinger, der damals die Altkatholiken-Congresse in Gang brachte und auf denselben in Verbindung mit Gladstone und gleichgesinnten anglikanischen Geistlichen, ferner mit russischen Staatsmännern und Priestern wie mit Vertretern der rumänischen und hellenischen Geistlichkeit auf die Stiftung einer neuen Weltkirche ausging. Allein auch dieser Vorkämpfer war über das Johannes Ronge'sche „Los von Rom!" nicht hinausgekommen und verlor die Mitwirkung der anglikanischen und griechisch-orthodoxen Klerisei, weil er ihnen die Autorität der vorvatikanischen römisch-abendländischen Concilien nicht opfern wollte. Er stand also immer noch unter der Autorität seiner Kirche und wollte nur das letzte vatikanische Concil los sein, — ein Beweis, wie eng er seine Reformations-Freiheit einschränkte und wie erfolglos sein Kampf gegen des Papstes Pius IX. imperialistische Centralisation der Kirchengewalt sein mußte.

Die überwiegende Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses begrüßte die kirchen-politischen Vorlagen mit wahrer Begeisterung. In ihrem Sinne rief der Abgeordnete Virchow in der Sitzung vom 30. Januar 1873, das eben ist es, was wir wollen und meinen: „die Gemeindefreiheit, die wirkliche religiöse Befreiung des Individuums", und in Ronge'scher Weise in der Sitzung vom 24. November 1877: „das natürliche Recht der Gemeinde ohne die Bischöfe und ohne Rom."

Zweimal, in den liberalen Versammlungen zu Magdeburg (am 16. October 1876) und am 27. September 1879 in Köln, nahm derselbe Abgeordnete den Ruhm für sich in Anspruch, daß er „mitschuldig am Culturkampf" sei und sogar dieses Wort erfunden habe. Den Bürgern Magdeburgs erzählte er, wie er in das von ihm verfaßte frühere Wahlmanifest der Fortschrittspartei das Wort „Culturkampf" mit vollem Bewußtsein hineingeschrieben habe, um den Wählern gegenüber festzustellen, daß es sich nicht um einen religiösen, nicht um einen confessionellen, sondern um einen höheren, die ganze Cultur umfassenden Kampf handle. Er schilderte ihnen dieses „Risico" sogar als einen „staatsmännischen" Act, mit dem er die Regierung „auf einem freiheitlichen Princip festnageln" oder, nach einem andern Bilde, „weiter und weiter treiben" wollte.

Nach einer bekannten Anekdote rief der alte Fritz der alten Kuchenfrau, die am Südportal des königlichen Schlosses zu Berlin ihren Standplatz hatte und deren Nachfolgerinnen an derselben Stelle bis zum Schluß der Regierung Friedrich Wilhelms III. Freundinnen der Berliner Kinder blieben, als er 1756 zu Felde zog, beim Abschied zu: „nun ziehe ich in den siebenjährigen Krieg." So ist auch Virchow als Fahnenträger in den Culturkampf gezogen, allein er hat keinen Roßbacher Sieg gewonnen, keine Schlacht bei Leuthen geschlagen. Seine Truppe und ihre nationalliberalen und conservativen Verbündeten täuschten sich wie die Regierung, indem sie darauf rechneten, daß die individuellen Freiheitsregungen zu einer großen, neuen nationalen Gemeinde anwachsen würden, während die wenigen vom Staatsarm Getragenen sich darauf verließen, daß die Regierung eine deutsche Nationalkirche als Rückhalt für das Wagniß von ein paar Flüchtlingen ins Leben rufen würde. Keine dieser beiden Erwartungen ging in Erfüllung und weder im Kreise der Gelehrten, die den kirchlich-politischen Gerichtshof bildeten, noch aus den Reihen der evangelischen Conservativen tauchte eine Erinnerung an die Erfordernisse auf, die zur Ausstattung eines Reformators gehören und durch deren Ver-

einigung Luther zu einem Werkmeister für seine Zeit und die folgenden Jahrhunderte wurde.

Man muß es fast als eine Ehrenerklärung für Luther begrüßen, daß ihn und seine Reformationsgenossen Papst Leo XIII. in der Encyklika vom 29. Juni 1881 den Gläubigen als Männer schildert, welche „die kirchliche wie die weltliche Gewalt durch ihre Lehren von Grund aus bekämpft haben" Während diese Ereiferung des Pontifex uns nicht im mindesten irritirt, benutzen wir sie, um die Culturkämpfer daran zu erinnern, was sie bei ihrem Auszug zur Belebung der individuellen Freiheit und zur Stärkung der Reformationsfreiheit völlig unbeachtet ließen. Wir werden ihnen zeigen, was zu einem Reformator gehört und wie ein solcher dazu kommen kann, mit seinen Erfahrungen und Entdeckungen vor der Welt aufzutreten.

Für die Erörterung dieser Frage kommt es vor Allem darauf an, ob das Individuum, welches nach der Freiheit des Glaubens und des Bekenntnisses verlangt, sich ganz einzeln der Welt oder irgend einer Kirche entgegenwirft. Es fragt sich, wie kommt es zu diesem Gegensatz? Was für Interessen werden von ihm vertreten? Warum übernimmt es einen Kampf, der sowohl ihm selbst, wie für die Ordnung, die es bestreitet, Gefahren bringen kann? Steht es ganz kahl da? Oder ist es mit der Organisation, die es sich durch sein Auftreten zum Feinde macht, innerlich verwickelt und dadurch sein Kampf berechtigt?

Nun, — nach dem Zeugniß der Geschichte, soweit sie von großen Umwendungen der öffentlichen Ordnung und Ueberzeugungen berichtet, stellt der Einzelne, der Neuerer, das Bestehende auf die Probe, ob es seiner Anregung entgegenkommt, für sie empfänglich ist, ihm beistimmt und sich ihm ergiebt. Worauf gründet er aber eine so hoch gespannte Forderung? Doch nur auf die Thatsache, daß er es nicht nur mit einem nackten Feind, sondern mit einem Verwandten zu thun hat, der sich mit denselben Fragen, die ihm keine Ruhe lassen, beschäftigt und ihnen nur nicht mit der gleichen Entschiedenheit, mit der er die Lösung des Problems betreibt, zu Leibe gegangen ist. Sein Gegner ist in diesem Falle nicht die Person, der geistliche Oberherr und dessen weitverbreitetes Reich mit den vielen Mitteln der Gegenwehr, Unterdrückung und Verurtheilung an Leib und Seele, sondern der Ruhepunkt, auf dem der mächtige kirchliche Regent sammt seinen Vorgängern stehen geblieben sind und sie Alle die Keime der Entwickelung verdorren lassen wollten.

Der Eine, der sich zum Aufstand erhebt, schöpft den Muth zu seiner Störung jenes Ruhepunktes aus der Gewißheit, daß er alles

Verwandte in der bisherigen Reihe der geschichtlichen Stadien tiefer und umfassender als seine ganze Umgebung concentrirt und in sich selber erlebt, aber auch Kraft dieser Concentration das Ziel erfaßt hat, auf welches jene Entwickelung trotz der störenden Eingriffe der Sucht nach Ruhe und Hemmung gerichtet war.

Er ist darauf gefaßt, weiß es vorher, daß seine Entdeckung und persönliche Erfahrung die Forschung in Verruf bringen und die kirchlichen und weltlichen Häupter zu dem Vorwurf berechtigen wird, er sei ein Gegner des Glaubens, der Ueberlieferung und aller Autorität. Trotz dieser Aussicht, ja Gewißheit, läßt er es auf den Kampf ankommen und vertraut darauf, daß er die gefährliche Probe bestehen und die neue Welt seines Innern auch gegen seine Widersacher im Völkerleben in's Dasein rufen wird.

Luthern hatte kein Staatsgesetz von dem Gehorsam gegen die Bischöfe und gegen die Bullen des Papstes losgesprochen und zum Kampf gegen die römische Obermacht autorisirt. Durch seine officielle Stellung, dazu noch vom Mönchsgelübde gebunden, als Doctor der Theologie auf die kirchliche Autorisation der Universität bestallt, befand er sich mit den bedeutendsten Richtungen seiner Zeit im intimsten Zusammenhange und fühlte er die Verwandtschaft seines Denkens und Fühlens mit denselben. Gerade aus dieser Verwandtschaft zog er jedoch sein Recht zum Krieg.

Asketismus, Werkthätigkeit hatte er wie irgend Einer in der ersten Zeit seines Klosterlebens gesteigert und mit ihrer Hilfe nach dem Ruhme menschlicher Vollkommenheit gerungen. Die Bilder der Heldenhaftigkeit, mit denen ihn während jener Zeit die Dichtungen und Historien der alten Autoren entzückten, hatten ihn für eine gleiche Virtuosität der Persönlichkeit begeistert. Er hatte sich in die Speculationen der Scholastiker vertieft und aus den Philosophemen der griechischen Denker die Kraft des natürlichen Lichts geschöpft, um sich das Universum zu erhellen und die Einheit von dessen Triebwerk zu erfassen. Alle diese Entzückungen überwand er jedoch schon in der Klosterzelle als Anfechtungen und Versuchungen und im Kampf mit denselben gewann und stärkte er sein wahres Ich. Die Lebhaftigkeit und Sicherheit, mit der er sich von seinem ersten öffentlichen Auftreten an (im Jahre 1517) gegen die Selbstherrlichkeit des Menschen erhob, erklärt sich zum Theil aus der Erinnerung an die Erschütterungen, in denen er seinen neuen Menschen dem Zauber dieser Welt und ihrer Weisheit abgerungen hatte.

Im Jahre 1516 war er in sich selbst fertig geworden; seine Briefe aus dieser Zeit kündigen seine Entwickelung zu voller Mannhaftigkeit an. Laut seinem Brief vom 8. Februar 1516 an Lange brennt er vor Begier, „den Comödianten Aristoteles, welcher die Kirche mit seiner griechischen Larve unsäglich geäfft hatte, recht Vielen in seiner wahren Gestalt zu zeigen", — er fühlt die Kraft in sich, in die Scholastik und in die Macht des Herkommens den Brand zu werfen und der Verzauberung, die Aristoteles über die geschicktesten Leute geübt habe, ein Ende zu machen.

Es war ihm zu wenig, daß verwandte Geister, die Freunde der „guten Wissenschaften", den Scholasticismus wegen seines Formelwesens verspotteten und ihn am Ende doch nur beweglicher und brauchbarer machten. Er wollte den ganzen Wald der Formeln lichten und das Ursprüngliche, den Glauben, aus dem Gewebe der Schlingpflanzen, in dem sie ihn erstickten, wieder herausziehen.

Etwas Aehnliches haben wir erlebt, als Schelling und Hegel Kunst, Religion und Philosophie in den Zug eines einförmigen Weltwesens warfen, im Strom als Metamorphosen desselben und als ineinander verschwimmende Inseln auftauchen ließen und keiner dieser Offenbarungen erlaubten, in ihrer Eigenthümlichkeit sich zur Geltung zu bringen. Diese Philosophen wollten die Religion ebenso retten, wie die Scholastiker des Mittelalters, um die Kirche gegen Widerspruch und Zweifel zu sichern, die Glaubensformeln in die Bande der Aristotelischen Dialektik schlugen.

Unter den verwandten Geistern, denen Luther die Aufgabe stellte, ihre Arbeit als unzulänglich aufzugeben und in eine neue Welt zu treten, war ihm Erasmus nicht der verwandteste, aber mit dem Umfang seiner Bestrebungen, wegen der Gleichheit der Themas und als Meister des deutschen Humanismus, stand er ihm am nächsten. Um so mehr fühlte er den Gegensatz ihrer Geister, um so peinlicher war für Erasmus die Forderung, dem Neuerer die Arbeit eines langen Lebens zu opfern oder es auf einen Kampf ankommen zu lassen, in welchem sein Ansehen bei allen Großen Europas auf dem Spiele und der wissenschaftliche Werth seiner Leistungen in Frage stand.

In den Briefen jenes Entscheidungsjahres spricht Luther seine brennende Bekümmerniß darüber aus, daß diejenigen der verwandten Geister, die aus allen Kräften nach Gerechtigkeit streben, über die wahre Gerechtigkeit vor Gott noch in tiefster Unkunde leben. Auch er, schreibt er den 7. April 1516 an den Augustiner Spenlein, hätte sich einst in diesem Irrthum befunden und kämpfe noch dagegen. Nach

dem Briefe an Spalatin vom 19. October desselben Jahres macht ihm des Erasmus Auslegung der paulinischen Lehre von der Werkgerechtigkeit „zu schaffen".

Für Erasmus war die Bibel ein Bilderbuch, das man wie die poetischen Fabeln der Heiden allegorisch, durch die Ausscheidung des innern Sinnes aus der Hülle der Bilder, erklären müsse. In seinem „Handbuch für den christlichen Krieger" (vom Jahre 1501) führt er von der „dicken Religiosität", vom Körper der Sacramente, von den todten Reliquien zu den geistigen Mysterien in der eigenen Brust, vom „Aberglauben der elenden Ceremonien zur Innerlichkeit des Gottesdienstes". Aber die Kluft zwischen beiden Männern war die große Thatsache, daß Erasmus die paulinische Verurtheilung des Gesetzes der Werke nur auf die Knechtschaft des Ceremoniendienstes, der sinnlichen Bilder und Symbole von geistigen Uebungen beschränkte, während Luther im paulinischen Sinne alle Werkthätigkeit des Gesetzes, nicht nur die Ceremonialübung, für ein äußerliches, auf den Anschein und auf Selbstgefälligkeit hinausgehendes Gethue hielt. Er wollte einen neuen Menschen, eine erneute Welt.

Es war eine große Action, als er am 25. September 1516, obwohl nicht Dekan, bei der Promotion und Disputation eines seiner Schüler ausnahmsweise den Vorsitz führte. Die Thesen waren aus seinen Vorlesungen genommen; er selbst hatte sie durch weitere Ausführungen erläutert. Einer dieser Sätze lautete: „Da nach Christi Ausspruch dem Gläubigen Alles möglich ist, so ist es abergläubisch, dem Menschenwillen und andern Heiligen (außer Christo) einen Beistand zuzuschreiben." In diesem Satze liegt sein ganzes Werk; seine grundlegenden und zugleich abschließenden reformatorischen Schriften der vier Jahre von 1517 bis 1520 sind darin wie im Keim enthalten. Er war (1516) in seinem dreiunddreißigsten Jahre Mann geworden und sein Glaube zur höchsten Energie gereift.

Die protestantischen, auch philosophisch gebildeten Theologen haben sich bisher noch vergeblich angestrengt, diesen Glauben, wie ihn Luther an die Stelle des Gehorsams gegen die kirchliche Autorität setzte, möglichst eng mit dem Innern des Menschen in Verbindung zu bringen. Es ist noch zu wenig, ihn als eine von den Anliegen des Verstandes unabhängige Sache des Herzens oder aus dem unmittelbarsten Interesse des Menschen, sich mit Gott Eins und versöhnt zu wissen, oder auch aus jenem Gefühl des Geistes von seiner Endlichkeit und Bedürftigkeit zu erklären, der seinem Wesen nach gleichwohl zugleich unendlich ist. Es ist vielmehr Ein Act des Menschen, daß er seine

Selbstischkeit und Unfreiheit als unendlich und ihre Ueberwindung in seiner Freiheit erkennt. Von einem „zugleich" oder „gleichwohl" kann hier nicht die Rede sein. Die Unfreiheit und Natürlichkeit des Selbstischen kann nur im Lichte der Freiheit und Unendlichkeit erkannt werden und die Sonne der Freiheit steigt nur im Brande des natürlichen Selbst auf.

Luther's Glaube ist ein Schöpfungsact, die höchste Aeußerung der Productivität des Geistes und stößt die Attentate zurück, die demselben seinen Werth, die Gewißheit seiner selbst und seine Macht beschränken oder alle diese Güter erst von außen her verschaffen wollen. Ablaß, kirchliche Uebungen, Fürbitte und Hilfe der Heiligen weist er als Beschränkung seiner Productivität und als Bedingungen seiner Seligkeit zurück.

„Es ist offenbar", schreibt Luther in seiner schönen bahnbrechenden Abhandlung „von der Freiheit eines Christenmenschen" (vom Jahre 1520), „daß kein äußerlich Ding mag den Christenmenschen frei, noch frumm machen, wie es mag immer gewendet werden; denn seine Frummheit und Freiheit, wiederum seine Bosheit und Gefängniß seyn nicht leiblich, noch äußerlich. Dieser (äußerlichen) Dinge reicht keines bis an die Seelen, sie zu befreien oder fahen, frumm oder böse zu machen. Also hilft es der Seele Nichts, ob der Leib heilige Kleider anlegt wie die Priester und Geistliche thun, auch nicht, ob er in den Kirchen und heiligen Stätten sey, auch nicht, ob er mit heiligen Dingen umgehe, auch nicht, ob er leiblich bete, faste, walle und alle gute Werke thue, die durch und an dem Leibe geschehen möchten ewiglich."

Was er an dieser Stelle offenbar nennt, ist ihm durch einen Schluß aus dem Widerspruch zwischen dem geistigen Charakter der Angelegenheit und der für ihre Durchführung angewandten äußerlichen Mittel gewiß geworden. Es ist ein Vernunftschluß und aus der Vernunft hat er von seinem ersten Auftreten gegen den Ablaß an seine großen Angelegenheiten entschieden. Gegen den Ablaß wies er den Widerspruch und die Unmöglichkeit nach, daß durch Seelenmessen die Gefangenen des Fegefeuers ohne eigene geistige und gläubige Theilnahme in ihrer Qual erleichtert werden. Aus der Vernunft bewies er in der Schrift „von der heiligen Messe" (1520), daß die Annahme, „der Priester opfere die Messe für Gott", ein Widerspruch und ein Vergehen wider das Testament und Sakrament sei, während doch in demselben Gott vielmehr der Geber, Spender, Austheiler und Wirker der Gnade sei und sich als solcher zu seiner Gemeinde herabläßt. Indem er ferner den Priester aus dem privilegirten Amt

eines Opferers vertreibt, setzt er jeglichen Christen in das rechte Priesteramt, in dem sie Alle sich Gott als Opfer darbringen und Jeder, wo er ist und von allen Ständen, ob gelehrt oder Laie, sein Opferamt ausüben kann.

An den König von England, Heinrich VIII., schreibt er 1522 in seiner gewaltigen Gegenschrift: „Triumphata Missa, puto nos totum papatum triumphare“ (mit der Messe fällt das Papstthum zu Boden).

Mit diesem Triumph hat er jene christliche Gemeinschaft gestiftet, die er in seiner Schrift „von dem Papstthum“ (1520) als die „Versammlung im Geist“ schildert und die ohne geistliches Haupt, mögen ihre Angehörigen auch durch tausend Meilen von einander getrennt sein, durch die Einheit des Glaubens, der Hoffnung und Liebe verbunden ist.

Vernunft und Schrift stellt Luther in den entscheidendsten und, menschlichem Anschein nach, schwierigsten Augenblicken als die beiden Instanzen hin, von denen er das letzte Urtheil erwartet. „Was der heilige Vater“, schreibt er in dem Flugblatt: „Freiheit des Sermons Dr. Martin Luther's, päpstlichen Ablaß und Gnade belangend“ (1518), „mit Schrift oder mit Vernunft bewährt, nimm ich an, das ander laß ich seinen guten Wahn gewesen seyn.“ Andererseits beharrte er in Worms vor Kaiser und Reich (1521) auf seinem Bekenntniß, „wenn er nicht durch die Zeugnisse der Schriften oder durch evidenten Vernunftbeweis (denn weder dem Papste, noch den Concilien glaube er, da dieselben bekanntlich öfter geirrt und sich selbst widersprochen haben), überwunden ist.“

Beide Instanzen sind ihm gleich ewig, unüberwindlich und in der göttlichen Ordnung gegründet, — die Vernunft das Gesetz des Universums und Wächter über den Zusammenhang und die Harmonie aller Weltverhältnisse, — die Schrift das Zeugniß von der Heilsordnung, wie sie beim Anbeginn der Welt entworfen war. Beide können sich nach seiner Ueberzeugung nicht widersprechen, beide treffen im Kampf gegen die Knechtschaft des natürlichen Menschen und für die Freiheit des Widergeborenen zusammen.

Auch das ist zu wenig gesagt, wenn man Luther's Berufung auf die Schrift daraus erklärt, daß er sie als das ursprünglichste Zeugniß des Christenthums den späteren Auslegungen und wechselnden Kirchengeboten vorzog und sich ihres Textes gegen die Ausartungen, Künsteleien und Sophismen des Papstthums bedient. Vor Allem verehrte er sie als die Befreierin der Seele von allem Druck, mit welchem die Weltmacht des Alterthums und ihre Universalmonarchieen

dieselbe niederdrücken, gefangen nehmen und mit dem Rausch der Eigenmacht betäuben wollten. Er hat der Schrift erst ihre wahre Ursprünglichkeit wiedergegeben und spätern historisch-kritischen Arbeiten die Bahn gebrochen.

Nehmen wir dazu noch seine im Studium der lateinischen Dichter und Historiker für ausdrucksvolle Diction, Sicherheit und Besonnenheit der Darstellung, Erhabenheit und Natürlichkeit der Antithesen gebildete deutsche Sprache, so können wir von ihm sagen, daß er, der erregteste, umfassendste und ursprünglichste Geist seiner Zeit, für die Reproduction des Glaubens im Material der Sprache vollbracht hat, was nach ihm die holländische Malerei im Glanz der Farbe mit ihrer Darstellung der gütigen Theilnahme im Auge und Antlitz einfacher Menschen nach den immer noch starren und unbelebten Madonnen- und Heiligen-Gesichtern der Italiener leistete und zuletzt Sebastian Bach ausführte, als er die Gnade des Evangeliums in Tönen sang.

Den Krieg, als dessen Schürer und Urheber Leo XIII. Luthern anklagt, — ihn hat er, wie seine frühern Briefe an Spalatin beweisen, bereits gesehen, als er die Forschung auf den Universitäten in Gang brachte, die Studien erneuerte, den Bund zwischen Aristoteles und der Theologie zerriß und den Glauben mit den Waffen der Schrift und Vernunft aus der römischen Formelwelt befreite; er wußte, daß die weltlichen und geistlichen Gewalten in seiner Neuerung den Aufruf zu einem Vernichtungskampf gegen ihn sehen würden. Aber, obwohl er allein stand und darauf gefaßt war, daß auch die verwandten Kreise der Humanisten, Erasmus obenan, sich zuletzt wieder mit den Vertheidigern der alten Satzungen gegen ihn verbinden würden, so sah er doch der Prüfung um des Evangeliums willen unerschrocken entgegen.

Wie er in jenem wichtigen Jahre 1516 seinen Freunden aus der Fülle seiner Erfahrungen einzelne Hauptpunkte mittheilte und sie auf die Probe stellte, ob sie, was er am Ende doch nur allein leisten konnte, die Folgerungen ziehen wollten, so trat er auch vor Papst und Kaiser und stellte ihnen die Frage, ob sie für seine Neuerungen einen Platz in ihrer weiten Welt hätten.

In seinem Schreiben an den Papst Leo X. am 6. April 1520 meldet er demselben, daß er sich „durch die Wuth der päpstlichen Schmeichler gezwungen gesehen habe, ohne Scheu vor dem entgegengesetzten unberechtigten Verbot seiner Vorgänger Pius und Julius an ein künftiges Concil zu appelliren", läßt es aber auf die Probe ankommen, ob der Pontifex sich von ihm „aus der Löwengrube und dem Abgrund, in den die römische Curie versunken sei, retten lassen wolle."

Sein gleich würdig und groß gefaßtes Schreiben an Kaiser Karl V. vom 15. Januar 1520 geht von der Voraussetzung aus, sein Wagniß, daß er, „von der niedrigsten und geringsten Art, den Herrn der Herrscher auf Erden anspricht, werde Den nicht wundern, der die Größe der Sache betrachtet, daß es sich um die Vertheidigung der evangelischen Wahrheit gegen die verderblichen Meinungen menschlicher Ueberlieferung handelt.“ Auch gegenüber dem Kaiser läßt er es auf die Probe ankommen, ob der mächtige Herrscher mit der Gewährung freien Wortes und Wettstreites, bis er in der Rechenschaftsverhandlung als Sieger hervorgeht oder als überwunden unterliegt, seine Regierung schmücken und das Andenken seines Jahrhunderts für die Nachkommen unsterblich machen wolle.

Luther selbst hat mit seinem Werk die Probe bestanden und wenn er auch, sobald er nach den Jahren 1520 und 1521 an die Ausführung seiner Gemeinde-Idee ging, den Bedürfnissen seiner Deutschen und deren Fürsten Zugeständnisse machen mußte und den weiterstrebenden Geistern, die ihn bereits umgaben, nicht Genüge leisten konnte, so haben die Letzteren doch in den Quäkern ihr Ziel erreicht und in den Vereinigten Staaten Nordamerika's die größte und freieste Gemeinschaft der Welt gestiftet.

Die vorliegenden wenigen Zeilen werden aber ausreichen, um die Herren Friedberg, Virchow und Döllinger zu überzeugen, daß zur Einführung solcher kostbaren Dinge wie Gemeinden-, Bekenntniß- und Reformationsfreiheit ein Parlamentsbeschluß, eine Landtagsrede oder auch die Ansprache an eine Wählerversammlung lange nicht ausreichen. Was die Verehrer des Syllabus und der päpstlichen Rundschreiben betrifft, so wollten wir vorläufig nur ein wenig ihr Herz rühren und sie daran erinnern, daß sie nach den Verdiensten, die sich Luther um ihre Kirche erworben hat, seinen Nachkommen, den Quäkern, die große Freiheit und Blüthe derselben Kirche in Nordamerika zu verdanken haben.

XIV.

Revision der preußischen kirchlich-politischen Gesetze.

In den beiden vorhergehenden Abschnitten führte ich aus, daß die Erklärung der römischen Curie gegen die bürgerliche Cultusfreiheit die Wurzel beschädigt, aus welcher der katholischen Kirche, namentlich in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, der erfolgreichste Schirm

und Schutz für ihre unbeschränkte Entwickelung hervorgegangen ist. Ich werde nun ihre Lage in dem Lande schildern, in welchem die Regierung sich durch jene, von Virchow als die erfreulichsten Culturmittel gepriesenen Gesetze und Institutionen, z. B. durch den obersten kirchlichen Gerichtshof, gegen die öffentlichen Manifestationen der katholischen Lehrsätze und wider die thatsächliche Befolgung derselben geschützt hat.

Um das Actionsfeld der Regierung zu übersehen, wird man wohl thun, sich dessen zu erinnern, daß jene drei am 9. Januar 1873 dem preußischen Landtag vorgelegten Gesetzentwürfe sich auf die Angehörigen sowohl der katholischen als der evangelischen Kirche bezogen und beiden insgemein die von Virchow und Dr. Friedberg hochgeschätzten Wohlthaten der individuellen Freiheit und Gemeindeentwickelung verschaffen sollten. Dieselbe Vollmacht zum Austritt aus der Kirche, dieselbe Erlaubniß, sich mit einer Beschwerde über Verkürzung der Freiheit durch geistliche Obere an den kirchlichen Gerichtshof zu wenden, dasselbe Culturexamen, in welchem die Candidaten der Theologie nach Friedberg's Ausdruck ihre Vertiefung in den Geist der Zeit und ihre nationale Weihe nachzuweisen haben, war den Mitgliedern beider Kirchen ertheilt und aufgelegt worden. Und da nun ihre Gleichstellung von dem Arm derselben Regierung geordnet und behütet wurde, die evangelische Kirche von vornherein in das Staatswesen verwachsen war, endlich aber während der nächstfolgenden Jahre ihre Beziehungen zur fürstlichen Gewalt nach dem Gesetz derselben Centralisation geordnet wurden, die sich in der Stellung des Papstes zu seiner Kirche und in der Dictatur der weltlichen Cabinetschefs über Beamtenthum und Parlamente, über Corporationen und Verwaltungsbehörden durchsetzte, so brachte jene Gleichstellung beider Kirchen naturgemäß den Trieb mit sich, die Oberaufsicht über die römisch-katholische Kirche nach dem Maaß des weltlichen Einflusses auf das Triebwerk der evangelischen umzugestalten.

Bald jedoch sah man ein, daß jene drei Wohlthaten des 9. Januar 1873, statt die Anhänger Roms evangelisch zu stimmen, nur ihren fast einstimmigen Widerspruch hervorriefen und ihren römischen Geist lebhafter entflammten, als man kaum erwartet hatte. Man griff daher nach einem neuen Kampfmittel und der preußische Landtag stimmte im April und Mai 1875 einer Vorlage bei, wonach die Artikel 15, 16 und 18 der Verfassung des Jahres 1850, welche beiden Kirchen die eigene Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten garantiren, aufgehoben wurden. Es ist wiederum wohl zu beachten,

daß die Gleichberechtigung der römischen und der evangelischen in dem gemeinsamen Verlust einer verfassungsmäßigen Garantie der Selbstverwaltung ihren Ausdruck erhielt.

Die römische Partei ahnte etwas von der schwachen Natur jener Paragraphen, als sie bei der Berathung der Reichsverfassung im Reichstag die Aufnahme derselben in den neuen Rechtscodex des Reichs beantragte und somit diese wichtigen Bestimmungen der preußischen Verfassung unter den Schutz des Reichs stellen wollte. Allein sie drang damit nicht durch und nicht einmal eine Bestimmung über die Gleichberechtigung der Kirchen, ihrer Bekenntnisse und innern Verwaltungsangelegenheiten fand in einer Urkunde Platz, die für mehr als vierzehn Millionen Katholiken die Garantie für ihre hergebrachten und wohlerworbenen Rechte leisten sollte.

Das im Jahre 1805 aufgelöste deutsche Reich hatte mit einer gewissenhaften Rechtsordnung und mit einer peinlichen Reihe von Instanzen über die Ausführungen des westphälischen Friedens zu Gunsten jener kirchlichen Gleichberechtigung Wache gehalten. Jene zahlreichen katholischen Unterthanen, die im Laufe der Secularisationen unter neue Herrschaften kamen, haben von diesen Reverse, Patente und Zusicherungen für die Freiheit ihres Bekenntnisses und Cultus erhalten und alle diese Bestätigungen des westphälischen Friedensinstruments standen unter der Obhut des Kaisers und der Reichsgerichte. Das neue deutsche Reich hat für alle diese Interessen keine Fürsorge getroffen und es ist, als ob solche Angelegenheiten tief unter dem Horizont der neuen Welt lägen und seiner Einmischung kaum noch werth seien.

Mag es sein, mögen alle diese Dinge nicht unter das Urtheil des neuen Reichs fallen, so hätte es sie doch nicht wieder vor seinen Richterstuhl ziehen und sich die Macht zuschreiben sollen, sie nach seinem Sinne zu formen. Und nach welcher Leute ihrem Sinn, da es doch kein Organ aufweisen kann, in welchem der Gemeinverstand für solche innere, überweltliche Sachen oder „Tiefsinnigkeiten“ auf unfehlbare Weise persönlich verkörpert wäre? Es war auf die Fassungskraft der Bennigsen's, Sybel's, Renard's, Wehrenpfennig's angewiesen und griff eilig nach diesem Hilfsmittel oder freute sich der Schnelligkeit und Hurtigkeit der Füße, mit welcher diese Leute, z. B. ein Wehrenpfennig, wenn sie soeben die Fußangel für die Erfassung der Gegner angegeben hatten, sofort wieder auf die Rednertribüne des preußischen Landtags stürmten und noch ein Charnier für die Herstellung eines solchen Instruments empfahlen. In den zehn

Jahren, welche nun Zeugen solcher Zungenfertigkeit und Beweglichkeit der Beine waren, ist von allen jenen Leuten und ihren Gesinnungsgenossen nicht ein einziger Satz ausgesprochen, der von Verständniß der Angelegenheit zeugte.

Man muß es ein wahres Unglück nennen, daß die Katholiken des ersten deutschen Reichstags in den falschen Weg eintraten, auf welchem die Bennigsen's und Sybel's vorangegangen waren. Die Letzteren befürchteten, daß die Gläubigen Roms in der Adreßdebatte dieses Reichstags am 31. März 1871 eine Intervention für den Insassen des Vaticans beantragen würden, und schmückten die Antwort auf die kaiserliche Thronrede mit einer Verwahrung gegen jede „Einmischung in das Leben andrer Völker." Die Katholiken traten nicht mit dem entgegengesetzten Antrag auf, aber es war schon zu viel und eine Thorheit, daß sie die Phrase ihrer Widersacher überhaupt ernst nahmen und einer polemischen Erörterung für werth hielten.

Wie die, mit den Katholiken durch die Maigesetze zusammengespannten Evangelischen keinen Luther wieder zur Rettung aus ihrer geistigen Noth und Armuth erzeugen können und wehr- und waffenlos zusehen müssen, wie Wissenschaft und Forschung den Boden für die neuere Geschichte gegründet haben, so wird keine Macht der Welt dem Papstthum das Patrimonium Petri wieder herstellen können. Wie ich in meiner „Orientirungs"-Schrift auseinandergesetzt habe, ist das einzige irdische Erbtheil, welches dem Pontifex aus der Hinterlassenschaft Petri geblieben ist, die Fischerhütte oder der Winkel und die Hütten, in welchen die Isolirten Griechenlands, Roms und der Thebaischen Wüste Aegyptens das Freiheitsgesetz der neuen Welt entdeckt haben.

Mögen sich die Eisenbahnzüge Frankreichs wieder mit frommen Pilgern dieses Landes, Belgiens und Englands wie im Jahre 1873 füllen und die Rom-Wanderer den Bittgesang für die Rettung der heiligen Stadt und Frankreichs, als der ersten Tochter Roms, anstimmen, so werden sie doch nie die nöthigen Waffen zur geistlichen Eroberung der Tiberstadt mit sich führen. Die französischen Thronprätendenten, wenn man sie in ernste Erwägung ziehen wollte, sind im Punkte der päpstlichen Vorrechte unter sich selbst uneins und nur der Schwächste von ihnen, der Vertreter der Legitimität, würde sich zu frommen Wünschen für die Freiheit der Tiara aufschwingen. Die Republik, schon jetzt neben dem Träger der königlichen Krone Mitbesitzerin des italienischen Throns, wird nicht ruhen, bis sie die ausschließliche Dictatur in die Hände bekommt und dann werden die Tage des Vaticans gezählt sein.

Ob die schließliche und befreiende Fischerhütte zunächst auf Malta, einer englischen Insel des Canals, oder in der Nähe der irischen Küste, dem Schauplatz der ersten glänzenden Zeit des Papstthums und der christlichen Kirche, aufgeschlagen wird, müssen wir der Zukunft überlassen, — genug, von ihr wird eine große Nachblüthe des Papstthums ausgehen. Die thörichte Ueberstürzung aber, mit welcher die Katholiken des ersten deutschen Reichstags die diplomatische Phrase Bennigsen's bekämpften, bestärkte die Gegner in ihrem Argwohn, bestärkte auch Bismarck in seiner Voraussetzung, daß er in ihnen geschworene Widersacher vor sich habe, verleitete ihn zu seinem Krieg gegen Rom und verdarb sogar dem Cardinal-Staatssecretär Antonelli sein Concept.

Der Reichskanzler ließ sogleich nach dem ersten Zusammentreffen Windthorst's mit Bennigsen durch den einstweiligen deutschen Geschäftsträger, bayerischen Gesandte bei der Curie, Grafen Taufkirchen, bei dem Staatssecretär nachfragen, ob die Haltung der katholischen Fraction des Reichstags in ihrem Auftreten für die Interessen des heiligen Stuhls den Absichten Sr. Heiligkeit des Papstes entspreche, und glaubte eine völlig genugthuende Erklärung erhalten zu haben, sprach diesen Glauben an eine Zurechtweisung des Centrums auch noch im vorigen Jahre aus. Allein nach der schriftlichen Erwiderung Antonelli's vom 5. Juni 1871 auf eine besorgnißvolle schriftliche Anfrage des Bischofs von Mainz hatte er dem bayerischen Gesandten nur den von öffentlichen Blättern gemeldeten Antrag der katholischen Fraction auf eine Intervention zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes als verfrüht erklärt. Dieser Antrag war nicht erfolgt; immerhin bleibt jedoch dieser Eintritt der Partei in die Action ein unglücklicher und verhängnißvoller, — ein Unglück auch für Bismarck, insofern er sich durch ihn in den Krieg ziehen ließ.

Das Centrum machte das halbe Versehen seines Auftretens allmählich wieder gut und erreichte im Laufe der folgenden Jahre eine Meisterschaft der Sprache und eine Höhe der Auffassung, auf welcher es sowohl die Hauptpunkte des kirchlich-politischen Streits feststellte, als auch die constitutionellen Rechte seiner Wähler vertheidigte. Die Gegner dagegen verwirrten sich immer mehr in der künstlichen Anlage ihrer Fußangeln und dem Reichskanzler blieb trotz der legislativen Betriebsamkeit seiner Leute zuletzt nichts Anderes übrig, als bei der Curie, die er zehn Jahre lang zu beugen suchte, Schutz gegen ihre parlamentarischen Vertheidiger, die ihn ermüdet und durch Tapferkeit wie durch strategisches Geschick ermattet und zur Verzweiflung gebracht hatten, zu suchen.

Das Versehen des Centrums in den letzten Märztagen des Jahres 1871 war der halbe Schritt, daß es sich überhaupt in die Erörterung der Bennigsen'schen Diplomatie einließ; Bismarck hatte bei Antonelli einen Erfolg davongetragen, der sich ein Paar Tage darauf als ein halber, auf ungenügender Kenntniß des Staatssecretärs von der Lage der Dinge beruhender auswies. Aber er wollte ihn als einen vollen Triumph betrachten und in den Verhandlungen des deutschen Botschafters zu Wien mit dem dortigen päpstlichen Pronuntius Jakobini in ganzer Größe noch einmal gewinnen. Wie die vom 26. bis zum 28. Mai 1880. von der „Norddeutschen Allg. Zeitung" veröffentlichten diplomatischen Actenstücke beweisen, handelte es sich vom 29. März desselben Jahres bis zum 21. Mai darum, vom Papst Leo einen Wink zu erhalten, durch welchen das Centrum aus seiner Oppositions-Stellung verwiesen werden sollte.

Während derselben Zeit, daß der Prinz Reuß dem Pronuntius die Anliegen Bismarck's vortrug, ein Theil jener Actenstücke in Berlin veröffentlicht wurde und der preußische Landtag über die Vorlagen zur Revision der Maigesetze berieth, spielte sich zwischen der belgischen Regierung, dem belgischen Gesandten bei der Curie und dem Cardinal-Staatssecretär Nina eine ähnliche Scene ab und das Centrum des preußischen Abgeordnetenhauses hatte kaum sein Werk des Sommers 1880 gethan, als nach der Abberufung des Baron Anethan und Aufhebung der belgischen Gesandtschaft bei der Curie die Actenstücke dieser belgischen Parallele zum Bismarck'schen Kirchenstreit dem Urtheil der Welt vorlagen.

Der belgische Streit betraf das neue Schulgesetz, welches die Volksschule secularisirte und am 18. Juni 1879 nach einem lebhaften parlamentarischen Kampfe die Zustimmung des Senats erhalten hatte, und hätte sehr wohl ohne geistliche Erhitzung auf dem Freiheitsboden des Landes zum Austrag gebracht werden können. Einerseits war bei der weltlichen Einrichtung der öffentlichen Schulen den Kindern der strengen Katholiken, wie auch Papst Leo und der Staatssecretär Nina anerkannten, alle Sicherheit für den Unterricht im Glauben ihrer Eltern verbürgt, auf der anderen Seite stand es den Gläubigen nach dem Gesetz und Gebrauch des Landes frei, eigne Volksschulen nach ihrem Sinne zu errichten. In der That hatte die Geistlichkeit schon alle nöthigen Schritte gethan, der neuorganisirten Volksschule ihrerseits selbstständige, der Leitung der Geistlichkeit untergebene Schulen entgegenzustellen, als durch die Gesetzesvorlage vom 27. Februar 1880 die Kammern die Aufgabe erhielten, das Gebäude der weltlich geord-

neten Volksschule zu krönen und zu den 10 Staatsgymnasien und 50 Mittelschulen des Gesetzes vom Jahre 1850 noch 10 weltliche Gymnasien und 100 Staats-Mittelschulen (50 für Knaben, 50 für Mädchen) hinzuzufügen. Der Staat begab sich mit dieser Vorlage auf dasselbe Gebiet der freien Mitbewerbung, auf welchem die Geistlichkeit, gleichfalls nach dem Gesetz vom Jahre 1850, mit ihren bischöflichen Collegien den mittleren und höheren Staatsschulen bereits eine ausgebreitete Concurrenz wie auch auf dem Felde der Universitätsstudien eröffnet hatte.

Obwohl die belgische Regierung mit diesem Schritt ihren persönlichen Streit mit der Curie als beendet erklärte und auch die Geistlichkeit durch ihre Gründung eigner Schulen den gesetzlichen Boden der freien Mitbewerbung anerkannt hatte, so plagten sich der belgische Premierminister und der Staatssecretär der Curie doch noch einander mit einem nachträglichen Streit über den Gebrauch der beiderseitigen Waffen. Es war wie nach einer weltlichen Schlacht, wenn zwei vom Kampf ermüdete Armeen den Streit abbrechen und noch ein paar Kanonenkugeln mit einander wechseln; nur kam hier, im politisch-kirchlichen Zwist, das kriegerische Nachspiel auf den Vorwurf hinaus, daß der Feind, den Jeder im Anderen sah, überhaupt gekämpft und sich nicht von vornherein auf Gnade und Ungnade ergeben hatte. Die Frage, zwischen deren scheinbar endloser Noth der arme Anethan sich eingepreßt sah, drehte sich um das Problem, wie weit der Kriegsschrei des belgischen Episkopats gegen das neue Volksschul-Gesetz und die von demselben gegen Alle, die sich an der Ausführung desselben betheiligen würden, ausgesprochene Excommunication die Billigung Leo's XIII. gefunden hätten.

In der Hitze des Gefechts vergaß Frère-Orban, der Premierminister, sich selbst und die Verfassung seines Landes in dem Grade, daß er den Papst ersuchte, er möge zur Beruhigung des Kampfes auf die Vertreter seiner Sache in der Deputirtenkammer einwirken und ihnen die Fortsetzung ihrer Opposition widerrathen, bekam aber die Antwort zurück, der heilige Vater könne den Katholiken in der Kammer nicht Schweigen auflegen, noch ihnen verbieten, von ihrem constitutionellen Recht Gebrauch zu machen. Andererseits vergaß aber Leo XIII. auch einmal sein eigenes Interesse und seine sonst nicht unrichtige Würdigung der belgischen Verhältnisse, als er sich in einem Schreiben unmittelbar an den König von Belgien wandte und ihn bat, er möge dahin wirken, daß die Regierung freiwillig ein den thatsächlichen Verhältnissen und Bedürfnissen angeblich nicht ent-

sprechendes Gesetz (über die Errichtung von weltlichen Schulen) zurückziehe. Er verwarf damit die wirklich thatsächliche Lage der Dinge in Belgien, die seinen Interessen diente, und verurtheilte die Wurzel, aus welcher nach dem ausdrücklichen Zugeständniß Nina's die Freiheit zur Gründung katholischer Schulen entsprossen ist. Endlich gab er dem belgischen Ministerpräsidenten das Recht zur Anklage, daß er mit seinem Antrage das constitutionelle System bedrohe und an dessen Stelle zur Einführung des Absolutismus gerathen habe.

Das ist die Parallele, die uns bei der Würdigung von Bismarck's Verhandlungen mit der Curie nicht unwichtige Dienste leisten wird.

Das Zwiegespräch zwischen der belgischen Regierung und der Curie drehte sich ausschließlich um die kirchliche Frage. Frère Orban wünschte nur, Leo XIII. möge die Erhitzung der katholischen Deputirten in der Schulangelegenheit besänftigen und auch die Kampfeslust der belgischen Bischöfe etwas dämpfen. Als die Bischöfe die Vorlage des Volksschulgesetzes mit ihrem Anathema begrüßten, versicherte der Staatssecretär Nina dem Baron Anethan (laut der Depesche desselben vom 6. Februar 1879), „der Papst werde nach Kräften jeden Exceß in dem zu erwartenden Gegenkampf der Katholiken verhindern". Laut Depesche vom 17. März meinte der Sprecher des Vaticans, „es sei genug, daß der Papst den Bischöfen nicht zu Hilfe komme, aber die Haltung der Bischöfe selbst nur indirect oder in Betreff der Form, so bedauernswerth sie sein mag, mißbilligen, das können wir nicht." Nach des belgischen Barons Depesche vom 6. April 1879 erkennt der Vatikan die Nothwendigkeit einer Action zur Beruhigung der Gemüther an; laut Depesche vom 20. April aber, als die Kammerdebatten über das Schulgesetz bevorstanden, glaubt er über Rathschläge und Anempfehlung der Ruhe und Mäßigung nicht hinausgehen zu dürfen, und am 30. April erscheint ihm „jede weitergehende Intervention oder das Gebot des Stillschweigens als ein „Eingriff in die gesetzlichen Rechte der Katholiken; nur das könne der Papst nicht zulassen, daß die Geistlichkeit sich bei ihrer Bekämpfung der Gesetzvorlagen auf seine Autorität berufe."

Immer ist nur von dem kirchlich-politischen Gesetz, dem Anlaß des Streits, die Rede; dagegen beschwert sich der deutsche Reichskanzler in seinen Erlassen vom 20. April und 14. Mai 1880 an den Prinzen Heinrich VII. Reuß darüber, daß die Centrumspartei im preußischen Landtage und im Reichstage zu einer grundsätzlichen Opposition auf allen weltlich-politischen Gebieten z. B. der Eisenbahnfrage, beim Schanksteuergesetz, beim Feldpolizeigesetz und sogar

in der Existenzfrage des Militäretats fortgeschritten sei. Er erinnert daran, daß hohe und niedere Geistliche dieser Fraction angehören, die Andern unter priesterlichem Einfluß gewählt sind und, wenn selbst die Mitglieder des reichsten und vornehmsten Adels den socialistischen Reichsfeinden Beistand leisten, bei ihnen kein anderes Motiv denkbar ist als die Einwirkung der Beichtväter auf Männer und noch mehr auf die Frauen. Ein Wort von dem Papst, behauptet er ferner, oder von den Bischöfen, auch nur der discretesten Abmahnung, würde dem unnatürlichen Bunde des katholischen Adels und der Priester mit den Reichsfeinden ein Ende machen. Als das Centrum im Sommer des Jahres 1879 in der Tariffrage mit der Regierung stimmte, habe er aus dieser Annäherung das Vertrauen geschöpft, daß die preußischen Verhandlungen mit Rom mehr als früher Aussicht auf Erfolg hätten, und sei er denselben bereitwillig näher getreten. Dieses sein Vertrauen habe jedoch der Entmuthigung weichen müssen, als er in der folgenden Session des preußischen Landtags die betrübende Erfahrung machte, daß das Centrum in Angelegenheiten, die nicht entfernt das kirchliche Gebiet berühren, geschlossen die Regierung bekämpfte und jede reichsfeindliche Bestrebung unter seinen Schutz nahm.

Kurz, die Haltung des Centrums auch in rein politischen Angelegenheiten ist ihm der Maaßstab, nach welchem er die Gesinnung und die Neigung des Vatikans zu einem Entgegenkommen in der kirchlichen Angelegenheit beurtheilt. Die Macht des Papstes und sein Vermögen, das Centrum auf den rechten, reichsfreundlichen Weg in politischen Dingen zu lenken, will und kann er nicht bezweifeln; aber so lange derselbe nicht das entscheidende Wort spricht und die römisch-katholische Fraction für die innere Politik reichsfreundlich stimmt, sei an eine Nachgiebigkeit der preußischen Regierung nicht zu denken.

Von der Stellung des Centrums zu bürgerlichen Fragen, wie sie in der Besteuerung der Schankstuben, in der Waldgerechtigkeit oder in der Unterstützung einer Samoa-Compagnie vorliegen, hängt demnach der Fortgang der Kirchensache und das Urtheil über die Gesinnungen des Vatikans ab. Mit keinem Worte deutet aber Bismarck an, welche Zugeständnisse er für die Dienstleistungen des Papstes und für den Gehorsam der Centrumspartei gegen die politischen Anweisungen des Vatikans in Bereitschaft habe. Er stellt seine Forderungen, formulirt seine Bedingungen und übergeht seine Leistungen mit Stillschweigen.

Die politische Unterwerfung des Centrums durch den Papst beschäftigt ihn allein und er erwägt bei dieser Concentration auf die

weltlichen Interessen nicht die ganze Consequenz seiner jetzigen Forderung, noch die volle Bedeutung der hohen Rolle, die er dem Manne von Rom in den politischen Angelegenheiten Preußens und des gesammten Reichs übertragen will. Während die Maigesetze des Jahres 1873 dem Papst die Einmischung in die katholisch-kirchlichen Dinge Preußens verbieten und für immer unmöglich machen wollen, verlangt jetzt, wie auch der Abgeordnete v. Schorlemer-Alst in der Sitzung des preußischen Landtags vom 26. Juni 1880 treffend auseinandergesetzt hat, Bismarck, daß der Papst in die politischen und weltlichen Verhandlungen des preußischen Landtags einwirken soll, und behauptet sogar, daß der heilige Vater zu solcher Intervention von Amts wegen verpflichtet ist. Ja, die gesammten Bischöfe, Geistlichen und Beichtväter sollen als Beauftragte und Diener des Papstes den vornehmen römisch-katholischen Adel gründlich bearbeiten und wenn derselbe in der Schanksteuer- oder Waldpolizei-Frage sich gegen die Vorlage der Regierung aufbäumen wollte, ihn zur Raison bringen.

Bisher nahm man an, daß ein Abgeordneter die Interessen seiner Wähler und des Staates vertrete; derjenige, welcher die übernommene Verpflichtung zur Vertheidigung dieser Interessen nicht erfüllt, galt als eidbrüchig; wer, nach des römischen Dichters Ausdruck, sich von der drohenden Miene des Mächtigen seiner Amtspflicht abspenstig machen läßt, wurde als Förderer des Absolutismus und die ganze Art, die parlamentarische Maschine nach fremden Einflüssen in Gang zu setzen, als Scheinconstitutionalismus verurtheilt. Jetzt sollen aber die Bischöfe und Beichtväter, wenn sie vom Papst in regierungsfreundlichem Sinne umgestimmt sind, als die rechten Regulatoren des constitutionellen Triebwerks zur Anerkennung kommen.

Der Abgeordnete Gneist sprach noch ganz nach der alten bescheidenen Beschränkung des Zwistes, wenn er den Sinn der Regierung in der Landtagssitzung vom 29. Mai 1880 dahin erklärte, daß sie weiter Nichts wünsche, als „mit deutschen Bischöfen und mit deutscher Geistlichkeit zu verhandeln und überhaupt Personen vor sich zu haben, bei denen ein Verständniß und ein ernstes Interesse für die Lage der Kirche vorhanden ist.“

Wir wollen diesen Abgeordneten nicht in der Ueberzeugung stören, daß der Bischof von Ermland kein deutscher Geistlicher war und kein Interesse für seine Kirche hatte, weil er gegen die Ueberweisung des Religionsunterrichts an dem Gymnasium zu Braunsberg an einen sogenannten Altkatholiken protestirte. Wir wollen ihn auch in seiner Ansicht lassen, daß ein Deutscher in seinem Sinne auf einen

Wink der Regierung das Kirchendogma sofort aufgegeben und jenen altkatholischen Unterricht nicht gestört haben würde.

Aber an jenem Tage, als Herr Gneist das Wort nahm, hatten schon die Hauptredner des Centrums gesprochen, lagen die Actenstücke der Verhandlungen Bismarck's mit dem Pronuntius Jakobini der Einsicht des Publikums schon vor und hatten jene katholischen Redner bereits nachgewiesen, daß gegenüber der neuen Theorie Bismarck's der Ruf nach deutschen Geistlichen der Antiquität des Altfränkischen angehörte. Der moderne Ruf nach der päpstlichen Intervention in die weltlichen Geschäfte des preußischen Parlaments würde dasselbe der Herrschaft Roms unterwerfen und einen Römer zum Meister der preußischen und deutschen Gesetzgebung machen.

Ueberhaupt hätte der große Dialektiker des Landtages aus jenen Actenstücken ersehen können, daß sein Kummer über den rechten Verlauf des Kirchenzwistes gar nicht mehr zeitgemäß war. Unter diesen Urkunden ragt besonders die kurze, von dem Fürsten Hohenlohe, dem damaligen Stellvertreter des Fürsten Bismarck, unterzeichnete Depesche vom 5. Mai als ein lichtvolles Document hervor. Sie faßt alle Beschwerden, die der Reichskanzler in den vorhergehenden und in den folgenden Erlassen vom 14. und 21. Mai gegen das Centrum und den Papst erhebt, in gedrängter Kürze zusammen, aber sie zeichnet sich durch ein paar starke Ausdrücke und Sätze aus, wie sie nur in dem schließlichen Abbruch einer Verhandlung ihren Platz finden können. Erstlich schreibt der Fürst Hohenlohe, daß die Erklärung des heiligen Stuhls, wonach derselbe keinen Einfluß auf das Centrum besitze und es überhaupt nicht seines Amtes sei, sich in parlamentarische Geschäfte und in die inneren Angelegenheiten eines Landes einzumischen, „bei uns (in der preußischen Regierung) keinen Glauben findet."

Unmittelbar aber nach dieser Bezweiflung der Glaubwürdigkeit des Papstes wird dann der kaiserliche Botschafter in Wien beauftragt, dem Vertreter des Vaticans bemerklich zu machen, „was wohl, wenn der Papst wirklich keinen Einfluß auf das Centrum habe, der weltlichen Regierung dann eine kirchliche Verständigung helfe, die ihn zufriedenstelle." Offener konnte die Reihenfolge der Interessen, um welche es sich für die weltliche Regierung in ihren Verhandlungen mit der Curie handelte, nicht gezeichnet werden. In erster Linie stand die Umwandlung des Centrums in eine Regierungspartei und seine Verschmelzung mit den Conservativen zu einer mächtigen Mittelpartei, deren Gefolgschaft den Reichskanzler von den zerfallenden und immer unsicherer

werdenden Nationalliberalen unabhängig machen würde; der Kirchenfriede dagegen war nur eine Nebensache und es war bei alledem noch sehr die Frage, ob er für Centrum und Curie ganz zufriedenstellend ausfallen würde, wenn einmal die Zähmung der katholischen Fraction zu Stande gekommen wäre.

Den bedeutendsten und einen Abschnitt bezeichnenden Reden Bismarck's hört man es an, daß er das Thema oft in seinem Haupt hin und her gewälzt, in Gesprächen mit seiner nächsten Umgebung, auch in schlaflosen Nächten oder beim unbewachten Hinundhergehen in seinem Arbeitsgemach die Kraftstücke seiner Lösung wie ein Vulkan hingeschleudert hat. Nach einem Ausdruck, den uns sein Tiro und Amanuensis, Dr. Busch, aus der Zeit der Beklommenheit während der Belagerung von Paris aufbewahrt hat, liegen ihm solche Fragen wie ein Alp „auf der Brust, daß er nicht athmen kann". Wie es solche intensive Vorübung zu einem Schlage mit sich bringt, gewinnt er in ihr immer schon die nachdrücklichsten Worte, ganze Sätze oder die glänzendsten Wendungen des Gefechts.

Die berühmte Rede gegen das Centrum, die wir an diesem Orte erwähnen müssen, in der Reichstagssitzung vom 8. Mai 1880, ist in ähnlicher Weise in längeren Vorübungen entstanden, das gewonnene Material mit den bedeutendsten Kraftstellen hat jedoch zu gleicher Zeit in den Erlassen an den Prinzen Reuß und zur Mittheilung an den Pronuntius Jakobini seine Verwerthung gefunden. In Wien spielte die Behauptung jener Rede, daß die Haltung des Centrums gegenüber der preußischen Regierung derselben das Wahrzeichen der römischen Absichten und der Barometer für das ist, was sie vom heiligen Stuhl zu erwarten hat, eine Hauptrolle. Kommt doch selbst in diesen Erlassen die Klage derselben Rede vor, daß der Reichskanzler sich durch das reichsfeindliche und antipreußische Auftreten des Centrums ermüdet fühlt.

Indessen verlohnt es sich zur Klärung der damaligen Situation und zur richtigen Abschätzung ähnlicher Klagen und Drohungen Bismarck's wohl der Mühe, seine Klage von jenem 8. März, daß er „müde, todtmüde" sei und, wenn das Centrum sammt den mit ihnen verbündeten Parteien nicht ihre Ansprüche mäßigen, die ihm aufgebürdete Last nicht mehr werde tragen können, einmal näher ins Auge zu fassen. Er brachte diesmal die römisch-katholische Opposition mit einem weltlichen Körper in eine Gruppe zusammen. Der Reichstag war soeben in die Berathung der revidirten Elbschifffahrtsacte vom 7. März 1880 eingetreten und Delbrück hatte im Namen der

Commission gesprochen, welche für die Verlegung der Zollgrenze auf der untern Hälfte der Elbe die gesetzliche Mitwirkung des Reichstags beantragte. Bismarck wies aber sofort nach Delbrück's Rede auf das entschiedenste jede Einmischung des Reichstags in dieser Angelegenheit zurück, bestritt auch die Angemessenheit einer Entscheidung von Fragen des Verfassungsrechts durch eine Bundesraths-Majorität und wollte am wenigsten etwas davon wissen, daß Preußen, welches den Antrag auf die Veränderung der Zollgrenze auf der Unterelbe im Bundesrath eingebracht hatte, in die Minorität versetzt werden dürfe. Gegen diese Möglichkeit hatte er sich mit den ernstlichen Drohungen bewaffnet und erklärte zuletzt, wenn der Reichstag sein „bedenkliches Spiel" in dieser Frage fortsetzen wolle, er seinerseits „sich vor Bedenklichem nicht scheuen und davor zurücktreten werde, — jetzt so wenig wie früher." „Ich sage das, fügte er hinzu, in vollem Bewußtsein der ganzen Geschichte, die ich seit dreißig Jahren durchlebt habe."

Diese Erinnerung an seine diplomatische Vorbereitung der neuen Aera, an die Jahre der Conflictzeit und an alle die Würmer, deren unsterbliches Leben er gepflegt hat, bis sie ihre Hülle durchbrachen und das Tageslicht sahen, ist das Kriegerischste, was er bisher gesprochen hat. Das klang nicht nach äußerster Ermattung, noch nach Abdankungs-Gedanken, versprach vielmehr die strengste Fortsetzung des Kampfes.

Daß bei dieser Gelegenheit auch das Centrum unsanft berührt wurde, hatte es allein der Reichsfeindlichkeit seiner Bestrebungen zu verdanken. Dem Kanzler kam es, nach seiner eignen Angabe, in der reichhaltigen Rede vom 8. Mai darauf an, von der allgemeinen Ermattung der früheren Begeisterung für die deutsche Einheit und Macht des Reiches Zeugniß abzulegen. Hamburg mit seinem Protest gegen die neue Zollgrenze, sammt den Verbündeten seines Aufstandes im Reichstag und Bundesrath, war ihm eine Flanke dieser particularistischen Armee; aber die Centrumspartei nennt er geradezu den „Hauptgegner seiner Reichspolitik"; es ist der „Belagerungsthurm, welcher der Regierung ununterbrochen kampfbereit, angriffsbereit gegenübersteht und auf welchen die Verbündeten der andern Parteien hinaufspringen, um von diesem Thurm aus den Mauerbrecher gegen die Regierung einzusetzen. War doch bei der Abstimmung über Samoa genau die Hälfte der Majorität vom Centrum gestellt, 64 von 128."

Es ist kaum möglich, im Ernst die Frage zu erörtern, ob eine Fraction reichsfeindlich ist, wenn sie sich nicht für die Reichsunter-

stützung einer mißlungenen Samoa-Unternehmung begeistern oder für eine neue Besteuerung der Schankgeschäfte erwärmen kann. Sehr wohl ist es dagegen erklärlich, daß die Centrumspartei dem Kanzler oft unbequem ist und seinen Unwillen reizt, da sie die stärkste, geeinigtste und am besten disciplinirte Fraction ist, während die andern Gruppen entweder nur eine geringere Anzahl von Gliedern besitzen oder wie die Nationalliberalen und Conservativen durch ihren innern Zwiespalt geschwächt sind. Allein der Kanzler hätte seine Nachtwachen, statt sie sich, wie er in jener Mairede erzählt, durch die Erinnerung an das Wort eines großen Staatsmanns über den nicht zu sättigenden Haß der Parteien gegen einen zu lange regierenden Minister zu verkürzen, doch auch einmal der Frage widmen sollen, wer das Centrum eigentlich concentrirt, auf sich selbst zusammenpreßt, die Neigung einzelner seiner Mitglieder zu andern Parteien unterdrückt, und ihm schließlich eine bedeutende Stellung in dem Andenken der Geschichte verschafft hat. Die Erfindung des Culturkampfs hat dieses parlamentarische Wunder zu Stande gebracht; möge sich der Kanzler daher bei Bennigsen, Sybel, Virchow für die Leistung bedanken, die ihm sein Reichswerk erschwert hat. Möge er, statt den Particularismus des Centrums anzuklagen, sich an die Gesetzgebung halten, welche die katholische Partei, indem sie ihr Ausnahmegesetze auflud, auch zu einer Ausnahmestellung zwang und dadurch allerdings das Reich in seinem Innersten beschädigte. Endlich möge er bei dieser Revue der letzten zehn Jahre nicht übersehen, daß er durch das Gewicht, welches er mit der Kraft seines Willens und Wortes in jenen Kampf warf, dem entschlossenen Widerstand des Centrums die Bedeutung eines Kampfes für die Freiheit des Gewissens erworben hat.

Was wir in den oberen Zeilen aus dem Depeschenwechsel zwischen Berlin und Wien anführten, entspricht jenem Austausch von kriegerischen Abschiedszeichen, welche der belgische Gesandte und der Staatssecretär Nina nach der eigentlichen Schlacht einander zukommen ließen. Die von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" mitgetheilten Actenstücke beginnen in dem Augenblicke, wo der Abbruch der Verhandlungen soeben geschehen ist und dem Pronuntius zur Kenntniß gebracht wird.

Der preußische Geheimerath Hübler, der als kirchenrechtlicher Fachmann während des Winters dem Prinzen Heinrich Reuß in seinen Besprechungen mit dem Vertreter der Curie zur Seite stand, war nach Berlin wieder zurückgekehrt. Die Frucht dieser Verhandlungen kennen wir schon aus den damaligen Zeitungen; sie ist das

von dem Papst Leo an den, seines Amts entsetzten und im Ausland weilenden Erzbischof Paul Melchers unter dem 21. Februar 1880 erlassene Breve. Der Papst ging in diesem Schriftstück von der Ueberzeugung aus, „daß zwischen der kirchlichen und weltlichen Gewalt ein dauerndes Einvernehmen bestehen kann, wenn nur von beiden Seiten der geneigte Wille, den Frieden aufrecht zu halten oder, wo es nöthig ist, wieder herzustellen, nicht fehlt.“ Zum Beweis, daß er entschieden diesen Willen hegt, trägt er nun kein Bedenken, „dem Erzbischof zu erklären, daß er, um dieses Einvernehmen zu beschleunigen, dulden wird, daß der preußischen Staatsregierung vor der kanonischen Institution die Namen jener Priester angezeigt werden, welche die Bischöfe der Diöcesen zu Theilnehmern ihrer Sorgen in der Ausübung der Seelsorge wählen.“

Diese Anzeige hatten die Bischöfe seit dem Beginn der Maigesetzgebung unterlassen, denn erstlich war von dem Oberpräsidenten der betreffenden Provinz, bei dem sie einzureichen war und der mit dem Recht des Widerspruchs bekleidet ist, zu erwarten, daß er die Reichsfreundlichkeit des ernannten Geistlichen nach dessen Stellung zu den neuen Gesetzen beurtheilen würde. Sodann stand über jeden Recurs gegen den Bescheid des Oberpräsidenten dem kirchlichen Gerichtshof, dieser Krönung des maigesetzlichen Gebäudes, die oberste Entscheidung zu. Jede Anzeige hätte demnach die Anerkennung der gegen die alten Kirchengesetze gerichteten Landtagsgesetzgebung und die Unterwerfung unter die höchste Instanz in sich enthalten.

Wir können nach den öffentlichen Reden mehrerer Mitglieder dieses gerichtlichen Senats, z. B. eines Gneist, beurtheilen, wie weit sie mit in die Bedeutung des Protestantismus und des katholischen Systems eingedrungen sind. Ihre Vorliebe für die Döllinger'sche Lichtwelt ist bekannt, und danach sind auch ihre Urtheile über die rechtmäßige Berufung eines altkatholischen Religionslehrers, oder über die Anstellung eines Staatspfarrers, der mit seinen Beichtkindern nur durch die erzwungene Einnahme für eine Begräbnißstelle auf „seinem“ Kirchhof zusammenkommt oder das Amtseinkommen fern von seiner katholischen Gemeinde am häuslichen Heerd seiner angetrauten Frau verzehrt, zu erklären. Unter dem Titel der öffentlichen Ordnung macht der Gerichtshof die Maigesetze gegen Bischöfe, Geistliche und Gemeinden geltend.

Der Abgeordnete Schröder (Lippstadt) hat in der Landtagssitzung vom 11. Januar 1879 darauf hingewiesen, daß die Beisitzer dieser Behörde ihre Obliegenheiten als Nebenamt betreiben, zum Beweis, daß ihre Verrichtungen kein Kopfzerbrechen erfordern. Ihr

Geschäft ging nur darauf hinaus, die Handlungen eines Geistlichen mit ihrer eigenen aufgeklärten Culturfreundschaft und mit ihren reichsfreundlichen nationalen Ueberzeugungen zusammenzubringen und je nach diesem Zusammentreffen das Facit zu ziehen. Die Leichtigkeit ihrer Arbeit und das geringe Resultat derselben erinnert an jenen Vorsitzenden des Obercensurgerichts der Jahre 1843 und 44, der auf die Beschwerde eines Buchhändlers über die Verschleppung einer Sache erwiderte, er habe für seine Funktionen nur die Nebenstunden.

Am 29. März, mit welchem Datum der publicirte Depeschenwechsel zwischen Wien und Berlin beginnt, wußte der Pronuntius Jacobini noch Nichts davon, welche Aufnahme das Breve Leo's in Berlin gefunden hatte. Schon am 14. jenes Monats hatte er bei dem Prinzen Reuß über diesen wichtigen Punkt nachgefragt; am 29. kam er wieder, erneuerte seine Frage, hörte wieder Nichts von den Beschlüssen der preußischen Regierung, meldete aber nach einer Mittheilung des Staatssecretärs Nina, daß der heilige Vater die in Aussicht gestellte Instruction an die Bischöfe ohne Verzug erlassen werde, indessen vorher darüber Auskunft wünsche, ob die königliche Regierung die Schreiben der sowohl noch anwesenden als auch im Auslande befindlichen Bischöfe mit der Anzeige der von ihnen für die erledigten Pfarren zu ernennenden Priester wohlwollend annehmen, jenen Bischöfen eine allgemeine Amnestie gewähren und die preußische Gesetzgebung mit den Grundsätzen der katholischen Kirche in Uebereinstimmung bringen wolle.

Erst aus der Depesche des Prinzen Reuß vom 15. April erfahren wir, daß der Pronuntius von dem preußischen Ministerialbeschluß, welcher der Angelegenheit eine neue Wendung gab, Kenntniß erhalten, denselben nach Rom geschickt, indessen von der dortigen Ansicht noch Nichts erfahren hatte. Er selbst glaubt, ohne zu irren, den Eindruck des unerwarteten Beschlusses auf dem Vatican als einen „ungünstigen" bezeichnen zu dürfen; es scheint demnach, daß der Vertreter der Curie erst vor Kurzem das Berliner Ereigniß erfahren hatte. Am 18. suchte er den kaiserlichen Botschafter wiederum auf und theilte ihm mit, daß nach einer zuvor erhaltenen Zuschrift des Cardinals Nina der preußische Ministerialbeschluß auf den heiligen Vater „den allerpeinlichsten" Eindruck gemacht habe. Der Pronuntius selbst erklärte, daß auf dem von der preußischen Regierung eingeschlagenen Wege der Kirche die Garantie für die Erhaltung und Dauer der jetzigen guten Dispositionen dieser Regierung fehlen und bei dem Mangel einer legalen Regelung des Verhältnisses der römischen

Kirche Alles von einer „discretionären Vollmacht" der weltlichen Verwaltung abhängen würde. Dabei gab er deutlich zu erkennen, daß er einen „gänzlichen Abbruch der Verhandlungen" befürchte.

Der preußische Ministerialbeschluß, dessen Intervention für die ganze Angelegenheit entscheidend war, datirt vom 17. März 1880. Bei aller Anerkennung der im Breve vom 24. Februar an den Tag gelegten „friedlichen Gesinnung" des heiligen Stuhls, geht er, während die Curie auf eine Kundgebung der preußischen Regierung in Folge des päpstlichen Entgegenkommens noch bis zum Ende des März wartet, von der Ansicht aus, daß der römischen Manifestation vom 24. Februar, so lange „die Erfüllung der gesetzlichen Anzeigepflicht" noch nicht durch bestimmte Anordnungen gesichert ist, „erst nur ein theoretischer Werth beigemessen" werden könne. „Demgemäß" will die preußische Regierung, sobald sie „den sichtlichen und in Thatsachen ausgedrückten Beweis der versöhnlichen Absichten Seiner Heiligkeit in Händen hat, sich bemühen, von der Landesvertretung Vollmachten zu gewinnen, welche ihr bei Anwendung und Handhabung der einschlagenden Gesetzgebung freiere Hand gewähren."

Allein, um es noch einmal zu sagen, sie ist auf das Angebot der Curie stumm geblieben, hat trotz Jakobini's Ersuchen kein Gegengebot geliefert, die Verhandlungen nach dem Entgegenkommen Leo's XIII. fallen lassen, ja, durch den Ministerialbeschluß vom 17. März unterbrochen. Und dann ist sie mit der Vorlage vom 19. Mai an den preußischen Landtag hervorgetreten, ehe ihr die in jenem Beschluß erwarteten thatsächlichen Beweise von dem praktischen Entgegenkommen der Curie in der Hand lagen, — Beweise, die nach ihrem Abbruch der Verhandlungen nicht einmal geliefert werden konnten.

Der Sinn, in dem sie mit jenem Beschlusse die große, auf Preußen und damit auch auf dem Reiche lastende Angelegenheit zu erledigen gedachte, hat sofort in dem Erlaß Bismarck's vom 20. April seine Deutung erhalten. Neben den beständigen, auch in den letzten Mai-Erlassen wiederholten Klagen, daß die hartnäckige Opposition des Centrums selbst in Samoa-, Schankſteuer- und Waldpolizei-Sachen nur aus der Zulassung der Curie erklärlich sei, schreibt der Kanzler in jener Depesche: „Wenn man geglaubt hat, daß wir nicht bloß abrüsten, sondern unsere Waffen im Wege der Gesetzgebung vernichten wollten, so hat man uns eine große Thorheit zugetraut, wozu ich durch keine meiner Aeußerungen Anlaß gegeben habe."

Nach seiner Art, mit der Offenherzigkeit seiner Beiträge zur Belebung der bei ihm veranstalteten parlamentarischen Abendgesellschaften

Feinde zu schrecken und ängstliche Anhänger zu beruhigen, erklärte er in einer solchen Soirée am 4. Mai: „wir wollen den Frieden mit der Kirche, wir wollen die Möglichkeit, die Gesetze, welche den Schutz des Staats gegen Uebergriffe der Kirche bewirken, milde anwenden oder ganz ruhen lassen. Wir wollen die Waffen auf dem Fechtboden niederlegen, aber weggeben wollen wir sie nicht." Die deutlichste Erläuterung der damals bevorstehenden Gesetzesvorlage preßte ihm aber die Besorgniß des Abgeordneten Völk für den Bestand der Maigesetzgebung ab und er tröstete dieses schwache Gemüth mit den Worten: „wir haben es eben mit einer anderen Nummer versucht, aber verlassen Sie sich darauf, es wird derselbe Faden gesponnen."

Schade, daß Fürst Hohenlohe, der in seiner Depesche vom folgenden Tage an den Fürsten Reuß doch das Aeußerste gegen den Papst wagte, den kaiserlichen Botschafter in Wien bei alledem nicht ermächtigen konnte, den Pronuntius der Curie auch noch mit dieser Offenbarung zu erfreuen. Auf diplomatischem Boden wäre damit die Offenherzigkeit freilich doch etwas zu weit getrieben gewesen.

Die parlamentarischen Verhandlungen über die Abänderung der Maigesetze begannen im Abgeordnetenhause am 28. Mai und schlossen mit der Berathung des Herrenhauses vom 3. Juli. Letzterem schilderte der Berichterstatter der betreffenden Commission die Gestalt des jetzigen Gesetzes folgendermaßen: es hebt die Bestimmung, wonach Religionsdiener durch den weltlichen Gerichtshof aus ihrem geistlichen Amte entlassen werden können, auf und beschränkt die Entlassung auf die Unfähigkeitserklärung zur Ausübung des betreffenden Amtes; es hebt ferner das Verbot der geistlichen Hilfeleistung in erledigten und behinderten Pfarreien für alle gesetzmäßig angestellten Geistlichen auf und erleichtert außerdem die Thätigkeit den Krankenpflegerorden. Neben diesen definitiven Abänderungen der bisherigen Gesetze legte es bis zum 1. Januar 1882 discretionäre Befugnisse in die Hand der Staatsregierung, namentlich die Vollmacht, bei Ernennung von Bisthumsverwesern von dem für dieselben vorgeschriebenen Eide abzusehen, sowie für einzelne ganze Sprengel die Staatsleistungen auch in Fällen wieder aufzunehmen, wo die von der Kirche perhorrescirten desfalls gesetzlich bestimmten Voraussetzungen nicht erfüllt sind.

Mit anderen Worten: die neue Nummer des Fadens wird jetzt von Einem Manne, einem einzigen Mann, dem Oberpräsidenten der gerade von einer kirchen-politischen Frage betroffenen Provinz gesponnen. Dieser Mann ordnet die Kirchenpolitik seiner Provinz

nach der Stimmung und Gesinnung des jeweiligen Ministers und Kanzlers; er hat den Recurs zur Entscheidung des weltlich-kirchlichen Gerichtshofes zur Verfügung und kann für einzelne Sprengel, auch für einzelne Geistliche mit dem Vorbehalt des Widerrufs, die Wirkung des Sperrgesetzes hemmen; ihm steht das für die Pfarrgeistlichkeit bestimmte Gehalt zu Gebote und er kann aus demselben die politische Gesinnung und das Verhalten der Sprengel bei Landtagswahlen belohnen. Kurz, ihm steht nach discretionärem Befinden die Macht zu, das Ansehen der Staatsgewalt zur Geltung zu bringen und das Centrum je nach dessen parlamentarischem Benehmen zu bestrafen und zu lähmen.

Die Centrumspartei verwarf die ganze Vorlage bei der definitiven Schlußabstimmung, nachdem besonders der vierte Artikel derselben, den sie für den Kern und wichtigsten Punkt des ganzen Gesetzes erklärte, daß einem auf Grund der Maigesetzgebung durch gerichtliches Urtheil aus seinem Amt entlassenen Bischof von dem Könige die staatliche Anerkennung als Bischof seiner früheren Diöcese wieder ertheilt werden kann, gefallen war. Ein zwischen den Conservativen und Nationalliberalen abgeschlossener Compromiß hatte den Artikel auch in der Form, die er nach dem Beschluß der zweiten Lesung erhalten hatte, zu Falle gebracht.

Es ist ungewiß, wie weit der Reichskanzler von vornherein für die Amnestirung der vom Amt entfernten und flüchtigen Bischöfe entschieden war. Die Zeitungsberichte über jene parlamentarische Soirée vom 4. Mai melden, er habe sich für die Rückberufung der Bischöfe ausgesprochen. Der Abgeordnete Windthorst dagegen behauptete beim Beginn der Landtagssitzung vom 28. Juni, nachdem der Bund der Nationalliberalen und Conservativen zu einer Thatsache geworden war, daß dieser Compromiß ein Werk Bismarck's und gegen das Centrum gerichtet sei, um dasselbe durch die Verwerfung des ganzen Gesetzes als die wahren Friedensstörer hinzustellen. In seinem Argwohn berief sich Windthorst auf die mit der Gesetzesvorlage gleichzeitige Veröffentlichung des diplomatischen Feldzugs gegen das Centrum, auf den Geist des ganzen Gesetzes und auf dessen Ueberweisung der Ausführung „in die Hand eines einzigen sterblichen Menschens", um zu bestätigen, daß man ein solches Gesetz überhaupt nicht aus der Hand des Centrums haben wollte.

Allein die ganze Stimmung und Situation der Zeit war nicht dazu geschaffen, den inneren, wüsten Tumult der Geister, ihr maigesetzliches Hasten am Zwang und ihre geringe Vorstellung von Cultur

und Freiheit durch ein einfaches, aufrichtiges und großes Wort zu lösen. Von der Möglichkeit einer Amnestirung der Bischöfe hatte man endlich gar keine Vorstellung. Sybel bedung sich im Laufe der Debatten vor Allem eine Abbitte von Seiten dieser Geistlichen aus, die sich in der Gluth der maigesetzlichen Bedrängniß ihren Widerstand zur Ehre ihres Lebens anrechneten; ebensowenig wußte man sich eine königliche Begnadigung ohne die vorhergehende Abbitte dieses rühmlichen Vergehens zu denken. Der Unklarheit und inneren Verworrenheit der nationalliberalen und conservativen Geister kam des Justizministers staatsrechtliche Beschränkung des königlichen Begnadigungsrechtes eben recht zu Statten.

Der angemessene Schlußact zu dem tiefen, allein durch die Ausführungen der Centrumsführer erhellten Duster der kirchlich-politischen Debatten des Landtags war das Kölner Dombaufest am 15. October. Da war Pracht, Glanz, Prunk der colossalen Aufzüge, — Alles in der Massenhaftigkeit und Buntheit, wie es gegenwärtig allein in Deutschland und Oesterreich zu öffentlichen Demonstrationen üblich und erforderlich ist. Und inmitten dieser Ansammlung von weltlicher Herrlichkeit und blendendem Schein empfing und begrüßte an der Spitze des Dom-Kapitels der fast achtzigjährige Domdechant, Weihbischof Baudri, in seinem Gotteshause den kaiserlichen Vollender des Dombaues „allerunterthänigst und ehrerbietigst in Abwesenheit des Erzbischofs". Der Weihbischof selbst war wegen wiederholten Widerstandes gegen die Maigesetze bestraft und ihm sein Einkommen aus Staatsmitteln sammt Wohnung entzogen worden. Die Illumination des Domgebäudes beleuchtete eine Stadt, in welcher während des Culturkampfes die Zahl der Domherren und Domvicare theils durch den Tod, theils durch Krankheit und übermäßige Anstrengungen gelichtet waren. Aehnlich stand es mit den Stadtpfarrern und soweit der Schein der Festlichter auf das nahe Land reichte, erhellte es auch eine Anzahl verwaister Pfarreien. Der Festjubel bewegte sich unter Ruinen und als er mit seiner Flüchtigkeit verrauscht war, standen die Trümmer wieder in ihrer nackten Blöße da.

In jener Landtagssitzung vom 11. Januar 1880, in welcher der Vertreter Lippstadts die winzige, aber einflußreiche und weitgreifende Thätigkeit des kirchlichen Gerichtshofes schilderte, nahm auch Windthorst das Wort und wies darauf dahin, wie er und seine Freunde „überall und immer für die Freiheit der Kirche eintreten und er selbst in solchem Fall gern Veranlassung nehme, für die Freiheit und Unabhängigkeit der evangelischen Kirche von den Einwirkungen der politischen

Körperschaften einzutreten." Das rührte das Herz eines conservativen Abgeordneten und derselbe stöhnte, „wenn er und seine Freunde erst einmal aus der Zwangslage des Culturkampfes befreit sein würden, dann würden sie auch der Selbstständigkeit der katholischen Kirche gerecht zu werden suchen."

Das Wort „Zwangslage" war richtig und traf die Sache, aber der Conservative übersah nicht vollständig, wie weit und wie tief der Zauber des Zwangs, unter dem er zu stehen glaubte, in sein Inneres griff und ihn in der Gewalt hatte. Vielleicht, wenn wir seine unklaren Empfindungen zu deuten versuchen, dachte er daran, daß seine evangelische Kirche mit ihren kleinen inneren Zwisten gleich der römischen Corporation unter der Aufsicht und Oberhoheit des kirchlichen Gerichtshofes steht; wahrscheinlich meinte er, der Culturkampf sei einmal ein Schicksal, welches durch die Gewalt der Umstände über beide Kirchen gekommen sei und bis zur Erweichung und Erschöpfung dieser Fügung durchgekostet und ertragen werden müsse. Aber hinter diesen schwachen Gedanken und Gefühlen stand doch die stärkere Empfindung der Fremdheit, die für ihn das Römerthum hatte, und vor Allem seine evangelische Ueberzeugung, daß die Staatsmacht auch dieses angebliche auswärtige Gewächs wie das angeborne evangelische Wesen in seiner Gewalt haben müsse. Erst, wenn die römische Kirche sich ganz gebeugt und der obersten Sorgfalt und dem väterlichen Walten der Staatsmacht unterworfen hätte, wollte der Conservative ihr die Freiheit vom überflüssig gewordenen Zwange zugestehen. Aus den Reihen der conservativen Landtagsparteien sind seit ein paar Jahren manche Wünsche für die Beendigung des Culturkampfes und für die Milderung des Drucks auf die katholischen Geistlichen und Gemeinden lautbar geworden, aber über keines Einzigen Lippe ist nur ein einziges klares Wort für die wirkliche Freiheit eines Cultus, über den die Staatsmacht doch keine Macht besitzt, gekommen.

Die national-liberale Partei befindet sich in derselben Zwangslage wie ihre conservativen Nachbarn, unterscheidet sich jedoch von denselben durch eine größere Uebung und Ausbildung der Sprache, mit der sie ihr Gefängniß vertheidigt. Sie versteht es, Redeblumen zu einem Kranz zu flechten und den Kerker auszuschmücken.

So machte der Abgeordnete Miquel in der Landtagsverhandlung vom 26. Juni 1880 über die kirchen-politischen Gesetze ein wahres Aufsehen durch den Muth, mit dem er die der Staatsregierung von der Gesetzesvorlage bestimmten discretionären Vollmachten angriff. Allein von vornherein mißfiel ihm an denselben nur ihre schwankende

und unsichere Fassung und besonders war es ihm bedenklich, diese unvollkommen definirten Machtmittel zur Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche dem jeweiligen Ministerium in die Hand zu geben und eine wichtige Angelegenheit „der politischen Convenienz nach den schwankenden Anschauungen der einzelnen Minister" zu überlassen. Den, indessen von der Maigesetzgebung längst beseitigten Artikel 15 der preußischen Verfassung wollte er auch nicht zurückhaben und sah in dem Verblichenen nur „nackte Phraseologie" wie der verstorbene von Gerlach früher die Grundbestimmungen dieser Verfassung auch nur „Monologe" nannte und Schulze-Delitzsch die Vertheidigung der Grundrechte für Preß- und Vereinsfreiheit, deren Einfügung in die deutsche Verfassung das Centrum am 1. April 1871 verlangte, unzeitgemäß nannte und Treitschke dieselben Grundrechte als das Spielwerk der Kinderzeit von 1848 bei Seite warf.

Nein! Miquel wollte es ganz Anders haben. Er konnte es dem Landtage nicht stark genug einprägen, wie sein Reglement, mit welchem er die Verhältnisse des Staats zur römischen Kirche geordnet sehen wollte, ganz klar, ganz bestimmt sein, das Detail organisch und dauernd regeln müßte. Leider zog er dieses Muster eines Polizeireglements nicht fix und fertig aus der Tasche und die Zukunft wird von einem solchen russisch-polnischen Ukas gewiß auch verschont bleiben.

Nicht einmal für ihre particulären evangelischen Interessen kann sich die nationalliberale Partei ohne Zwangslage und Staatsintervention denken. In diesem Sinne erinnerte die „Nationalzeitung" am 5. Juni 1881 an die kurfürstlichen und königlichen Edicte und Auflegung von Strafen, durch welche die brandenburgischen und preußischen Monarchen die lutherischen Pastoren zum Frieden mit den Reformirten gezwungen und die spätere Proclamation der Union durch Friedrich Wilhelm III. vorbereitet haben. Es ist sehr erklärlich, daß der große Kirchenrechtslehrer und als Ordinarius der Juristenfakultät zu Halle im Jahre 1749 verstorbene Justus Henning Böhmer im Interesse der Toleranz und in Folge der Anregung, welche der kritische Pietismus seiner Zeit gegeben hatte, sich gegen das priesterliche Collegialsystem für das Territorialsystem entschied. Aber jetzt, nachdem, wie ich meiner Schrift über den „Einfluß des englischen Quäkerthums auf die deutsche Cultur" (1878) nachgewiesen habe, Wissenschaft und Forschung die Arbeiten des Pietismus zur Vollendung geführt haben, die Intervention des Staats noch anzurufen, das ist zu viel.

Allerdings glaubte sie zu dieser Anrufung der, nach ihrer Ansicht in diesen Dingen entscheidenden obersten Macht allen Grund zu haben. Sie hatte Jahre lang ihr Publikum von der Noth unterhalten, welche die Berliner Jakobi-Gemeinde und die von derselben berufenen Pfarrer von dem Oberkirchenrath zu leiden hatten. Zuletzt suchte sie (am 31. October 1880) das Herz ihrer Leser für den armen Tropf zu erwärmen, der, von der Dorotheenstädtischen Kirche zum Prediger erwählt, im Examen vor dem Consistorium der Provinz, als seine Ansicht über den apostolischen Ursprung der Bücher des neuen Testaments zur Sprache kam, endlich erklärte, daß ihm in diesem Punkte noch Manches eine offene Frage sei und er überhaupt zugebe, daß er mit seiner theologischen Ausbildung noch nicht abgeschlossen habe.

Und doch hatte sie ein Jahr vorher, im Feuilleton des 4. October 1879 solche, ihre eigene Ruhe und die bürgerliche Zufriedenheit ihrer Leser störenden Dinge für Angelegenheiten erklärt, die den Meisten derselben „fernliegen".

Karl Frenzel, der Verfasser des Feuilletons, war der Muthige, der alle Fragen nach Bibelwundern und Ursprung der heiligen Bücher, das damalige Zeitthema der Berliner Bürger und die Marter der zur Jacobikirche Berufenen, so leichthin behandelte, während diese kirchlichen Dinge den oberen Raum seines Blattes ausfüllten. Ich hatte ihn, nachdem er im Juli 1877 meine Schrift: „Christus und die Cäsaren" wohlwollend angezeigt, aber meine historische Erklärung des Christenthums als ein Product „meiner Gedankenfabrik" charakterisirt hatte, freundlich bei der Hand genommen und in meiner, seiner Belehrung besonders gewidmeten Schrift: „das Urevangelium" (1879) durch eine beinahe zweitausendjährige Entwickelung der kritischen Forschung hindurchgeführt. In London machte ich mit ihm Halt und zeigte ihm das Gefängniß, in welchem am 27. Januar 1733 Thomas Woolston starb, weil er die ihm wegen seiner sechs „Discurse über die Wunder unsers Heilands" gerichtlich zuerkannte Geldbuße nicht zahlen konnte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß dieser Mann, der in seinem Fache mehr war als Lessing mit seinem „Anti-Goeze", den Quäkern für ihre Umwandlung der biblischen Wunderberichte zu Symbolen ihrer innern Seelenkämpfe, ihrer eignen Abtödtung, Weltentsagung und Auferstehung die kritische Grundlage geschaffen hat. Und doch nennt er Alles Das, was ich ihm auf der großen Wanderung durch die Jahrhunderte und Jahrtausende erläutert und anschaulich gemacht habe (in seiner sonst sehr wohlwollenden Anzeige meiner

gelehrten Reisebeschreibung), (Nationalzeitung vom 4. October 1879) „fernliegende Dinge."

Vielleicht kommen Karl Frenzel sammt der „Nationalzeitung" allmählich dahinter, daß diese Dinge die massiven Quadern sind, über welche die Berliner kirchlichen Wähler fallen, auf welche die Pfarrbewerber von Oberkirchenrath und Consistorium gestoßen werden und von deren Wucht die „Nationalzeitung" auch durch keine Territorialmacht befreit werden kann.

Nun noch ein Wort an den Abgeordneten Virchow. Dieser Romkämpfer verfehlte nicht, auch in der Revisionsdebatte das Wort zu nehmen. Die (katholische) Kirche, sagte er in der Landtagssitzung vom 21. Juni 1880, — „ihr Wesen ist die Intoleranz. Wir sind deshalb außer Stande, diejenige Kirche als für uns maßgebend anzuerkennen, welche die Principien der Intoleranz offen predigt, welche uns gegenüber mit der Prätension auftritt, daß sie jedes einzelne Gemüth beherrschen will." Also auch uns? Jedes einzelne Gemüth? Immer auch uns? Haben wir, was uns betrifft, nicht auch ein Wort mitzusprechen? Kann es den Protestanten afficiren, was die römische Kirche mit ihm, gegen ihn, in Bezug auf ihn denkt und will? Sind wir Wächter, Hüter und Polizisten über die Gedanken der römischen Kirche, soweit sie sich auf uns beziehen? Reichen sie deshalb in unser eigenes Innere?

Möge der streitbare Abgeordnete einmal auf Luther hören! Derselbe hat seine Reformation nicht nur wie der moderne Kammerredner (auch in der genannten Sitzung) auf die einförmige Ankündigung beschränkt, „daß wir die Gemeindebildung unter die Freiheit aufnehmen" müssen; er hat auch nicht nur von der „Freiheit des Individuums" alle drei Jahre einmal zu Bürgerversammlungen gesprochen, nicht wie Miquel seine Weisheit in der Tasche behalten, nicht wie Virchow geglaubt, die Welt mit einem blut- und geistesarmen Stichwort zu erschüttern. Er hat eine neue Welt geschaffen, dem Gegner die Freiheit gewährt und dem heiligen Vater, was er aus den rechten Quellen nicht bewährt, „seinen guten Wahn sein lassen."

Aber noch ein Wort des Reformators für den Romkämpfer, der durchaus eine Kirche „ohne Papst und Bischöfe" haben will! Luther sagt in seinen Tischreden (Förstemann-Bindseil'sche Ausgabe; 56, 10): „Man will den Papst und die Bischöfe mit Gewalt ausrotten. Da wird Nichts aus. Gleichwie der Papst den Kopf zerstößt, wenn er will das Evangelium ausrotten, also werden unsere Junker den Kopf auch

zerstoßen über den Papst. Gottes Wort muß dem Papste abbrechen, sonst thut ihm kein Waffen; denn er ist der Teufel. Vor Zeiten sagte man, wenn man nach einem Geist haut oder schlägt, so verwundet oder schlägt man sich selber. Ein fein klug und wahr Sprichwort. Wenn wir das Schwert über den Papst zucken, so werden wir uns selbst treffen."

Nun sehe sich einmal Virchow unter seinen verbündeten Fractionen, auch unter den verschiedenen Gruppen der Conservativen um, er fühle dem Reich an den Puls und er wird bemerken, wie das eigene Schwert diesen Romfahrern bekommen ist und unter den Rückschlägen der gezückten Waffe das ganze Reich gelitten hat.

Endlich verdient noch ein Romfahrer Erwähnung, der sich wenige Tage nach dem Schluß der Revisionsdebatten aus Reue über seine Theilnahme an dem Culturkampfe selbst umgebracht hat. Der Abgeordnete Sybel war in der Sitzung vom 22. Juni 1880 noch so frisch und munter, daß er mit dem Abgeordneten Windthorst wegen dessen Widerspruchs gegen die Anzeigepflicht der Bischöfe eine Lanze brach, aber am 10. Juli richtete er an „seine politischen Freunde in der Rheinprovinz" ein Schreiben, in welchem er denselben sein Ausscheiden aus dem Haus der Abgeordneten und zugleich die Neuigkeit meldete, daß er seit seinem Wiedereintritt in dasselbe im Herbst 1874 bei aller seiner Theilnahme an der Durchführung der Maigesetze „sich wohl gehütet habe, seinen Bedenken über die Zweckmäßigkeit einzelner der gewählten Mittel Ausdruck zu geben."

So tadelt er es z. B. an dem Gesetze vom 20. Mai 1874, daß es den Bischof verpflichtet, seine Ernennungen von Pfarrern dem Oberpräsidenten anzuzeigen und somit, wie wir oben auseinandergesetzt haben, diese Instanz, die bei Beschwerden gegen seine Amtsführung zu dem höheren weltlichen Tribunal, dem kirchlichen Gerichtshof führt, als seine Oberbehörde anzuerkennen.

Allein, als jenes Schreiben erschien, wurde er bereits daran erinnert, daß er nicht erst im Herbst 1874, sondern ein halbes Jahr früher in das Abgeordnetenhaus eingetreten war, sich an der zweiten und dritten Lesung der beiden Maigesetze des Jahres 1874 betheiligt, mehrere Male das Wort ergriffen und sogar mit Wehrenpfennig als Antragsteller sich hervorgethan hatte, ohne merken zu lassen, daß er von inneren Bedenken sich gepeinigt fühlte. Jedoch wollen wir seinen durch das Schreiben vom 10. Juli 1880 verübten Selbstmord nicht allzu tragisch fassen; aber wichtig ist sein mörderischer Anfall auf die

Majorität des culturkämpferischen Abgeordnetenhauses, die nun durch ihn selbst erfuhr, daß ihr Führer auf den glänzendsten Römerzügen seit dem Frühjahr 1874 an das Recht und den Erfolg ihres Krieges selbst nicht glaubte und sich „wohl hütete", seine Combattanten durch den Einblick in seinen Unglauben zu beunruhigen.

XV.

Bismarck's sociale Gesetzgebung.

Wir haben im Eingang des vorliegenden historischen Versuchs bereits dargestellt, wie die Idee des Commerzienraths Baare, die Versicherung der Fabrikarbeiter gegen die Folgen unverschuldeter Unfälle einer Reichsversicherungs-Kasse zu übertragen, beim Reichskanzler auf einen empfänglichen Boden fiel. Persönliche Besprechungen zwischen dem angesehenen Industriellen und dem Handelsminister Bismarck in Friedrichsruhe brachten die Angelegenheit schnell in Fluß. Unterm 17. November 1880 erging die königliche Verordnung zur Bildung eines Volkswirthschaftsraths, welchem, nachdem er aus der Mitte der betheiligten wirthschaftlichen Kreise berufen worden, Entwürfe von Gesetzen und Verordnungen in Angelegenheiten des Handels, der Gewerbe und Land- und Forstwirthschaft, ehe sie der königlichen Genehmigung unterbreitet werden, zur Begutachtung vorzulegen sind. Ein paar Tage vorher brachten die öffentlichen Blätter den Baare'schen Gesetzentwurf, welcher die Betriebsunternehmer von der ihnen bisher aufgelegten Haftpflicht für unverschuldete Unfälle befreit und dagegen für den Umfang des deutschen Reichs die Errichtung einer Arbeiter-Unfalls-Versicherungskasse fordert und die Regelung der Versicherungsprämien dem Bundesrath überträgt. Der Entwurf vertheilt endlich den Beitrag zu den Prämien zur Hälfte zwischen dem Arbeitgeber und zu je einem Viertel zwischen dem Arbeiter und der Commune des Letzteren.

Am 27. Januar 1881 konnte Bismarck den neuen Volkswirthschaftsrath im Reichstagsgebäude eröffnen und mit einer Ansprache begrüßen. Bereits war auch die Vorlage fertig, mit der sich dieser neue Vertretungskörper zu beschäftigen hatte. Sie behielt den Mechanismus der Reichsversicherungsanstalt bei, wie ihn Baare entworfen hatte; jedoch verbesserte sie im Sinne Bismarck's die Schwäche, die sich der Matador von Bochum im ersten Anlauf noch hatte zu Schulden

kommen lassen. Während derselbe auf Antrag der Unternehmer diejenigen Arbeiter, für die sie in einer Versicherungsanstalt gesorgt haben, von der strengen Verpflichtung, der allgemeinen Reichsversicherungskasse beizutreten, noch freilassen wollte, hob jene Vorlage die landesgesetzlichen Vorschriften auf, nach welchen eingeschriebene Hilfs- und sonstige Unterstützungskassen für ihre Wirksamkeit bestätigt und verpflichtet sind. Ferner vertheilte sie die Prämie für Arbeiter, deren Jahreseinnahme sich unter 750 Mark hält, in der Weise, daß der Betriebsunternehmer zwei Drittel, der Landarmenverband, in dessen Bezirk der Betrieb gelegen ist, ein Drittel beizutragen hat.

Die letzte Veränderung erfuhr endlich der Baare'sche Entwurf am 11. Februar im Ausschuß des Volkswirthschaftsraths, sofern die Beitragspflicht der Armenverbände beseitigt ward und bei einem Lohn von 750 Mark der Arbeitgeber zwei Drittel der Prämie, den Rest das Reich oder der Staat zu zahlen hat. Außerdem ward bestimmt, daß bei 750 bis 1200 Mark Lohn der Arbeitgeber zwei, der Versicherte ein Drittel, bei 1200 bis 2000 Mark Lohn jeder von Beiden je die Hälfte zahlen soll.

Als der Reichstag in der Sitzung vom 1. April 1881 in die erste Berathung des Gesetzentwurfs, welcher aus den Verhandlungen des Volkswirthschaftsraths hervorgegangen war, eintrat, eröffnete, als der erste Redner, der Abgeordnete Bamberger die Aussicht auf eine große Debatte. Der Satz der Motive des Unfallversicherungs-Gesetzes: „Man müsse den Armen zeigen, daß der Staat nicht nur für die Reichen da sei, sondern auch für sie“, erinnerte ihn an die Zeiten der römischen und der athenischen Republik „in ihrem Verfall“. „Solche Spenden, führte er aus, machte man dem Volke, als man werben ging um die Aedilität, die Prätur oder das Consulat; da warf man unter die Menge, was man den Provinzen abgepreßt hatte; da baute man Theater für den süßen Pöbel und zeigte, daß der Staat auch für die Armen zu ihrem Vergnügen und ihrer Unterhaltung da sei.“ Aber die Aussicht, die der Redner eröffnet hatte, schloß er auch sofort wieder. Er setzte in seinem starken Glauben voraus, daß die neuere Zeit, außer in den angeblich mißrathenen und völlig verfehlten Berechnungen der Regierung, mit jener Geschichtsperiode Athens und Roms nicht die mindeste Berührung habe, und nach der Andeutung, daß die Verirrungen der Großen und des Volks nur dem Verfall ihrer Staatswesen entsprungen seien, nahm er von diesem Dunkel Abschied und warf sich kühn und lebenslustig in den frischen und stählenden Strom der Gegenwart.

Andrerseits begnügte sich Bismarck damit, in seiner Erwiderung am nächsten Tage von dem „angenehmen Gefühl" zu sprechen, welches ihn und die Gleichgesinnten belebe, wenn sie sich in Stand gesetzt sehen, auf dem Wege der Gesetzgebung für die weniger vom Glück begünstigten Klassen zu sorgen, welche Bamberger mit dem Namen Pöbel bezeichnet. Aber auch er dachte nicht an die Möglichkeit, daß die Armen, für die er eine Sicherstellung oder wenigstens Erleichterung des Lebens wünschte, mit den Leidenden, für welche die Großen Roms und die Gesetzgeber Athens sich bemühten, einem und demselben Stadium der politischen Entwickelung angehören.

Und wenn Bismarck im Gegensatz zu Richter, der in seinen volksfreundlichen Entwürfen nicht nur Socialismus, sondern auch Communismus sah, erklärte, daß ihm diese Namen gleichgiltig seien, er selbst dagegen seine Anstrengung „praktisches Christenthum" nenne, so schwieg er wiederum davon, ob dieses Christenthum das ächte, ursprüngliche und heilbringende ist, welches den Armen und Leidenden Athens und Roms Freiheit und ein neues Leben brachte, oder das neuere Product, welches ein paar neuere brandenburgische Geistliche auf irdische Dinge und Angelegenheiten als heiligendes und seligmachendes Etikett kleben.

Da nun Bamberger am Schluß der Reichstagssitzung vom 2. April „persönlich" bemerkte, soviel verstehe er auch vom Christenthum, um den christlichen Charakter der Auslegung zu bezweifeln, welche der Reichskanzler seiner Verweisung auf den römischen Pöbel gegeben habe, als hätte damit irgend ein Theil des deutschen Volks gemeint sein sollen, so haben beide Gegner die der Zeit und der Sache nach sich nahestehenden Ereignisse, den socialistischen Schluß der griechischen und römischen Geschichte sammt der Wirksamkeit des Christenthums berührt, ohne beide epochemachenden Größen irgendwie zusammenzubringen.

Was sie versäumt haben, werde ich nachholen und nachweisen, wie unsere Zeit sich auf dem Standpunkt des römischen und griechischen sogenannten Verfalls befindet und in jener früheren Periode das Christenthum den Gedrückten und Belasteten die Pforte zu einem neuen Leben öffnete.

a) Der griechisch-römische Socialismus und das Christenthum.

Ganz ebenso wie unsere neueren westeuropäischen Staaten seit dem Austritt aus dem Mittelalter einer socialistischen Krisis entgegengingen, ist auch Athen in diesem Punkte der classische Typus der griechischen socialistischen Entwickelung, nachdem es den adeligen Körper-

schaften den entscheidenden Einfluß auf das Staatswesen entzogen hatte. Ganz ebenso wie in unsern modernen Staaten ist auch in Athen dem Individuum durch die Reibung zwischen dem alten Geburtsadel und der neuen bürgerlichen Macht ein Licht über seine Bedeutung und Zukunft aufgegangen und in gleicher Weise wie bei uns hat die freie Persönlichkeit in der Concurrenz der neuen bürgerlichen und geldmächtigen Herren das Feld für seine eigne Machtsteigerung gewonnen. Ganz ebenso wie bei uns hat der Einzelne im freien Spiel der Kräfte an den Ehren der bürgerlichen Verwaltung und Gesetzgebung theilgenommen, sich im Krieg auswärtige Beute, amtliche Verwendung und den Genuß der Machtübung erobert und während der Blüthe des einheimischen bürgerlichen Gewerbes Reichthum und häusliches Gedeihen für sich verarbeitet. Ganz wie bei uns kam zu dem Ausgleich zwischen dem ständischen Adel und dem Bürgerthum ein neues Nivellement, da die Ehre und der Gewinn des Erwerbs auch den Arbeiter hob, zur Emancipation des Sklaven oder Leibeigenen führte und den Unterschied zwischen dem Bürger und dem früheren, nur als Arbeitsmittel dienenden Arbeiter verwischte. Aber auch ganz wie in den modernen Staaten kam für Athen und für die Griechen überhaupt die trübe Zeit, wo neben der sättigenden Blüthe des Gemeinwesens auswärtige Mitbewerber im Fache der Industrie, des Handels und der militärischen Eroberung auftraten. Wiederum ganz wie bei uns kündigte sich diese traurige Umwendung in der Stockung des Erwerbs und im Mangel der industriellen Nachfrage an; da sank der Bürger zu der Stufe des freigewordenen Arbeiters herunter; während Letzterer sich durch seine Leistung in den Fabriken der Reichen gehoben und auch in der Kleidung dem Bürger genähert hatte, mußte dieser in den Werkstätten der Großen ein Unterkommen suchen, seine Frau sich als Hauswärterin der Mächtigen verdingen und der zum Kleinbürger herabgesunkene Freie unterschied sich auch in der Kleidung nicht mehr von dem aufgestiegenen früheren Sklaven.

Der einzige, in der Gesellschaft Athens und Griechenlands sichtbare Unterschied war der des Reichen und des Armen. Früher hatte sich der Trieb nach Gleichheit in der Schwächung des ständischen Adels und als Centralisirung der Staatsmacht zu Händen des städtischen Bürgerthums befriedigt; die bürgerliche Geldkraft hatte die Mobilisirung des Grundbesitzes durchgesetzt; jetzt war das Geld in wenigen Händen concentrirt und gegen diese neue Concentrirung der Macht erhob sich derselbe Trieb und Ruf nach Gleichheit und Freiheit

der Persönlichkeit, der im Anfang dieser Freiheitsbewegung das Vorrecht der adeligen Gebieter gestürzt hatte.

Die Noth und der Ruf nach Abhilfe waren um so dringlicher, da neben der Stockung des Erwerbes die seit der Zeit nach den Perserkriegen verbündeten und mediatisirten, besonders aber durch Perikles streng gehaltenen und ausgebeuteten Kleinstaaten unruhig wurden, nach und nach sich der Oberhoheit des herrschenden Staats entzogen und den athenischen Bürgern nicht mehr Kost und reichlichen Unterhalt als Hauptleuten, Lieutenants der oberherrlichen Besatzungen und als polizeilichen Inspectoren gewährten. Perikles schaffte den hauptstädtischen Bürgern Arbeit und Lebensbedarf in den National-Werkstätten zur Erbauung der großen Tempel und Befestigungen Athens, endlich beim Sinken der Staatsmacht konnte er dem politischen und industriellen Proletariat nicht anders als durch die Ausschickung von Armenkolonien abhelfen.

In der ganzen Reihe dieser Kämpfe und Lösungsversuche, die zu des Perikles Staatswerkstätten und Armenkolonien führten, finden wir nirgends Bamberger's „süßen Pöbel". Pöbel war es nicht, was Solon im Anfang des sechsten Jahrhunderts organisirte, als er das Volk nach der Höhe des Geldeinkommens in Gruppen organisirte und dadurch die herrschaftliche Macht der adeligen Corporationen stürzte. Für den Pöbel wollte auch am Schluß desselben Jahrhunderts der Reformer Kleisthenes nicht arbeiten, als er dem Volke den Ostracismus in die Hand gab und dasselbe damit in den Stand setzte, aristokratische Spitzen, sobald sie dem Ganzen gefährlich wurden, des Bürgerrechts auf zehn Jahre zu entkleiden. Nicht für den „Pöbel" bewirkte Aristides nach den Perserkriegen und im Wetteifer mit dem nach der Alleinherrschaft strebenden Themistokles den Beschluß, wonach die Solonische, nach dem Einkommen bestimmte Staatsordnung aufgehoben und jeder Bürger zu jedem Amt gleich fähig sein sollte. Er wollte vielmehr an Stelle der von Solon eingeleiteten Geldherrschaft einen Magistratur-Adel schaffen und Jedem durch das Amtsgehalt den Zugang zu demselben öffnen.

Perikles glaubte nicht an den Pöbel, sondern an den Beruf und das Talent Athens, indem er durch Vertheilung von Diäten die Demokratie der Stadt als Geschworene in den obersten Gerichtshof berief, ihnen gleichfalls durch Diäten den Besuch der Volksversammlungen möglich machte und den Aermeren Sold und Beschäftigung in der Rathsversammlung, in der Gesetz-Commission und öffentlichen

Staatsanwaltschaft, endlich sogar freien Eintritt in die Bildungsschule der Theater verschaffte.

Freilich täuschte er sich, wie bald nach seinem Tode die Ausschweifungen der Demagogen und Volksmassen in den öffentlichen Versammlungen bewiesen und wie sich jeder Staatsmann täuscht, der an die Ewigkeit seines Werks und des Kreises glaubt, für den er arbeitet und die Aengste seiner Nachtwachen opfert. Aber mitten in den Enttäuschungen der macedonischen Zeit, als der Ruf der Armen nach Gleichheit und Freiheit den Staat in Atome aufgelöst hatte und das Stöhnen nach den Rechten der Humanität im allgemeinen Gehorsam unter den Imperatoren verstummen mußte, kamen die Philosophen und rechtfertigten die Klagen der Gedrückten. In ihren Dogmen siegte, was Solon und seine Nachfolger bis auf Aristides und Perikles gewollt hatten, kam auch, was Plato und Aristoteles versucht hatten, das Gesetz der Humanität und Versöhnung der Gegensätze zu einem Ausdruck, der alle Zeiten überdauert.

Die Armen und Gedrückten sind nicht eine bloß passive Menge und Masse, kein bloßer Pöbel, ihr Dasein und Leiden ist schon eine Lehre, erweckt die Theilnahme und mahnt zur Hilfeleistung; mit ihren Klagen und mit ihrem Ringen greifen sie aber auch in die Geschichte ein und wirken sie productiv. So sind die Klagen jener römischen Legionssoldaten, die das Herz der Gracchen erschütterten, daß sie von dem Vaterlande, das ihr Arm groß und zum Herrn der Welt machte, nur die Luft und die Sonne hätten und bei der Rückkehr aus dem Kriege nicht einmal wie das Wild des Feldes ein eignes Lager fänden, das Motiv der ganzen römischen Geschichte. Neben dieser Klage, daß die Patricier den Erwerb der Armen, die Staatsdomäne in den unterworfenen Ländern Italiens für sich in Beschlag genommen hatten, war es die Härte des Schuldgesetzes, wonach der patricische Gläubiger den plebejischen Schuldner der letzten Lebensbedingungen entkleiden und zu seinem Sklaven machen konnte, was die Republik in ihrem Innern nicht zur Ruhe kommen ließ und erst von den Cäsaren als das Unheil des Staatswesens mit Gewalt beseitigt werden konnte. Die Patricier fürchteten daher nicht ohne Grund, daß Alle, die dem Uebel abhelfen wollten, nach dem königlichen Diadem strebten.

So wurde jener Patricier Marcus Manlius, der sich 384 (v. Chr.) nach der gallischen Verwüstung und Plünderung Roms als ein Freund des Volkes bewies und mit eigenem Gelde viele Schuldgefangene loskaufte, als Kronprätendent vom Gericht der Curien verurtheilt und vom Tarpejischen Felsen gestürzt. So wenig diese ver-

schuldeten Plebejer einen „süßen Pöbel" bildeten, so wenig konnten zu solcher werthlosen Masse die eigenthumslosen Legionäre gerechnet werden, für welche die beiden Gracchen litten und der jüngere Cajus außer dem Kampf für die Einsetzung der Plebejer in den von Tiberius gesetzlich durchgefochtenen Antheil am Staatsacker noch die Anlegung von Kornkammern, die Verwandlung Italiens in eine große Nationalwerkstätte und die Beschäftigung der Dürftigen in der Anlegung von Straßen und Brücken durch das ganze Land bewirkte. Cajus erschien bereits als oberster Dictator, wenn er sich selbst an die Spitze der Ausführungsarbeiten stellte, umgeben von Künstlern, Gelehrten und Staatsbeamten die nöthigen Soldaten, Unterbeamten und Werkleute commandirte und sich endlich nach Karthago begab, um daselbst für eine neue Kolonie den Grund zu legen.

Die Idee der Gracchen, den Entblößten (nicht dem Pöbel) zu helfen, befeuerte den Marius, nach seinem Siege über die Cimbern und Teutonen, in einem wüsten Volkstumult den Antrag des Volkstribun Saturninus auf Gründung großer Bürgerkolonieen in Karthago, Achaja, Macedonien und Sicilien zum, freilich erfolglosen Beschluß zu bringen, und zwang die spätern Triumvirn, wenigstens zum Theil das Werk des Tiberius und Cajus wieder aufzunehmen. Nachdem sie während ihres Zwistes mit Getreideschenkungen untereinander gewetteifert hatten, brachte der siegreiche Cäsar seine Kriegskameraden in Italien unter und vertheilte 80,000 Bürger zur Gründung neuer Städte in den Provinzen und Augustus, härter und in seiner Lage noch bedrängter als sein Adoptivvater, beschenkte seine Soldaten mit den Gütern seiner geächteten Gegner. Cäsar dachte wenigstens an die Milderung des Schuldengesetzes.

Die Härte der Augusteischen Zeit und zugleich des römischen Herzens lehrt uns Virgil, der durch die umherstreifenden und confiscirenden Soldatenhäuptlinge sein Gut bei Mantua verloren, aber durch Fürsprache des Mäcenas von Augustus es wieder erhalten hatte. Als Tityrus sagt er dem vorüberziehenden Leidensgenossen, der um sein Gut gekommen war, „ein Gott (Augustus) habe ihm seine Muße (otium) geschenkt."

Aber auch nach den Verwüstungen der Bürgerkriege war das römische Volk noch nicht „Pöbel" geworden. Wie im macedonischen Schluß der griechischen Geschichte die Philosophen den Sinn der Solonischen Gesetzgebung und das Streben der leidenden Klassen nach Freiheit, Gleichheit und Gemeinsamkeit deuteten, so hatte in Rom schon Cicero das Werk der hellenischen Weisheit fortgesetzt und hat Seneca

für den Imperator und Denker Marcus Aurelius die Bahn gebrochen und für das kommende Christenthum den Grund vorbereitet.

Hier, beim Christenthum, mögen sich nun der Abgeordnete Bamberger und der Reichskanzler unter einander streiten oder verständigen. Mir genügt nach meiner ausführlichen Arbeit über „Christus und die Cäsaren" die Erinnerung daran, daß die Freiheit der Persönlichkeit nach der neuen Offenbarung durch die Entsagung auf die Welt und deren Macht und Güter und durch das gemeinsame Zusammenwirken der Freigewordenen gewonnen wurde. Im Zusammenhange mit der vorliegenden Erörterung weise ich nur darauf hin, daß die Erlösten seit dem Schluß des zweiten Jahrhunderts sich in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit ihrer Erneuerung und Vollendung versicherten und endlich in den Klöstern des Orients, seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts auch im Abendland sich zu großen Gemeinden der Gleichen und Vollkommenen zusammenschlossen.

Gegenüber diesen mächtigen Corporationen, die sich durch gemeinsame Arbeit, durch Handwerk und Ackerbau ihren Bestand erhielten, selbst gewerblichen Handel und Austausch trieben und ihr Budget genau überwachten, will ich nun Herrn Bamberger den eigentlichen Schluß der römischen Geschichte zeigen. Einerseits kann er in den malerischen Schilderungen der Bevölkerung Roms, ihres Treibens in den Weinstuben, im Theater und bei den Circusspielen, endlich in der Angst ihrer Erwartung der Getreideschiffe mit der Kornspende (bei Ammianus Marcellinus, Buch 14, Cap. 6, ferner 28, 4, im 4. Jahrhundert) und in dem Gemälde des Prunks der Reichen mit ihrer Pracht und Schwelgerei das wirkliche Bild des süßen Pöbels finden. Auf der andern Seite aber machen die verarmten, nicht zum Pöbel der Theater und Wettrennen und Gaukelspiele gehörenden Bürger den Schluß der römischen Tragödie, indem sie der Stadtobrigkeit den Schlüssel ihrer Besitzungen, deren Besteuerung sie nicht mehr ertragen können, einhändigen. Sie fliehen in die Klöster und wollen daselbst, wie sich die Kirchenväter des vierten Jahrhunderts in ihrer Bewunderung ausdrücken, den Wandel im Himmel leben. Bekanntlich haben diese Flüchtlinge, als sie der römischen Geschichte einen Schluß machten, die Kirchen im nordischen Europa gegründet und zu den Wäldern und Sümpfen, die sie erst wirthlich machten, auch die philosophischen Schlußmacher der griechischen und römischen Geschichtsversuche gebracht.

Zu solch' einem Werk konnte sich die Ausgeburt des athenischen und römischen Pöbels erheben.

b) Finanzielle Mittellosigkeit des Reichs.

Am 1. Februar 1881 war der Volkswirthschaftsrath der Einladung des Reichskanzlers zu einer von dessen lehrreichen parlamentarischen Abendgesellschaften gefolgt und hörte von dem Hausherrn, daß seine Verhandlungen über ein Unfallversicherungsgesetz nur die Vorstufe zu einem weit umfassenderen und höheren Bau bilden sollen.

Bismarck entwickelte in einem langen Vortrage seine Zukunftspläne. Er fing mit der Sorge der Gemeinden an und führte aus, sie seien überbürdet; ein Mißbrauch sei es, ein sehr tadelnswerther Mißbrauch, ihnen die Armenlast, die Schullast, die Polizeilast aufzuladen. Sie seien Organe des Staates; derselbe könne ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen, müsse aber auch die Kosten tragen. Dabei machte er den Gemeinden das Compliment, der Staat habe ein Interesse daran, daß die Leute etwas lernen, ihnen aber, den Gemeinden, sei das gleichgiltig. Wie kommen sie also dazu, dafür bezahlen zu müssen, zumal, wenn sie arm sind? Sogleich darauf kam die Andeutung, daß auch die Abwälzung der Armenlast auf die Gemeinden eine willkürliche Vorschrift sei, und die Stadt Berlin erhielt die erfreuliche Mittheilung, daß sie mit vollem Unrecht die Lasten der staatlichen Polizeiverwaltung für eine Million Menschen trage.

Nun erhielt auch der Landtag wie der Reichstag eine freundliche Begrüßung. Er spreche sich, sagte der Hausherr, über solche Fragen sehr gern im engeren Kreise aus, aber er sei zu schüchtern, damit in die Oeffentlichkeit zu treten. Er habe ja im Parlament nicht immer nur mit sachlichen Erwägungen zu kämpfen, sondern auch mit Flegeleien, er sei aber zu alt und diene dem Könige zu lange, um sich mit Klopffechtern herumzuschlagen.

Nach dieser Höflichkeit wandte er sich wieder zum Hauptthema und entrollte dem Volkswirthschaftsrathe ein großartiges Bild seiner künftigen Thätigkeit. Man stehe, eröffnete er diesem Bahnbrecher, an dem Anfange einer Gesetzgebung, die vielleicht einen zehnjährigen Zeitraum ausfüllen könne. Er selbst habe sich beschieden, sehr langsam und vorsichtig vorzugehen, und habe sich in manche Einschränkungen gefügt, die seine ursprünglichen Anregungen erfahren hätten. Aber man stehe doch erst im Anfang. Mit der Erfüllung des Versprechens, durch positive Maaßregeln die Socialdemokratie zu bekämpfen, müsse Ernst gemacht, zu diesem Zweck das Versicherungswesen weiter ausgedehnt werden, als nur auf Unfälle. Er hege die Ueberzeugung,

daß der Staat die Aufgabe habe, kräftig für Diejenigen einzutreten, die ohne die Mitwirkung des Staates enterbt sein würden; warum solle der Gedanke einer Altersversicherung nicht durchzuführen sein? — wenn jeder zur Arbeit untüchtig Gewordene mit einem Rentenbrief über 100 oder 200 Mark sich zurückziehen könne, so würden Tochter und Schwiegertochter ihm keine Schwierigkeit machen, ihn aufzunehmen; die Söhne freilich thun es nie.

Zum Schluß überblickte er noch einmal die Bedeutung seiner Pläne für das Reich. Er sei, sagte er, jetzt Handelsminister, allein er sei in das Handelsministerium getreten wie Odysseus unter die Freier; seine Aufgabe sei hier lediglich, für das Reich zu erobern, das heißt, dasselbe zum Herrn über die Kreise zu machen, welche die Eindringlinge der legitimen Obermacht entziehen wollen.

Nachdem diese Offenbarungen und Bilder einer Zukunft des allgemeinen Glücks von den Tagesblättern dem Publikum mitgetheilt waren, fragte der Abgeordnete Richter in der Landtagssitzung vom 4. Februar 1881 den Kanzler, woher er zur Erfüllung aller dieser Versprechungen das Geld nehmen wolle, da er doch keinen Zauberstab besitzt, der ihm das Geld von selbst verschafft, und auch er kein andres Mittel hat, dem Staat Einnahmen zuzuführen, als immer neue Steuern und, wenn der Mißmuth über die neuen Steuern wächst, nur auf größere Versprechungen angewiesen ist, die wieder neue Steuern nach sich ziehen, bis unter dem wachsenden Unmuth der Bevölkerung dieses ganze Regierungssystem zusammenbrechen muß.

In seiner Antwort auf des Abgeordneten Frage: „Woher das Geld?" bekannte sich Bismarck zu den Ideen des parlamentarischen Tischgesprächs vom 1. Februar, schilderte namentlich das Glück des Schullehrers und dessen erhöhtes Selbstgefühl, wenn er eine „vom Schulgeld und von den Beschlüssen der Gemeinde unabhängige Stellung" erhält, und führte das Thema jener Unterhaltung mit dem Volkswirthschaftsrath noch weiter dahin aus, daß er den Handarbeiter überhaupt von allen Steuern völlig befreit wissen wollte. Auf die Frage: „Woher?" antwortete er aber: „Mehr indirecte Steuern!" und bekannte sich ganz unumwunden, wie er sich ausdrückte, zu der Ansicht, „daß der Tabak noch mehr bluten muß."

Allein in der Sitzung vom 5. trat ein ganz anderer Opponent auf, der Regierungs-Commissär Generalsteuerdirector Burghart. Derselbe verwarf von seiner hohen Stellung aus als Vertreter der Regierung die ganze Centralisationspolitik des Kanzlers. Zwar führte er seine Polemik unter dem Schirm des Vorgebens aus, daß er nur

die Ansicht des Abgeordneten Richter bekämpfe. „Es liegt durchaus nicht, sagte er, in den Zwecken der Reichspolitik, auf dem Steuergebiet vom Reich aus, wie der Abgeordnete Richter gesagt hat, für alle Bedürfnisse der Communen zu sorgen" und als ihm Herr Richter zurief: „Das hat der Herr Reichskanzler gesagt!" fuhr er fort: „Das hat der Herr Reichskanzler nicht gesagt; es ist ja sehr leicht möglich, daß eine einzelne Aeußerung mißverstanden wird." Allein unter dem Titel, daß er sich gegen die Opposition, namentlich gegen deren beredtesten Sprecher wende, richtete er doch seine Pfeile gegen eine sehr lange, den Streitpunkt scharf bestimmende und eingehende Rede Bismarck's, — nicht nur auf eine einzelne Aeußerung desselben. „Was denken Sie sich, rief er der Opposition zu (also Sie, die Gegner des Kanzlers, — Sie, Herr Richter), überhaupt darunter, für alle Bedürfnisse der Communen durch Reichssteuern zu sorgen? Das heißt also, sämmtliche Steuerbedürfnisse, die Staat, Communen und Reich haben, in die Reichskasse fließen zu lassen und die Communen und Staaten gewissermaßen zu apanagirten Prinzen des Reichs zu machen. Es ist ja sehr leicht, ein Phantom aufzustellen und dann anzugreifen. Das hat der Reichskanzler nicht gewollt."

In dieser Komödie, theils unwillkürlicher, theils willkürlicher Irrungen, bleibt aber der Ausdruck Phantom neben der Camphausen'schen Behandlung des Bismarck'schen Vertrauens auf die finanzielle Heilkraft des Tabaks als bloßer „Phantasieen" und neben der Hobrecht'schen Characterisirung des Bismarck'schen Vertrauens auf die Bereicherung der Einzelstaaten und deren Gemeinden durch die Tarifreform als „Zukunftsmusik" bestehen. So wenig indessen der Kanzler sich durch die kritische Behandlung, welche seine Ideale durch frühere ministerielle Zweifel erfuhren, irre machen ließ, so wenig kehrte er sich an das Burghart'sche „Phantom".

Gerade in seiner hohen Stellung, wo jedes Wort ein weitgreifendes Echo hat, erklärte er in der Reichstagssitzung vom 4. März 1881, hält er es für seine Pflicht, seine Ueberzeugung, daß die Schullast und Armenpflege eigentlich Sache des Staates sei, öffentlich auszusprechen und „der Katze eine Schelle anzuhängen." „Mir schwebt, sagt er in der Reichstagsrede vom 28. März, als Ziel vor, den Gemeinden einen großen Theil ihrer Armenlasten dadurch abzunehmen, daß mit staatlicher Unterstützung eine Alters- und Invaliden-Unterstützungs-Anstalt im ganzen Reich eingerichtet wird." Dazwischen gehen in beiden Reden Mahnungen an die „regierenden Herren, die Magistrate der großen Städte" einher, sie möchten für die Uebernahme

jener Lasten durch den Staat agitiren, ihn bei der Ausdehnung der Zoll- und Steuerreform auf „Tabak, Branntwein und andere Luxusgegenstände" unterstützen, und kommt auch die Eröffnung hinterdrein, daß er einer Zersplitterung „des Staatslebens in Communal-Republiken widerstrebt" und eine Staatsautorität haben will, nicht nach Majoritäten beschließende Organe, die keine Verantwortlichkeit mehr leisten".

Bismarck begründete in der Rede vom 3. März seine wohlthätige Absicht, der Stadt Berlin die 6 bis 8 Millionen ihrer Last für Elementar-Unterricht abzunehmen und dem Staat aufzubürden, mit der Thatsache, daß die Wohlhabenheit der Stadt sinkt, während die Bevölkerung steigt, und gleichwohl stellte er der überarbeiteten Bürgerschaft eine tüchtige Anspannung der indirecten Steuerleistungen in Aussicht, abgesehen davon, daß auch die Staatssorge für die Schulen nur aus den Beiträgen der Städter bestritten werden kann.

Diese Anerkennung des allgemeinen Herabgehens der Leistungsfähigkeit und die Nothwendigkeit einer Steigerung der Anforderungen gehen auch in den Budgetverhandlungen des Reichstages im Februar 1881 anscheinend friedlich nebeneinander. Die Motive zur Budgetvorlage wiesen auf die Thatsache hin, daß die Steuern nicht mehr entsprechend der Bevölkerung steigen wollen; die Consumtion der steuerpflichtigen Bevölkerung sank also und die Abnahme des Volkswohlstandes konnte nicht mehr bezweifelt werden. Dennoch ward die Militärvorlage nach dem Verhältniß, wie die Bevölkerungszahl gewachsen war, gesteigert, während die Steuerkraft hinter der Zunahme der Volkszahl zurückgeblieben war.

Es war jetzt der Augenblick gekommen, wo sich zeigen mußte, ob des Reichskanzlers Weissagung, daß die neue Zoll- und Steuerordnung den Einzelstaaten außer dem Kostgeld, welches sie von dem bei ihnen eingemietheten Reich erhielten, auch noch ein erkleckliches Trinkgeld für den eignen Hausgebrauch eingebracht hat. Aber Hobrecht's Kritik dieser „Zukunftsmusik" war durch den Ausfall der Probe nicht widerlegt worden.

Der Staatssecretär des Reichsschatzamts Scholz mußte in der Reichstagssitzung vom 24. März 1881 nach dem Ausweis des Etats zugestehen, daß Nichts von diesen schönen Erwartungen eingetroffen war. Er begann seine Auseinandersetzung mit dem Bekenntniß der „unerwünschten Thatsache, daß das Reich dasjenige, was es mit der einen Hand bei den Erträgen der Zölle und Steuern den einzelnen Staaten mehr giebt, mit der anderen Hand bei den (durch den Militäretat) erhöhten Matricularbeiträgen, fast in demselben Betrage

wieder abnehmen muß." Um jenes verheißene Trinkgeld endlich zu erzwingen, blieb dann nach dem bisherigen Lauf des Reichs nur eine Erhöhung der Steuerleistungen übrig und in diesem Sinne fuhr der Staatssecretär fort: „diese Thatsache enthält eine verstärkte Aufforderung zum baldigen Zustandekommen der neuen Steuergesetze mitzuwirken, welche die dringend nothwendige Vermehrung der Reichseinnahmen, die den Einzelstaaten zu Gute kommen sollen, bezwecken."

Um bei dieser längst notorischen traurigen Lage den Angehörigen Preußens wenigstens einen flüchtigen und vorübergehenden Vorgeschmack des künftigen Reichstrinkgeldes zu geben, war der Finanzminister Bitter bei der Berathung des preußischen Etats mit dem Antrag auf einen einmaligen Steuererlaß von 14 Millionen für das Jahr 1882 aufgetreten. Eine ansehnliche Opposition ließ sich von dem Odium, welches sie von Seiten der Wählerkreise auf sich herabzog, nicht davon abhalten, die mangelhafte Begründung dieses Geschenkes aufzudecken. Der Abgeordnete Grumbrecht nannte es in der Landtagssitzung vom 31. Januar 1881 einen willkürlichen Eingriff in das ganze seit dem Juli 1879 bestehende Steuersystem; Hobrecht hatte den gegründetsten Anlaß, sein geflügeltes Wort von der „Zukunftsmusik" zu rechtfertigen, und wies in der Landtagssitzung vom 15. November 1880 nach, daß keine der Bedingungen, unter denen ein solcher Steuererlaß stattfinden könne, gegeben sei. Erstlich, führte er aus, müßten die neuen Zoll- und Steuererträge jene ideale Ziffer von 130 Mill. und noch reichlich mehr eingebracht haben, ehe nach dem Franckenstein'schen Antrage diese Mehreinnahme zur Vertheilung kommen dürfte; zweitens müßten sich die eigenen wirthschaftlichen Verhältnisse Preußens so gebessert haben, daß es von dem Ueberschuß seiner Einnahmen einen Theil seinen Staatsangehörigen zurückerstatten könne. Aber, fuhr der frühere Finanzminister fort, statt daß das Reich eine Mehreinnahme aufzeigen könnte, nimmt von dem geringeren Steuerertrag noch die Steigerung des Militäretats 24 Millionen in Anspruch, und darüber, ob der preußische Staatshaushalt die Mittel zu einem Geschenk biete, glaubte er nicht einmal ein Wort sagen zu brauchen.

Der Abgeordnete Richter hatte ein paar Tage vorher, in der Sitzung vom 12. November, darauf hingewiesen, daß der Minister Bitter neben der Ankündigung seines großmüthigen Geschenks zugleich zur Deckung des preußischen Deficits eine Anleihe von 30 Millionen beantragte. Gleichwohl forderte er die Umwandlung des Bitter'schen gelegentlichen Erlaß von 14 Millionen in einen dauernden und

drang im Laufe der spätern Debatten mit seinem Antrage durch; er sagte, er wolle mit dieser Ueberraschung das Ministerium an Sparsamkeit mahnen. Als man im Frühsommer 1881 an die neuen Reichstagswahlen dachte und außerdem es mit den Aussichten auf den Reichs- oder Staatszuschuß zu den Unfallversicherungs-Kassen des Reiches schlecht stand, beeilte sich der Finanzminister Bitter sogar mit der Beglückung der ärmeren Steuerzahler. Durch sein Circular vom 25. Mai 1881 wies er die Regierungen an, seine Verfügung vom 24. Mai, wonach der Erlaß an Classen- und classificirter Einkommensteuer nicht für Januar, Februar und März 1882, sondern bereits für Juli, August und September 1881 stattfinden soll, *schleunigst* durch das Amtsblatt und die Kreisblätter zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Während der Berathungen des Reichstags über das große Budget und des preußischen Landtags über das eigne Deficit und über die Verwendung des ängstlichen, peinlichen und zugleich chimärischen Steuererlasses, da die Beglückten zur Deckung des Deficits und der neuen Staatsanleihe zugleich das Ihrige beitragen mußten, lag auch über den *Mittelstaaten* eine drückende Atmosphäre. Ihre Regierungen kämpften mit einem Deficit und entdeckten, daß der Ertrag der verstaatlichten Eisenbahnen bei Weitem nicht die Zinsen der schleunigst aufgebrachten Kaufsumme erreichte. Wie die Berichte der meisten Gewerbe- und Handelskammern und kaufmännischen Collegien bewiesen, klagten deren Kreise über die Beschädigung ihres Geschäfts durch die erhöhten Zölle für die Waaren, die ihnen für ihren Betrieb unentbehrlich sind.

Derselbe Contrast, der zwischen der rapiden Vermehrung der Reichsbevölkerung und zwischen der Unerschwinglichkeit der erhöhten Steuerbelastung stattfand, beunruhigte die *landwirthschaftlichen* Vereine. Man konnte sich nicht mehr der Anerkennung der Thatsache entziehen, daß der eigne Boden des Reichs zur Ernährung der wachsenden Menschenzahl nicht mehr hinreicht. Die Berathung des *volkswirthschaftlichen Congresses* zu Berlin am 22. October 1880 bewegte sich um die Thatsache, daß der Getreidebedarf der westlichen und mittleren Länder Europas *wächst*, während der Stand des Bodenertrags ein *stabiler* bleibt, die Production überhaupt sich nicht ins Unendliche steigern läßt. Amerika hat zwar in der höchsten Noth des Herbstes 1879 abgeholfen und das Deutsche Reich wird bei der voraussichtlichen Zunahme seiner Volkszahl immer mehr auf den Beistand der jenseitigen Republik angewiesen sein. Aber es ist ungenügend

und geradezu übereilt, in diesem Verhältniß zwischen den Ufermächten auf beiden Seiten des Oceans nur eine Art von freiem Wettkampf zu sehen; auf deutscher Seite ist es vielmehr die unbedingte Abhängigkeit und deren unfehlbarer Druck wird auf die deutsche Culturstellung gefährlicher wirken als etwa der blutigste und andauerndste Krieg.

Allerdings findet zwischen Amerika und Deutschland ein Wettkampf auf dem industriellen Gebiete statt. Hören wir aber, wie der große Kenner dieses Faches, Delbrück, im Reichstag am 18. März 1881 „bei aller möglichen Achtung vor der Entwickelung unserer heimischen Industrie", sich dahin ausspricht, dieselbe sei, „wie Niemand im Hause darüber zweifeln wird, der englischen und französischen Industrie nicht ebenbürtig", so wird man die Erwartungen von dem Ausgang dieses Wettkampfes bedeutend herabstimmen müssen. Uebereinstimmend mit Delbrück urtheilte die Commission, welche eine Versammlung der „vereinigten Berliner Kaufleute und Industriellen" am 28. Januar 1881 zur Erörterung der Frage, ob eine Weltausstellung in Berlin wünschenswerth und der Plan einer solchen anzuregen sei, gewählt hatte. Die Commission sprach sich am 17. Juni in einer zahlreich besuchten Versammlung gegen den Plan aus und führte zur Begründung ihres Beschlusses unter Anderem aus, „daß es noch nicht festgestellt ist, ob Deutschland schon im Stande ist, den Wettkampf mit anderen Nationen auf allen Gebieten der Kunst und Industrie aufzunehmen"; außerdem bemerkte sie, daß ein „Fiasco" einen Krach auf allen gewerblichen Gebieten zur Folge haben würde, von dem sich Deutschland so bald noch nicht wieder erholen könnte. Endlich war für die Commission auch der Bescheid der Reichsregierung vom 27. April entscheidend gewesen, wonach dieselbe auf ihre Anfrage erwiderte, daß die Veranstaltung einer internationalen Industrie-Ausstellung in Berlin von ihr nicht in Aussicht genommen sei.

Nordamerika's Industrie setzte damals ihren Aufschwung zu Hause fort und flößte England auch durch das Steigen ihres überseeischen Exports Besorgniß ein. In China hatte sie den englischen Absatz von Webestoffen um Hunderttausende von Stück geschlagen. Für die Melbourner Ausstellung hatten die Amerikaner, die ihre Betheiligung zugesagt hatten, wegen des glänzenden Geschäftsganges zu Hause größtentheils wieder abgeschrieben und, wie ein Melbourner Brief der „Nationalzeitung" (Nr. vom 28. December) meldet, waren Maschinen, die von den Vereinigten Staaten aus in Sydney ausgestellt waren, wieder zurück nach Amerika geschickt worden, da man daselbst nicht im Stande war, den Nachfragen zu entsprechen.

Indessen rückt die jugendkräftige Industrie des fernen Westens den Lagerstätten der alten Welt auch noch unmittelbar auf den Leib. In Paris zeigt sie den Franzosen in großen und glänzenden Ladengeschäften ihre Kunstindustrie, während sie in Berlin mit ihrem Hausgeräth ganze Läden anfüllt und durch ihre geschickte und massenhafte Herstellung von Kinderspielzeug selbst die Schnitzer des Thüringer Waldes und Tyrols in Schrecken setzt.

Und bei allen diesen drohenden Anzeichen muß immer noch der „Reichsanzeiger" fortfahren (im Anfang des Februar 1881), durch Mittheilung von Consularberichten die deutschen Industriellen über den Schaden zu belehren, den sie sich durch fahrlässige und ungenügende Verpackung ihrer Export-Artikel zufügen, — mußte der damalige Minister für Handel und Gewerbe, Hofmann, durch eigene Schreiben (vom 3. Juni 1880) sämmtliche Handelskammern und kaufmännische Corporationen auf Consularberichte im „Deutschen Handels-Archiv" und auf deren Klagen über die Mängel und Mißerfolge des deutschen Exportgeschäfts aufmerksam machen und mußte selbst das Aeltestencollegium der Berliner Kaufmannschaft im October 1880 gegen die unverantwortliche Knauserei und Unsolidität, deren sich die deutschen Exporteure in der Verpackung ihrer Waaren und im Gegensatz gegen die französische und englische Gewissenhaftigkeit schuldig machen, seine Stimme erheben.

Die Umgebung, in welcher das Gesetz über die zwangsweise Versicherung gegen Unfälle zu Stande kam, war somit wenig labend. Zu der Thatsache, daß das deutsche Reich für die Ernährung seiner Angehörigen von Amerika abhängig war und die Industrie derselben, abgesehen von ihrer eingestandenen Inferiorität in Vergleich mit ihren französischen und englischen Concurrenten, von dem aufsteigenden Riesen der überseeischen Republik bedroht wurde, kam noch das jährliche Geschenk von 14 Millionen an die armen Steuerklassen Preußens, das Deficit in dem Budget der Einzelstaaten und das Wachsthum des Reichsbudgets durch das unaufhaltsame Steigen des Militäretats. Außerdem stand in Aussicht eine Anleihe von vielen hundert Millionen für die Entschädigung aller Anstalten, Geschäfte und Personen, deren Erhaltung von dem zum Tode bestimmten Tabak abhing, die Aufnahme einer riesenhaften Summe für die Ablösung der capitalmächtigen privaten Versicherungsanstalten, — endlich das Wachsthum der Creditscheine für die fortgehende Verstaatlichung der Privat-Eisenbahnen Preußens.

Sehr oberflächlich wurde das Interesse der Arbeiter in der Land- und Forstwirthschaft und im Baugewerbe, die sämmtlich fast noch mehrfacher als ihre Genossen in den bevorzugten Betrieben Unfällen ausgesetzt sind, von der ersten Lesung des Gesetzentwurfs an bis zur letzten behandelt. Die Vorlage, wie sie der Bundesrath in seiner Sitzung vom 5. März 1881 formulirt hatte, bestimmte, daß nur die in Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Brüchen, und Gruben, auf Werften, bei der Ausführung von Bauten und in Anlagen für Bauarbeiten (Bauhöfen), in Fabriken und Hüttenwerken beschäftigten Arbeiter und Betriebsbeamten in der Versicherungsanstalt des Reichs zu versichern sind, und erst die Commission, welcher der Reichstag nach der am 1. April begonnenen ersten Berathung den Gesetzentwurf übergeben hatte, fügte zu jener Liste auch noch diejenigen Eisenbahn- und Schifffahrtsbetriebe hinzu, die einen integrirenden Theil eines unter das Gesetz fallenden Betriebes bilden.

Außer dieser gelegentlichen Erwähnung kleiner Eisenbahntheile wurde der großen Bahn-Systeme weder im Gesetz, noch in der dreimaligen Berathung derselben gedacht. Es scheint, daß die Gesetzgeber sich vor der Thatsache der in den Mittelstaaten fast vollendeten, in Preußen ununterbrochen fortgehenden Verstaatlichung der Privateisenbahnen beugten und an jenen, im Eingang vorliegender Schrift erwähnten Erlaß des Handelsministers Hofmann, welcher den Fabrikinspectoren den Zugang zu den preußischen Staatsbahnen erschwerte, nicht rühren wollten. Als die Freunde der früheren Gesetzgebung, nachdem die Versicherungsanstalten der Obhut der Staatsmacht unterworfen waren, bei der dritten Lesung des Gesetzes in den Reichstagssitzungen vom 11. und 15. Juni für die fortdauernde Geltung des Haftpflichtgesetzes auftraten, war es zu spät. Die Gesetzgebung war im Laufe der Verhandlungen seit dem 1. April schon so fest auf den Boden der „Humanität und des Wohlwollens“ gegründet, daß es den Vertretern der Regierung und den Freunden der neuen Zeit leicht war, die Erinnerung an die gute alte Zeit mit der Bemerkung zu beseitigen, daß es gerade der Hauptzweck des Gesetzes sei, Processe und jede Verbitterung zwischen Arbeitern und Unternehmern zu verhüten, ja unmöglich zu machen.

Endlich hatte jene Commission zwei bedeutende Aenderungen des Gesetzentwurfs in das Plenum des Reichstags gebracht: erstlich sollte die Versicherung der Arbeiter nicht von der Centralmacht des Reichs, sondern von den Einzelstaaten ausgehen, zweitens sollten die Arbeiter der untersten Klasse der Versicherten, deren Jahreseinkommen

bis zu 750 Mark reicht und deren Prämie zu zwei Dritteln der Betriebsunternehmer berichtigt, zu einem Drittel selbst aufbringen. nicht vom Reich die Zugabe zu der Leistung des Arbeitgebers erhalten. Beide Aenderungen nahm der Reichstag in der zweiten und dritten Lesung an.

c) Die Dictatur.

Uebersehen wir nun den Ertrag, welchen die Berathungen des Reichstags über die Unfalls-Versicherung dem Reichskanzler einbrachten, so entsprach seinen Ansichten und Wünschen vor Allem und durchaus die Ausschließung der privaten Versicherungsanstalten von dem Betrieb des vom neuen Gesetz eingeführten Instituts. Die dem Parlament zugegangene Vorlage des Bundesraths übertrug die Direction und Beaufsichtigung der beabsichtigten Reichsanstalt Landesbeamten, welche die einzelnen Bundesstaaten ernennen; diese von den Regierungen errichteten Verwaltungsstellen haben die Prämien festzustellen und zu erheben, sie schätzen Schäden, Verletzungen und Unfälle ab, welche der Betrieb der Fabriken verursacht hat, taxiren die Größe der Beschädigung und messen nach ihrer Beurtheilung die Höhe der Entschädigung ab; natürlich unterliegt ihrer Prüfung auch der Zustand des Werks, in welchem sich ein Unfall ereignet hat, und sie werden verpflichtet sein, zu untersuchen, ob eine Nachlässigkeit und Mangel an Vorsorge der Werkmeister und Fabrikherren an dem Unheil die Schuld trägt; kurz, sie üben die oberste Polizeigewalt und können auch Strafbestimmungen dictiren, wenn Herren und Meister gegen die Paragraphen der Gewerbeordnung gefehlt haben. Die von den Staaten angestellten Beamten werden ferner die Lohnlisten einsehen, die Höhe der erlittenen Invalidität eines Arbeiters in der Weise beurtheilen, daß jeder Recurs zu einer höheren Instanz fortfällt, und sie werden polizeiliche Herren über den Betrieb der Fabrik und über das Schicksal des Arbeiters sein.

Vergebens beantragten bei der zweiten Berathung des Gesetzentwurfs (in der Sitzung des Reichstags vom 1. Juni) einige Abgeordnete die Heranziehung der Prämienzahler (Arbeitgeber und Arbeitnehmer), bei der Feststellung und Erhebung der Prämien und der Entschädigungen; sie wollten dabei den Landesregierungen die Feststellung der Verwaltungsstellen, in welcher die Prämienzahler vertreten seien, immer noch überlassen; ein Abgeordneter flehte sogar, da Polizei und Ortsbehörden (Bürgermeister oder Ortsvorsteher) das Werk doch nicht allein bewältigen könnten, um Zulassung der am meisten Betheiligten wenigstens in der untersten Stelle, wo es sich um

die Beurtheilung des Unfalls und die Feststellung der Entschädigung handle.

Nein! Die Bemerkung des Regierungs-Commissärs, daß es unthunlich sei, für derartige laufende Verwaltungsgeschäfte einen eignen Apparat zu schaffen und die Ausführung des Grubenkönigs Stumm, daß es sich in der besprochenen Angelegenheit „um einfache Verwaltungsgeschäfte handle, die am besten durch wenigst umfangreiche Behörden erledigt würden“, brachten den bescheidenen Antrag zu Falle.

Polizei und Obrigkeiten blieben bei der inneren Angelegenheit der Werkstätten von der Berührung mit den am nächsten Betheiligten, — mit denjenigen, die den Capitalsfonds geliefert hatten, verschont und der Arbeiter, der im Verein mit seinem Arbeitgeber die Entschädigung für Unfälle gezahlt hatte, erschien von nun an als reiner Staatspensionär, der für die Zukunft sich nun auch auf die Beaufsichtigung seines politischen Verhaltens, z. B. bei Parlamentswahlen gefaßt machen mußte.

Bismarck aber sah sich nun endlich von der tribunicischen Einmischung der Fabrikinspectoren befreit. Zwei Jahre lang hatten sie ihn beschäftigt. Seit dem Ausgang des Jahres 1879, als die Verstaatlichung der preußischen Privateisenbahnen mächtig in Gang kam, hatte er ihre Vollmacht zu beschränken gesucht; sie lagen ihm neben seinen parlamentarischen Widersachern beständig in Gedanken; jetzt war ihre Macht gebrochen und er konnte in diesem Punkte wieder aufathmen.

Zugleich hatte er die Befriedigung, daß seine conservativen Freunde endlich in den Ton einstimmten, den er im preußischen Abgeordnetenhaus am 26. April 1876, bei der Anklage der Ausbeutung der Privateisenbahnen für den Säckel der Unternehmer angeschlagen hatte. Bereits die Motive der Gesetzesvorlage über die Unfallsversicherung hatten die öffentlichen Interessen als eine erhabene und überlegene Größe den Privatinteressen der Actienvereine entgegengestellt und nun kam in der Reichstagssitzung vom 1. April 1881 auch ein Conservativer und behauptete mit stolzer Vornehmheit, daß die Actiengesellschaften für jene Art der Versicherung nur ihrem Gewinn und nicht dem öffentlichen Interesse dienen. Allein die seit Rousseau und der französischen Revolution aufgekommene Schwärmerei für die Macht und Souveränetät der Gesellschaft hat übersehen, daß diese angeblich schöpferische Gottheit ein sehr schwaches und hilfloses Wesen ist und alle für den gemeinen Nutzen sich als mächtig und erfolgreich bewährenden Unternehmungen immer von Einzelnen ausgehen. Das Allgemeine, wie es unstät und wirkungslos hin und her wogt, hat

weder ein Organ noch den Trieb zur Gestaltung und zu Productionen! Schöpfer im Fach der Politik, Religion, Kunst und Wissenschaft, wie im Bereich der industriellen Erfindungen und Werke sind immer nur Einzelne gewesen. Sind die persönlichen Gründungen, Antriebe und zu gesellschaftlicher Bedeutung gelangten Anregungen erschöpft, dann kommt der Cäsar, Dictator und Imperator und erhält nothdürftig, was allenfalls noch existenzfähig ist, aber wenn er losbricht und den Sturm beginnt, wirft er auch die bestehenden, ihn hindernden Stiftungen und Corporationen um und bahnt sich zur Dictatur den Weg. Bismarck hat aber, wie der Widerstand des römisch-katholischen Kirchenthums bezeugt, erst noch zu beweisen, ob seine Kraft zu jenem Sturme ausreicht.

Beim Beginn der dritten Berathung des Gesetzentwurfs, als Gewinn und Verlust, wie ihn die zweite Berathung für den Reichskanzler festgesetzt hatte, zu übersehen und an eine Aenderung nicht zu denken war, in der Sitzung vom 15. Juni, befriedigte der Staatssecretär von Bötticher die Erwartung des Reichstags und sprach sich über das Verlust-Conto Bismarck's aus. Nach der leicht vorauszusehenden Erklärung, daß die Reichsregierung nach wie vor die Decentralisirung des Versicherungsgeschäfts in einzelstaatliche Anstalten nicht für zweckmäßig erachte, theilte er mit, daß man gleichwohl mit Landesanstalten den Versuch machen wolle, damit die Reichsregierung nicht die Schuld treffe, daß sie, weil man eine ihr nicht genehme Form gewählt habe, „den Segen dieser Vorlage" unerfüllt lassen wolle. Der Antrag auf Decentralisirung war vom Centrum ausgegangen und selbst der Abgeordnete Richter erklärte am 31. Mai beim Beginn der zweiten Berathung, seine Partei entscheide sich für das Monopol der Einzelstaaten, da „nach ihrer Ansicht ein Monopol um so verderblicher wirke, je mehr es centralisirt ist", — eine sehr schwach begründete Hoffnung, da die Centralisation der Staatseisenbahnen durch den Beschluß des preußischen Landtags über die Auslieferung der preußischen Staatsbahnen in die Hände des Reichs (im April und Mai 1876) bereits eingeleitet ist und die Anstrengungen der preußischen Liberalen schon seit den Tagen des Norddeutschen Bundes überhaupt auf die Stärkung der Reichseinheit hinausgingen. Am wenigsten würde Ludwig Bamberger zu seinen neueren Klagen über Unterdrückung der Individualität, Selbstbestimmung und Initiative aller Art berechtigt sein, da er in den Ansprachen an seine Wähler in dem Jahre 1878 die äußerste Zusammenfassung der Reichsmacht nicht stark genug fordern konnte.

Was den andern vom Kanzler erlittenen Verlust, den Wegfall des Staatszuschusses zur Versicherungsprämie der am schwächsten bezahlten Arbeiter betrifft, so versprach der Staatssecretär, die Reichsregierung werde auch mit dem jetzigen Gesetz den Versuch machen, da man, ohne den ersten Schritt zu thun, nicht Erfahrungen sammeln und nach denselben mit Vorschlägen zur Verbesserung des Gesetzes auftreten könne.

Neben diesen Vorbehalten für die Zukunft, die jedoch bei der Kenntniß von den Absichten und großen Plänen des Kanzlers sich von selbst verstehen und Niemanden überraschen können, berührte der Staatssecretär ein wichtigeres und ernsteres Thema. Derselbe sagte, die Regierung sei auch jetzt noch, wenngleich sie mit dem Gesetz in seiner umgestalteten Form den Versuch machen wolle, der Meinung, daß die Industrie, wenigstens einzelne Industriezweige, die Prämie nicht tragen können; eingehender behandelte in der Sitzung vom 2. Juni, als der Schluß der zweiten Lesung nahte, der Abgeordnete Schlieper diese Angelegenheit und fand es „auffällig", daß man in der eingehenden Behandlung des Gesetzentwurfs nur allein von den Arbeitnehmern, sehr wenig dagegen und in wenigen Fällen auch von den Arbeitgebern gesprochen hat. Er meinte, man dürfe, wenn man von Fabrikanten spricht, mit denselben nicht immer die Vorstellung des Reichthums und des gesicherten Gewinns verbinden und nur an die großen Actienunternehmungen und Industriekönige denken, denen allerdings die Erfüllung der ihnen vom Gesetz aufgelegten Beitragspflicht nicht schwer fallen würde, anders stehe es jedoch mit den kleineren und mittleren Fabrikanten. Von diesen entwarf der Abgeordnete das richtige Bild, daß sie bei allem ihren guten Willen, für das Beste der Arbeiter zu sorgen, an der Grenze der Leistungsfähigkeit stehen und sich mit Sorgen und Mühen abquälen, um die Arbeiter zu beschäftigen und auszulohnen, während die letzteren ihres Lohnes gewiß und, wenn sie ihr Tagewerk vollbracht haben, aller Sorgen ledig sind.

Bismarck selbst ist der Gequälteste in dieser ganzen Angelegenheit; noch dazu hat er sich neben der Sorge für die Arbeiterversicherung die Verpflichtung aufgeladen, die Gemeinden von der Schul-Polizei und Armenlast zu befreien. Die „Schelle", die er nach seinem Ausdruck der Katze angebunden hat, läutet seitdem in allen Wählerversammlungen und erweckt die ausschweifendsten Erwartungen. Noch an der letzten parlamentarischen Abendtafel des diesjährigen Sommers, am 23. Mai 1881, nannte er das Unfallversicherungsgesetz nur den ersten Schritt auf dem Wege der socialen Reformen, denen

namentlich ein Alterversorgungsgesetz sich anschließen müsse. Zwar hat er seine Erklärung von diesem Abend, er werde „unter kein Gesetz, welches eine Belastung des armen Arbeiters enthält, seinen Namen schreiben", ein paar Wochen darauf gemäßigt und sich durch den stellvertretenden Staatssecretär zu einer Probe mit dem jetzigen Gesetz bereit erklärt, es ist aber nach seinen oft ausgesprochenen Grundsätzen zu erwarten, daß er mit seiner ursprünglichen Idee wieder auftreten wird. Ebenso sprach er an demselben Abend seine Zuversicht aus, daß die Versicherungs-Kassen der Einzelstaaten sich nicht als lebensfähig erweisen und naturgemäß in die große Reichsanstalt aufgehen würden.

Nur hat er nicht solche Eile, wie jener conservative Abgeordnete, der beim Beginn der ersten Lesung am 1. April 1881 ausrief: es muß etwas geschehen, es muß in dieser Session etwas geschehen; der Kanzler rechnet vielmehr nach Generationen des Reichstages, wie sie aus dem Schooß der Wählerversammlungen hervorgehen, und ist zufrieden, wenn er auch erst vom Enkel oder Urenkel des jeweiligen Reichstages die Zustimmung zu seinem Ideal gewinnen kann. Er ist geduldiger, als der conservative Heißsporn, will warten und es laut seiner Reichstagsrede vom 8. März 1881 für sein Programm (vom Armen-, Schul- und Polizeiwesen), „auf einen Kampf im nächstfolgenden, auch in einem dritten Reichstag ankommen lassen, die Initiative behalten und ist fest entschlossen, sie soweit durchzuführen, als seine Kräfte und Attributionen ausreichen."

Diese Initiative und die mit ihr verbundenen Machtvollkommenheiten hatte er in seiner Reichstagsrede vom 24. Februar 1881 staatsrechtlich zu begründen versucht. Dieselbe ist die Fortsetzung jener Rede vom 8. Mai 1880, in der er erklärte, gegenüber den Uebergriffen des Reichstags und Bundesraths vor „Bedenklichem" nicht zurückschreiten zu wollen. Die jetzige schließt mit den Worten, daß es „Zeiten giebt, wo man liberal, und Zeiten, wo man dictatorisch regieren muß", — sie zeigt das dictatorische Scepter, welches zugleich als treibender Stachel dienen soll, und ist durch des Abgeordneten Richter unmittelbar vorhergehende Erinnerung an das Schicksal des Hoffmann'schen Entwurfs zur Reform des Haftpflichtgesetzes auf dem Uebergang vom Bundesrath zur Volksvertretung hervorgerufen. Die feurige Erregtheit und dialectische Anstrengung, mit denen der Kanzler seine Stellung zum Bundesrath zu deuten und zu rechtfertigen sucht, beweist, daß das Haftpflichtgesetz und die Zurückweisung des Hoffmann'schen Reformversuchs die deutsche Reichs-

geschichte während des, in vorliegenden Bogen geschilderten Zeitabschnittes beherrscht und ihre durchgehende Tonart bestimmt hat.

Der Abgeordnete Richter hatte in dem Auftreten des fürstlichen Handelsministers mit seinem Beschluß, das Versicherungswesen zu verstaatlichen, nachzuweisen versucht, wie die Einwirkung der Reichsgesetzgebung auf die Gesetzgebung der Einzelstaaten und auf deren innere Verhältnisse zunimmt, — die bundesstaatliche Grundlage des Reichs erschüttert und die Richtung zum Einheitsstaat gestärkt wird, — wie der Kanzler bei dieser Erweiterung der Machtsphäre des Reichs die Bedeutung der gesetzgebenden Factoren, des Reichstags und Bundesraths, mindert und seinen Willen immermehr zum alleinherrschenden macht.

Bismarck geht in seiner Erwiderung einerseits von der Thatsache aus, daß die Reichsverfassung keinen anderen verantwortlichen Beamten kennt als den Reichskanzler und daß er andererseits mit der ihm factisch aufgelegten und von Anfang an von ihm übernommenen Verantwortlichkeit sich der Verpflichtung unterzogen habe, die Beschlüsse des Bundesraths zu vertreten, wenn er auch selbst in der Minorität sein kann. Aber nun kommt sogleich die Controverse mit der entgegenstehenden Bedingung, daß er diese Vertretung mit seiner Verantwortlichkeit verträglich finden muß, und mit dem Ausnahmefall, daß er von der Unmöglichkeit dieser Verträglichkeit überzeugt ist. Das Urtheil über das, was unmöglich oder zulässig ist, hängt nach seiner ferneren Ausführung von folgenden rationellen Bedingungen ab, daß Jedermann nur für seine eigenen Entschließungen und Handlungen verantwortlich sein und Niemandem, was auch die Reichsverfassung nicht habe thun wollen, eine Verantwortlichkeit für Handlungen auferlegt werden kann, zu denen er gezwungen werden kann. Aus diesen Sätzen schließt er dann, daß der Verantwortende eine vollständige Unabhängigkeit und Freiheit genießen muß, weil sonst die Verantwortlichkeit aufhört, ja völlig schwindet, da es unbekannt bleibt, wer sie dann überhaupt im Reiche tragen soll.

Bismarck erläuterte sodann die Controverse mit dem besonderen Fall, der ihn im vorigen Jahre bis zur Uebernahme des Handelsministeriums beschäftigt, durch dessen Erwähnung ihn Richter in der vorhergehenden Rede in Feuer und Flammen versetzt und mit dessen characteristischem Verlauf ich meinen vorliegenden historischen Versuch eröffnet habe. Allerdings, führt er aus, habe er den Beschluß der Majorität des Bundesraths (über die Reform des Haftpflichtgesetzes), also der Majorität der Klageberechtigten, der Majorität der verbün-

deten Regierungen, die nach seiner weiteren Auseinandersetzung in der Reichstagsrede vom 28. März 1881, soweit es sich um die Legislative handelt, die höhere Potenz der Reichsregierung bilden", dem Reichstag nicht vorgelegt. Er habe sich dessen geweigert, weil er „nicht die Sicherheit hatte, daß die Majorität des Reichstages die Unmöglichkeit der Durchführung dieses Gesetzes annehmen", d. h. einsehen würde. Er wollte das Land „der Gefahr, dieses Gesetz aufgeladen zu bekommen, nicht aussetzen", und entzog sich der Vorlage des Gesetzes „aus Gründen, die sich nicht am grünen Tisch, sondern im grünen Lande draußen finden."

Der hochgestellte Dialektiker führt die Controverse endlich noch höher hinauf, ja bis zur höchsten Spitze und setzt den Fall, daß die Majorität des Bundesraths vor den Kaiser tritt und von demselben im Namen ihres verfassungsmäßigen Rechts fordert, daß er ihre Beschlüsse dem Reichstage vorlegt. Aber auch hier, wie er für sich selbst die im grünen Lande gewachsenen Gründe berührt, beruhigt er sich mit der möglichen oder wahrscheinlichen Thatsache, daß der Kaiser antwortet: „den Rechtspunkt will ich nicht untersuchen, ob ich dazu verpflichtet bin, — ich will annehmen, ich wäre es, — ich weigere mich nicht, aber ich habe augenblicklich keinen Kanzler, der bereit ist, das zu unterschreiben, — kann denn dem Kanzler befohlen werden: Du sollst und mußt das unterschreiben? kann er mit Gefängniß wie bei Zeugenzwang bedroht werden? Wo bliebe da die Verantwortung?" — also die Freiheit und Unabhängigkeit des Reichskanzlers?

Kurz, Bismarck kommt über das Thatsächliche, Gegenwärtige, Augenblickliche, — die bestehende Dictatur nicht hinaus. Er selbst gesteht in derselben Rede vom 24. Februar ein, daß „der Proceß, was die Unterordnung unter die Majorität des Bundesraths betrifft, noch nicht geschlossen und noch sub judice lis est", und die Unruhigen des Reichstages ersucht er, sie mögen doch abwarten, ob der Klageberechtigte, die Majorität des Bundesrathes den Weg Rechtens verfolgen, über Verfassungsbruch klagen und vom Kaiser die Entlassung des jetzigen Kanzlers erlangen wird.

Wir begnügen uns gleichfalls mit den „im grünen Lande" gewachsenen Gründen und haben gefunden, daß das Reich zu mittellos ist, um nach Beseitigung der privaten Versicherungsanstalten und des Haftpflichtgesetzes der Arbeiterklasse eine gesicherte Existenz zu verschaffen. Allerdings werden die Arbeiter unter der Polizeigewalt der künftigen Staatsversicherungsanstalten der Aufsicht der Regierungen unterworfen

sein, aber die Frage, ob sie selbst und die meistens selbst leidenden Fabrikherren im Stande sein werden, die vom Reichstag beschlossenen Prämien zusammenzubringen, gehört zu den Processen, deren Entscheidung schon vor der Einleitung als gewiß betrachtet werden kann.

Bald nach dem Schluß des Reichstages brachte die „Königsberger Hartung'sche Zeitung" (in der Mitte des Juli) die Nachricht, daß der Minister Bitter sich während seines Aufenthalts in Königsberg zwar sehr zuversichtlich über die endliche Herbeiführung des Tabakmonopols ausgesprochen, aber ebenso entschieden erklärt habe, trotz des bedeutenden Zuschusses, den dieser langersehnte Triumph den Staatskassen bringen würde, dürfte man noch lange nicht auf eine Verwendung öffentlicher Mittel zur Erleichterung der Schul- und Armenlasten in den Communen rechnen. Die eiligst darauf erfolgte Mittheilung der „Nordd. Allg. Zeitung", die aus gut unterrichteter Quelle gehört haben wollte, daß „diese Behauptung unrichtig sei", wollte nicht viel wirken; Herr Bitter wäre nicht der erste Finanzminister der neuen Aera gewesen, dem Angesichts der Ziffern seines Zählbretts die Inspirationen des Kanzlers als „Phantasieen oder Phantome" erschienen. Ein unbewachter Augenblick seiner Angst und Besorgniß kann ihm immerhin eine ähnliche Dämpfung überspannter Hoffnungen entrissen haben.

Gleichzeitig befand sich aber Bismarck auch in der höchsten Anspannung seiner Fibern. Die Wahlen rückten heran; der Lärm und hohle Tumult der conservativen Wählerversammlungen hatte begonnen, jene „der Katze angehängte Schelle" that zur Erregung der Geister ihre schuldige Pflicht; aber es mußte noch die äußerste Zuspitzung und Schärfung des Tons hinzukommen. Diese Steigerung besorgte der Berliner Universitätsprofessor A. Wagner; er begann mit einem Vortrage in der Versammlung des Berliner „Vereins zur Bekämpfung der Fortschrittspartei" am 3. August und ließ seine hochgestimmte Melodie einige Tage darauf in Elberfeld hören. Beidemale pries er die erlösende Kraft des Tabakmonopols und verherrlichte es als den Messias, der die Versicherung der Invaliden der Arbeit in's Werk setzen werde. Den Elberfelder Wählern stellte er sich als den eigentlichen Erfinder des Arcanums vor und erbot sich, den schriftlichen Nachweis zu liefern, daß er den rettenden Gedanken lange zuvor geboren habe, ehe ihn Fürst Bismarck aussprach; jedoch hatte er die Güte, sich zugleich als Botschafter des Reichskanzlers einzu-

führen und sich auf die vor Kurzem von demselben mündlich erhaltene Erlaubniß zu berufen, wonach er zum Apostel der fürstlichen Absichten und Herold der nothwendigen mächtigen Werkzeuge (des Tabakmonopols und der erhöhten indirecten Steuern überhaupt) erkoren sei.

Nach Bismarck's Reichstagsrede vom 28. März 1881 durfte man soeben noch annehmen, daß er im Unterschied von seinen parlamentarischen Conservativen sich in Geduld fassen und sich nicht grämen würde, wenn er die Entscheidungsschlacht für seine Ideale erst einer spätern Reichstagsgeneration liefern könnte. Nun er aber die „Schelle" einem Berliner Universitäts-Professor angebunden hat, zeigt er eine große Veränderung. Er eilt, wird stürmisch und läßt sogar die früheren Vorbereitungen zu seinem Steuergebäude liegen. Noch in den letzten Verhandlungen des preußischen Landtags entbrannte ein heißer Streit über die Verwendung, die man von dem chimärischen Segen der neuen Steuer- und Zollordnung zur Erleichterung der Gemeinden und zur Herabsetzung der directen Steuern machen müsse. Von alledem sagt die „Schelle" des Herrn Wagner Nichts mehr, diese Kleinigkeiten sind vergessen und allein die Arie vom Tabaksmonopol wird von Versammlung zu Versammlung wiederholt. Nur der Eine Grund-Accord kehrt immer wieder, daß eben dieselben großen Massen, denen Monopol und indirecte Steuern die Sicherheit eines phantastischen Elysiums schaffen sollten, die Entsagungen und Entbehrungen tragen müssen, welche ihnen die Erhöhung der indirecten Steuern sammt dem Monopol auflegt.

Kurz, der Erlösungs- und Beglückungsplan dreht sich im Kreise, will erst von der Masse einziehen, was er ihr nach der Pein des Darbens als ein Gnadengeschenk zukommen lassen will; daß der Plan in einem Nihilum endigt, liegt in der Natur der Sache; aber auch das Eine ist sicher, daß er den Reichskanzler in ein Chaos führt, und unsererseits können wir noch das Gewisseste hinzufügen, daß die überlasteten Bürger wie ihre Vorgänger am Schluß der römischen Geschichte den Obrigkeiten den Schlüssel zu ihrem Eigenthum bringen und wenn sie nicht nach dem fernen Westen auswandern, sich anderwärts die Freiheit und Productivität moderner Klöster gründen müssen.

Eifrige Patrioten brauchen deshalb nicht zu besorgen, daß ihr altes Vaterland in dem bevorstehenden Chaos wehrlos sein wird. Jene Väter, die im vorigen Jahrhundert die Guaranis von Paraguay mit geistlichem Trost versorgten, im Ackerbau und Gewerbe unterrichteten und aus den gemeinsamen Vorrathskammern ernährten, gaben

ihnen auch Feuerwaffen in die Hand, bildeten aus ihnen eine vortreffliche Artillerie und lehrten sie die Kriegsbaukunst. Diese Armee setzte im vorigen Jahrhundert die vereinten Spanier und Portugiesen in Schrecken und hat in dem langen Kriege vor zwölf Jahren die Heere Brasiliens und Argentiniens ermüdet, oft geschlagen.

XVI.
Musik und Gymnasien.

Es gehörte eine ganz besondere Seelenstimmung dazu, um einen großen Theil der deutschen Nation in einer wahren Wuth gegen die bedrückte und von der „Majestät des Gesetzes" in die Acht erklärte katholische Partei Jahre lang zu erhalten. Die Gesetzgeber, die sich von der Majorität der Nation emporgehoben und von ihrer Zustimmung gestärkt sahen, standen in den parlamentarischen Verhandlungen, die auf die Einschnürung der Partei ausgingen, wie die Bevollmächtigten einer Staatsinquisition da und wollten sich nur mit der Vernichtung des Gegners zufriedenstellen lassen. Ein Virchow, ein Sybel commandirten an der Spitze, verlangten „Keulenschläge" oder raffinirten in der Erfindung feiner Fußangeln.

Ihr Commando fand draußen, rings um die parlamentarische Tribüne, ein imposantes Echo. Hunderte von zustimmenden Blättern wiederholten, priesen und rechtfertigten ihre Stichworte, Sturm- und Kriegslieder „gegen Rom" entflammten die Massen, und wenn die „schwarzen Gegner" durch Gefängnißhaft oder Sperrung ihres Einkommens kirre gemacht und zur Raison gebracht werden sollten, erhoben die Zuschauer einen Jubelruf.

Dieselbe Erregtheit der Sprache, dieselbe Uebertreibung der Forderungen und Erwartungen bildet den durchgehenden Ton in den socialen Programmen des Augenblicks. Nur das Extremste, die Organisation der Arbeit durch den Staat, die Verwandlung des Landes in ein Arbeitshaus, die staatliche Errettung aus der Stockung des Erwerbs und die Garantie für jeden einzelnen Nothfall findet allgemeinen Beifall; man braucht aber nur die Berichte über die öffentlichen Erörterungen dieser Thema's einzusehen, um hinter der gewaltsamen Erregung der Geister die lauernde Oedigkeit und Verlassenheit zu erblicken.

Ich glaube nun den angemessenen Uebergang zum Schluß meines historischen Versuchs zu bilden, indem ich in der Musik des Augenblicks den reinsten und concentrirtesten Ausdruck der allgemeinen Stimmung nachweise. Im Reich der Töne verräth die Seele ihre geheimsten Schwingungen, Wünsche und Forderungen und zeigt sie, was sie kann und leisten möchte, werden wir also auch am naivsten erfahren, was die Seele der Dictatoren von Disraeli, Gladstone und Gambetta an bis zu den neuesten Culturkämpfern bewegt.

Neben der Uebertreibung der Sprache characterisirt die neuesten parlamentarischen Helden und ihre publicistischen Kampfgenossen auch eine tiefe Unerfahrenheit, ja, Unwissenheit in der Historie. Ihre Vertrautheit mit dem, was man früher die „guten Wissenschaften" (bonae literae) oder die Humaniora, die Anleitung zur Humanität, nannte, ist nicht besonders zu rühmen, wie seit den Jahren des Norddeutschen Bundes ihr Tappen in die Hohenstaufenzeit bis zu ihren neuesten Rückblicken auf die socialen Zustände der römischen Kaiserperiode beweist; die Geschichte und Bedeutung der lutherischen Reformation ist den Kulturkämpfern völlig unbekannt und die Zeitungen, die sich der armen aufgeklärten Pastoren in deren unglücklichen Berührungen mit den königlichen Consistorien annehmen, haben keine Ahnung davon, wie die kleinen Misèren ihrer Schützlinge durch die Arbeiten und Kämpfe der Meister der Forschung seit Spener und dessen Nachfolgern längst überflüssig gemacht sind.

Die liberalen Parlamentarier haben nicht einmal eine Ahnung von der Bedeutung der Bismarck'schen Rede gegen Lasker's Ruf nach einem verantwortlichen Ministerium zur Zeit des Norddeutschen Bundes; auch die Reden des Kanzlers vom 8. Mai 1880 und vom 24. Februar 1881 sind ohne nachhaltige Wirkung vor ihnen vorübergegangen. Sie haben sich noch nicht vollständig darüber orientirt, daß es sich in diesen Reden um denselben Proceß zwischen Preußen und Deutschland handelt, der in den letzten Jahrhunderten Griechenlands zwischen diesem und Macedonien, später zwischen Rom und Italien zum Austrag kam.

Bismarck selbst ist in diesem Fach Autodidact; aber wie er durch eigenes Durchleben der wirklichen Welt zu seiner entscheidenden Stellung gegenüber Oesterreich kam, — wie er, nach meiner Darstellung auf den ersten Seiten des vorliegenden Versuchs, schon früh auch ohne die Varnbüler's und Thüngen's zu seiner Steuerordnung des Reichs gelangte, so hat er aus dem eigenen Leben heraus und in der inneren Anstrengung des Hauptes die macedonisch-griechische

Geschichte durchgemacht und jene Reden des self-made-man lassen auch an Nachdrücklichkeit der Sprache die Ausarbeitungen seiner liberalen Gegner tief unter sich.

a) Die Musik.

Um die Natur der jetzigen Musik zu erklären, führe ich zuvor die Schilderung an, welche uns zwei nordische Reisende und geistvolle Beobachter von dem Eindruck der blutigen Revolutions-Scenen des Jahres 1789 auf Frauenzimmer gegeben haben.

Friedrich Schulz, als reisender Liefländer der Maler des sterbenden Polens, beschreibt in seiner „Geschichte der großen Revolution in Frankreich" (Berlin 1790), wie er „gerade im Palais Royal war, als am 14. Juli jenes Jahres der Zug des Volkes mit den Köpfen des Gouverneurs der Bastille und des Prewot des Marchands Flesselles dort erschien. Um aus dem Gedränge zu kommen, stellte er sich auf eine steinerne Bank an der Seite der Arkaden. Es stand auf derselben ein Frauenzimmer, das unter allen Erscheinungen eines heftigen Fiebers die beiden Köpfe unverwandt ansah und sich dabei beklagte, daß sie von dem schrecklichen Anblicke den Tod haben könne. Der Reisende rieth ihr, die Augen zuzudrücken oder den Kopf wegzuwenden, aber sie erwiderte: „Mein Gott, das ist mir unmöglich, ich kann mir's nicht enthalten", und wirklich war sie gezwungen, den Köpfen so lange nachzusehen, als sie konnte. Darauf stieg sie mit dem langsamen Seufzer, der Herzenserleichterung anzukündigen pflegt, von der Bank herunter und entfernte sich eiligst, vielleicht um das Schauspiel in der nächsten Straße noch einmal anzusehen."

Wenige Wochen nach dem Pariser Ereigniß war Baggesen in Straßburg angekommen, als daselbst in einem Aufruhr das Rathhaus demolirt und Zimmermann aus Mainz aufgehängt war, und erzählt (in seinem „Labyrinth") wie die Aufwärterin seines Absteigequartiers, eine „lebendige, naive und behagliche, im höchsten Grade revolutionäre Elsässerin", ihm sagte, „wie gern sie mit bei der Zerstörung der Bastille gewesen wäre." Sie beschrieb ihm die Scene des Straßburger Aufruhrs: „die ganze Luft war mit fliegenden Papieren angefüllt. Es war, als wenn's Briefe vom Himmel herunter schneiete! Und dann das Spektakel und Rufen und Schreien, als ob der jüngste Tag käme." „Ich wollte die Komödie, sagte sie, nicht für drei Louisd'or gemißt haben." Schrecklich ist's, fügt Baggesen hinzu, zu sehen, wie es soweit gekommen, daß ein kleines, zartgliederiges, von Natur furchtsames Mädchen vor solchen Aufzügen nicht mehr erschrickt.

Sie schauderte freilich noch bei der Erzählung, aber dieser Schauder war ihr angenehm.

Jedoch kommen auch für ganze Völker Zeiten, wo sie weibisch werden und die abgespannten Nerven der Männer nach den gräßlichen Reizen verlangen, deren Einwirkungen sich die Frauenzimmer jener Zeit des Bastillensturmes zugleich widerwillig und lüstern hingaben. Wenn, wie seit einem Jahrhundert in Europa, die Umwälzung der alten Welt die Gemüther beschäftigt und erschüttert hat und ein Ende der Unruhen noch nicht abzusehen ist, so schmachtet der Mann nach Pausen des Sturmes und kann doch auch in solchen Augenblicken der Erholung für seine durchgepeitschten Nerven den Kitzel der Spannung und Aufregung nicht entbehren. Wenn man die Unhaltbarkeit der alten dogmatischen Systeme fühlt, aber in der Krisis des Fiebers noch nicht die Kraft zum innern Ausbau und zur eignen Sammlung besitzt, so sucht man die Zerstreuung und will auch in solcher Erholung die Bilder des Ruins und Todes in möglichst greller Beleuchtung vor Augen haben.

Es ist nicht nur die Concurrenz der zahlreichen hauptstädtischen Anstalten für theatralische Aufführungen, was sie zu Ueberraschungen und immer neuen Steigerungen der Effecte treibt, sondern der Hunger des Publikums nach stärkeren Reizmitteln zwingt sie zugleich zur Anstrengung, sich einander mit ihren Gaben zu überbieten. Die Kunstwerke der guten alten Zeit werden zuweilen aus dem Staub der Bibliotheken hervorgeholt, aber sie finden keinen Anklang, da die Resonanz im Innern der Gegenwart fehlt.

Frühere Meister der Kunst haben zugleich die Seele ihrer Zeit ergriffen, zusammengefaßt, im Schacht ihres eignen Geistes zu neuer Gestalt umgeschaffen und in kühnem Selbstvertrauen sich auch durch die anfängliche Unempfänglichkeit ihrer Zeitgenossen nicht irre machen lassen. Die jetzigen Diener des Publikums jagen nach dem Beifall ihrer Umgebung, gewinnen ihn auch, aber wie flüchtig und ephemer sind ihre Leistungen! wie unbedeutend ihre Fliegen des Augenblicks, z. B. im Vergleich mit Friedrich Schulzens Gemälde der Agonie Polens und Baggesen's Schilderungen der Zeit und Persönlichkeiten vor und nach dem Bastillensturm!

Der römische Dichter Martial hat in seinen „Amphitheater-Epigrammen" geschildert, wie zur Zeit des Titus und Domitian im Meer des Colosseums Leander bei nächtlicher Beleuchtung zu seiner Hero schwimmt, wie in demselben Meer Thetis mit ihren Nereiden einherfährt und die Rosse des Poseidon durch die Wogen donnern.

Wohl, der 1738 geborene Venetianer Antonio Franconi kam zur rechten Zeit, als während der Reformarbeiten Ludwig's XVI. die Vorzeichen der revolutionären und imperatorischen Zukunft sich regten, auf die Idee, in Paris mit dem englischen Bereiter Astley den „olympischen Circus" zu gründen. Sein und seiner Söhne und Enkel Werk und ihre Fortbildung der Reiterkünste zu Schlachtengemälden und Feenstücken hat sich in der ganzen civilisirten Welt Bürgerrecht erworben, aber auch das Gräßliche, was der Kaiser Domitian in seinem Circus und Amphitheater den Römern vorführte, ist in Paris in der Gestalt des Lebensgefährlichen, Peinlichen und Marternden erneuert und der Genuß der übrigen Welt geworden.

Beschreibt Jemand, der die Marter dieses Anblicks, z. B. auch der „Trapez"-Uebungen bestanden hat, seinen Genuß, so zieht sich sein Gesicht krampfhaft zusammen, schließen sich Augen und Lippen wie im weibischen Schrecken und zuletzt athmet er mit den Worten auf: aber es war doch schön, — ganz wie jene Frauenzimmer Schulzens und Baggesen's.

Und so wie die Jongleurs der Volksbühnen bearbeiten auch die neuesten Meister der Töne ihr Publikum; ich werde ein paar Beispiele dieser neuesten Volkslehrer und ihrer Leistungen anführen und mich dabei, wie in meinem „Orientirungs"-Versuch, der Worte des kunstverständigen, muthigen und erprobten Berichterstatters der „Nationalzeitung" bedienen.

Ueber die am 14. April 1880 dem Berliner Publikum gebotene Ouverture Goldmark's zu Kleist's Tragödie „Penthesilea" sagt derselbe: „der gesunden Mitte der Empfindung weit entrückt, schwelgt sie in gewaltsam aufgestachelter Sinnlichkeit, in der wühlerischsten Unruhe der Modulation, den ätzendsten Reizen der Chromatik, dem verschwenderischsten Luxus des Colorits. Ein rein pathologisches Element beherrscht und erfüllt sie vom ersten bis zum letzten Tacte. Eine Furie, die mit ihren Hunden und mit ihren Zähnen den zuckenden Leib des von ihr erschlagenen Geliebten zerfleischt, zum Vorwurf des Instrumentalwerks zu wählen, fürwahr, ein solches Beginnen entzieht sich jedem ästhetischen Maßstab."

Ich füge hinzu: etwas Aehnliches findet sich nur in jenem peinlichen, auch von Martial besungenen Schauspiel, welches Domitian in seinem Amphitheater den Römern bot, als er das Leiden des Prometheus an einem Räuber und Mörder, den er nackt am Kreuz von einem Bären zerfleischen und auffressen ließ, zur Darstellung brachte.

Ueber Goldmark's, am 1. December 1879 zum erstenmal auf der Hofbühne zu Berlin präsentirte Oper die „Königin von Saba" schreibt derselbe angesehene Musikkenner: „die überall zu Tage tretende Freude an den grobkörnigsten materiellen Wirkungen, den gewaltsamsten Nervenreizen macht es dem Berichterstatter unmöglich, irgend welches nähere Verhältniß zu dem Werke zu gewinnen. Stets fühlte er sich von der Tonsprache angeschrieen, bald im buchstäblichen, bald im figürlichen Sinne. Die Partitur überbietet an Blechgerassel alle uns bisher bekanntesten, selbst die auf dieser Seite hin unersättlichsten Effecthascher. Wo aber auch dem äußern Ohr einige Erholung gegönnt wird, da geht es mit dem Sturmlauf auf das innere unverdrossen weiter. Immer von Neuem sieht man sich den absichtsvollsten Schärfen und Spitzen des Ausdrucks preisgegeben, den gesuchtesten Modulationen, den ätzendsten Klangmischungen".

Ich erwähne nur noch Anton Rubinstein's am 3. December 1880 im königlichen Opernhause zu Berlin vorgeführte Oper „Nero", ohne daran zu erinnern, daß diese Darstellung des kaiserlichen Roms so wenig wie die modernen Reproductionen der römischen Kaiserzeit, sei es im Epos, sei es im Drama oder im Glanz der Farbe, etwas von der Bedeutung der imperatorischen Weltherren und von der Größe ihrer geistigen Mitbewerber, der Schöpfer einer überlegenen Zukunft ahnt. Ich lasse dafür den Berichterstatter der „Nationalzeitung" sprechen, wie „die in Meyerbeer gipfelnde große historisch-romantische Oper dem „Nero" durchweg Vorbild gewesen ist: ihr gesammtes Rüstzeug hat er sich angeeignet; den eben so sehr an das Auge wie an das Ohr sich wendenden Prunk, den blendenden Glanz der Scenerie und die verschwenderische Fülle der Decorationen, Costüme, Tänze, Aufzüge, den Pomp des Finales" u. s. w. Und inmitten dieser Pracht und dem rauschenden Wechsel ist „fast nur Unbedeutendes, Gemeinplätzliches den Singstimmen in den Mund gelegt. Spärlich sickert die melodische Erfindung, characterlos sind beinahe durchweg die redselig sich ausbreitenden Recitative, arm an Farben und malerischen Motiven ist das Orchester, kurz, an allen Ecken und Enden gähnt uns die Langeweile entgegen."

Aber, fügen wir hinzu, das Ganze dieser Musikwerke gefällt dem Publikum. Es läßt sich gern von dem Glanz und Wechsel der Scenerieen blenden und wenn es von den „Keulenschlägen" des musikalischen Pathos getroffen und von den Bravourarien „angeschrieen" wird, so bleibt es bei sich zu Hause, denn die gleiche

Bravour liebt es, wenn sie sich gegen die Feinde seiner Cultur mächtig erweist.

Von der fieberkranken Musik wenden wir uns nun zu dem leidenden Freund und Lehrer unserer Jugend.

b) Die deutschen Gymnasien.

In den letzten Jahren hat man oft die Klage über den Mangel an Auffrischung der deutschen gesetzgebenden Versammlungen durch neue Kräfte gehört. Es sind immer nur dieselben Männer, auf deren Thätigkeit diese Körperschaften seit zwanzig bis dreißig Jahren angewiesen sind und auch auf dem Gebiet der Wissenschaft zehrt die Gegenwart noch von den Anregungen und Leistungen der Forscher, welche die Zeit seit ungefähr dreißig Jahren belebten.

Man rechnet in der allgemeinen Geschichte nach Generationen und Menschenaltern und in der That wird Thatkraft und Production der einzelnen Perioden durch neue Menschen und Angehörige einer Generation bestimmt, die beim ersten Auftreten der jedesmaligen productiven Generation geboren war. Nach diesem Gesetz müßten in der Gegenwart Männer, die um das Jahr 1840 das Licht der Welt erblickten, sich im Bereich der gesetzgebenden Versammlungen wie in der Wissenschaft bereits angekündigt und Hoffnungen erweckt, zum Theil in der Kraft des Mannesalters sich durch dauerhafte Leistungen ausgezeichnet und als Meister der nächsten Zukunft bewährt haben.

In keinem jener Gebiete des deutschen öffentlichen Lebens sind aber solche Meister und Führer des, seit 1840 nach obiger Rechnung angebrochenen Menschenalters aufgetreten und man wird sich für die Zeit bis zum Jahre 1900 auf einen sehr trüben und kraftlosen Abschluß des laufenden Jahrhunderts gefaßt machen müssen. Der Nachwuchs der Epigonen ist schwach ausgefallen und droht in immer größere Erschlaffung und Entartung zu verfallen. Eine traurige Aussicht für das kommende Jahrhundert.

Jener oft gehörten Klage über die Schwäche des gegenwärtigen öffentlichen Personales erinnerten wir uns, als der Erlaß des preußischen Cultus- und Unterrichts-Ministers vom 25. Mai 1880 über die Ausartungen der geheimen Schülerverbindungen unserer heutigen Gymnasien erschien, und noch mehr, als wir die Ausführungen der Zeitungen über den Erlaß und das wüste Unwesen der höheren Schulanstalten lasen. Es schien uns, als nehme man an letzterer Stelle die Sache zu leicht, wenn man daran erinnerte, wie nach dem Zeugniß der Geschichte die Verirrungen der Alumnen z. B. der Fürstenschule

zu Meißen in dem vergangenen Jahrhunderte die heimlichen Gelage der jetzigen Gymnasiasten als zwerghaft erscheinen lassen. Bedenklich erschien es uns ferner, daß man die geheimen Trinkgelage und Verschwörungen der Schüler in der Gegenwart als natürliche Folge ihrer übermäßigen Anspannung in den höheren Schulklassen und ihrer Einarbeitung auf die beim Abgangsexamen erforderlichen Kenntnisse zu erklären suchte.

Die „Nationalzeitung", für solche Angelegenheiten in ihrem oberem Raum manchmal weniger gut berathen als unterm Strich im Feuilleton durch ihre Berichterstatter für Litteratur, Industrie und Musik, forderte sogar am 16. Juni 1880, um dem Ministerialerlaß das Befremdende zu nehmen, den Leser auf, er möge doch in einer Gesellschaft von Beamten, Aerzten, Geistlichen und Lehrern nachfragen, ob sie nicht auf der Schule einer Verbindung oder Kneipgesellschaft angehört haben. Sie steht dafür ein, daß acht unter zehn diese Frage bejahen werden, und ohne Ahnung, von welcher Bedeutung diese Thatsache ist, fügt sie mit derselben Harmlosigkeit hinzu, viele dieser ehrenwerthen Beamten und öffentlichen Diener würden auch nicht verhehlen, daß ihnen dieses Treiben die volle Frische und Gesundheit sammt der Arbeitsfreudigkeit beeinträchtigt oder geraubt habe.

Das geht noch weit über jenen Ministerialerlaß hinaus. Derselbe richtet sich doch nur gegen eine ganz excessive Organisation von Trinkgesellschaften und gegen systematische Erleichterung der häuslichen Schularbeiten durch eine eigene Hilfsbibliothek von Eselsbrücken. Aber acht unter zehn jener verantwortlichen Diener der Gesellschaft haben sich einer Gefahr ausgesetzt, welche Viele von ihnen beschädigt hat?

Wer noch während der zwanziger Jahre unseres Säculums den Gymnasialcursus, z. B. in Berlin, durchgemacht hat, konnte noch nichts von geheimen Trinkgesellschaften wissen. Dergleichen gab es noch nicht und kein Schüler trug nach solchen nächtlichen Vergnügungen Verlangen. Eine Gesellschaft von Beamten jeder Art, von denen je acht als Schüler sich in solchen geheimen Verbindungen für die Zukunft beschädigt haben, war ein Ding der Unmöglichkeit. Im Laufe von zwei Generationen ist somit eine tiefgreifende Veränderung vor sich gegangen, deren Wirkung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wir täglich erfahren und von welcher die Schülerverbindungen des ministeriellen Erlasses nur ein einzelnes Symptom sind.

Ein so betrübender und noch trübere Aussichten für die Zukunft eröffnender Umschwung der öffentlichen Verhältnisse bedarf einer eingehenderen Erörterung, als wie sie die gelegentliche Plauderei mit je

zehn Beamten, Geistlichen und Lehrern bieten kann, zumal wenn die Eingeständnisse derselben ohne Erwägung ihres Gewichts als etwas sich von selbst Verstehendes einfach nur registrirt werden.

Mit dem Schlusse, den das genannte Blatt aus den Enthüllungen des Ministerialerlasses zieht, daß also die „altdeutschen Fehler der Trunksucht und Bärenhäuterei einer höheren Cultur und feineren Sitte noch nicht zum Opfer gefallen sind", ist die Thatsache auch nur gebucht. Ein Blick auf den Culturstand anderer Völker, namentlich unserer Nachbarn, der Franzosen, würde doch wohl bei einer so traurigen Angelegenheit an seiner Stelle gewesen sein und vielleicht zur Prüfung geführt haben.

Die Ausartungen des vorigen Jahrhunderts waren besonders auf den großen Alumnaten zu Hause. Bahrdt giebt uns in seinem „Leben" ein erschütterndes Bild von den Lastern, die in der Schulpforta um das Jahr 1750 zu Hause waren. Unter dem gelehrten Rector Freitag, der sich sonst als väterlicher Richter und Freund bewährte, neben schwachen und unfähigen Lehrern und unter den inspicirenden Primanern und Ersten jeder untern Classe, die über die Schüler mehr Gewalt hatten als die Lehrer und Alles unter sich mit Prügeln tyrannisiren konnten, herrschte in dem Kloster heimliche Ausschweifung. Ein kleines Erziehungs-Institut, welches F. C. Laukhard, der classische Zeuge über die deutschen Universitäten und Schulen seiner Zeit wie über den preußischen Champagne-Feldzug und das revolutionäre Frankreich, besuchte, war gleichfalls der Sitz der Rohheit und seine paar Insassen machten sich zum Schrecken der benachbarten Bauernschaften. Das Alumnat des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin war berüchtigt wegen der Sittenlosigkeit und Verwilderung seiner Angehörigen und selbst der Inspectoren, bis Meierotto 1773 das Rectorat erhielt, die Zucht wieder herstellte und sich durch die letzten Anschläge und Meutereien der Verwilderten hindurcharbeitete.

Obwohl unser heutiger Berliner Mentor es mit der „Bärenhäuterei", welcher preußische Beamte, Geistliche und Lehrer während der Schulzeit ihre Opfer dargebracht haben, nicht sehr streng nimmt, so sucht er doch nach Abhilfe gegen excessive Ausartungen und fordert die Lehrer auf, sie möchten keine Gelegenheit innerhalb wie außerhalb der Schule versäumen, den Ideenschatz ihrer Schüler zu bereichern und dieselben mit Zuhilfenahme aller idealen Factoren über das Niedrige und Gemeine zu erheben. Die Einrichtung der Schularbeit wird bei dieser Ausflucht zu etwas Höherem, Edlerem und Belebenderem als im Ganzen zweckentsprechend vorausgesetzt, höchstens soll

Manches in Bezug auf die Menge der Unterrichtsgegenstände geändert, die Ueberbürdung mit häuslichen schriftlichen Arbeiten (Sachen und Beschwerden, die man in den zwanziger Jahren unsers Säculums nicht kannte), beseitigt werden; aber das Hauptgewicht soll in der Einimpfung des Idealen liegen.

Gerade an der Trennung der Arbeit von ihrem eignen, innewohnenden Werth scheiterten die Versuche, die, wie der Basedow'sche, die überlieferte Schulmethode, weil sie angeblich nur Gelehrte schaffen wollte, verwarfen und durch die Einschiebung besonderer Reize, wie des Spiels oder des Ergötzens an ein paar sinnlichen Anschauungen, die Arbeit anziehend oder annehmlich machen wollten. Alle diese Versuche, die eigentlich nur auf die großen Kinder der Zeit berechnet waren und die Erwachsenen und Alten auf ein paar Elementarsätze einschränken wollten, endigten in Mißmuth und Niedergeschlagenheit der Erfinder, die bei aller ihrer terroristischen Dictatur nicht einmal in ihrem Lehrerkreise die rechte spielende und anschauliche Unterrichtsmethode erzwingen konnten. Bahrdt, der in seinem Heidenheimer Institut mit Basedow concurriren wollte und vor Allem die ideale sokratische Vollkommenheit der Lehrer forderte, damit dieselben im beständigen Umgange mit den Zöglingen ihre Begriffe entwickelten, setzte vergeblich noch eine besondere durchgängige Inspection und Censur über die Lehrer ein und hatte beständig mit dem Aufstand derselben und mit der Empörung seiner Zöglinge zu kämpfen.

Zum Glück für Deutschland gab es noch neben den verwilderten Alumnaten und neben den spielenden Philanthropinen zahlreiche Anstalten, welche zur Arbeit erzogen und in dieser selbst die Kraft des Edeln und sogenannten Idealen pflegten. Was bei uns in den Generationen vom Jahre 1760 an bis in die ersten Jahrzehnte des jetzigen Säculums in Amt und Würden, in hohen bürgerlichen Stellungen und im Privatleben Halt und Freudigkeit mittheilte, hat in diesen Anstalten oder im ähnlich eingerichteten, väterlichen Haus-Unterricht seine Vorbildung erhalten.

Die Hauptsache war, daß die Arbeit ihren Werth in sich selbst hatte. Wenn z. B. der am 10. October 1726 zu Coburg geborene, 1750 als Conrector an die Thomasschule Leipzigs berufene, seit 1767 bis zu seinem im October 1799 erfolgten Tode als Rector derselben wirkende Joh. Friedrich Fischer seine sprachliche Erklärung eines alten Griechen oder Römers soweit trieb, daß eine Stelle, die er gerade erläuterte, zuletzt klar und deutlich vorlag und ihre durchscheinende geistige Bedeutung den Schülern zur Anschauung kam, —

wenn er den Genius und individuellen Character des Schriftstellers aus dem Detail hervorlockte, — den Autor mit dem Einfluß seiner Zeit zusammenbrachte und seine Stimmung, Affecte, Absichten und Beziehungen zu seiner Umgebung und Mitwelt darlegte, so war das allerdings eine mühsame Arbeit, aber auch eine Geistesübung, die eine reichliche Frucht trug. Da er es dabei keineswegs versäumte, auch die Schönheit der Sprache eines Classikers zu erörtern, war er von idealen Schwärmereien so wenig Freund, daß er die einförmigen Ausrufe der Bewunderung über die stylistische Herrlichkeit einer Stelle, eines Satzes oder eines Abschnittes streng zurückwies und vielmehr beim langsamen Gang seiner Erklärung von den Schülern eine eingehende Rechenschaft über den Eindruck eines Sprachstücks verlangte. Der Erfolg einer so mühsamen Uebung Fischer's und seiner ähnlichen Zeitgenossen liegt uns aber auch in den gesetzgebenden Leistungen der so gründlich ausgebildeten Männer, — in den Schriftstücken der Staatsbeamten, — in den motivirten Entscheidungen der Richter, den Reden der Prediger, Reformvorschlägen der städtischen Verwalter und in der deutschen Litteratur der letzten Jahrzehnte des vorigen Säculums vor Augen.

Das preußische Ministerialschreiben, welches für einen Augenblick, aber nur für den Augenblick die Debatte über das neuere Schulwesen erregte, nahm auch auf das elterliche Haus Rücksicht und ermahnte dasselbe, der Regierung in der Einwirkung auf die Schüler beizustehen. Der Abendtisch, um dessen gemeinsame Lampe sich sonst die Familie zusammenfand und an den sich der ministerielle Zuruf doch eigentlich nur richten konnte, sieht jedoch den Vater nicht mehr so beständig wie früher als den Hausgeist gegenwärtig und entbehrt seinen Blick, Zuspruch, seine Mittheilungen und Anregungen. Die politischen Interessen haben ihn seit dreißig Jahren aus dem Haus gelockt, später haben ihn niederschlagende Enttäuschungen verstimmt und während der letzten Jahre ist zur politischen Misère auch noch der Mißmuth über die Stockung des bürgerlichen Geschäfts und der Kampf mit täglichen Verlegenheiten gekommen. Alle diese Mißgeschicke haben das Feuer des väterlichen Auges doch etwas gedämpft.

Endlich möchten wir das obengenannte Blatt mit seinem schonenden Zugeständniß der immer noch ungeschwächt erhaltenen altdeutschen Fehler der Bärenhäuterei und Trunksucht auf Frankreich verweisen. Dort giebt es noch ein eingezogenes Familienleben, herrscht Mäßigkeit in den bürgerlichen Klassen, bringen die Geschäftsleute noch classische Bildung mit und erhalten sie in ihrer reich ausgestatteten und bis

zur Gegenwart wohlversorgten Bibliothek. Uebrigens fand Laukhard, nachdem er das Unwesen der deutschen Schulen und Universitäten persönlich durchgemacht hatte, als er darauf (um das Jahr 1780) die Universität Straßburg besuchte, die jungen französischen Officiere der dortigen Garnison nicht nur in ihren Sitten einnehmend und gefällig, sondern auch in ihren Fachwissenschaften wie in der allgemeinen Litteratur wohlbewandert. Die jungen Leute von 15 bis 16 Jahren, mit denen er viel umging, hatten wie die älteren Officiere jeder seine eigene Bibliothek, welcher auch die französischen Classiker und Neuerer nicht fehlten, und die Bücher standen nicht nur in ihrem Fach, sondern wurden auch gelesen. Laukhard war erstaunt, wenn die jungen Leute, deren Genauigkeit im Dienst ihn an die Zeiten Roms erinnerte, in ihren Gesprächen ohne Pedanterie bedeutsame Stellen aus jenen classischen Schriften einschalteten.

Wir können die seit 1740 unter uns vorschreitende Neubelebung des classischen Schulunterrichts mit der Renaissance des Alterthums in Italien während des fünfzehnten Jahrhunderts vergleichen. Nur dürfen wir bei dieser Parallele nicht vergessen, daß, während Italien aus eigener Kraft das Alterthum in neuen Werken der Kunst und Forschung belebte, wir in Deutschland von französischen und holländischen Kritikern in das Verständniß der römischen und griechischen Classiker eingeleitet wurden und zugleich der Einfluß französischer Neuerer von Montesquieu und Rousseau an nebst der Einwirkung der englischen Poesie die Schwungkraft des deutschen Geistes unterstützte und ihn auch für die Aneignung des classischen Alterthums begeisterte.

Solche Befruchtungen und die von ihnen hervorgerufenen Geburten kommen aber im Leben der Völker nur einmal und die in glücklicher Stunde gewonnene Meisterschaft läßt sich so wenig behaupten wie die allgemeine Begeisterung, die den Aufschwung eines Volks hervorgerufen hat. Die Italiener mochten nach den Schöpfungen der großen Schulen noch lange hin pinseln, meißeln und bauen, so kamen doch Männer wie die früheren Meister nicht wieder. Bei uns verwirrte die Geister während der großen französischen Kriege der Naturalismus Pestalozzi's und Fichte's Rhetorik; seit dem Jahre 1830 nahm die Politik die Geister in Beschlag, dann wurde der alte Gang der Gymnasien durch den Wetteifer mit den Realschulen irre; endlich sanken diese Werkstätten der intensivsten Arbeit durch den Zustrom derjenigen, die auf ihnen die Bedingungen zum einjährigen Militärdienst und zum Fähndrichexamen gewinnen wollen, zu Abrichtungs-

anstalten herab. Das früher der Jugend weniger bekannte Gefühl für die Noth des Lebens ist für sie jetzt der treibende Stachel und jagt sie zum Brodstudium.

Fragen wir den ersten besten, dem Abiturienten-Examen sich nähernden Primaner, was er studiren werde, so werden wir zur Antwort bekommen: was ihn am frühesten zu Amt und Anstellung führen wird. Und nach diesem Vorhaben und Hinblick auf das Staats-Examen ist auch sein Universitätsstudium eingerichtet. Die Verhandlungen des preußischen Landtags haben sich aber auch während der letzten Jahre vielfach mit der ungenügenden humanistischen Vorbereitung der Examinanden und ihrer dürftigen Einweihung in ihr specielles Fach beschäftigt.

Dagegen war das akademische Triennium im vorigen Jahrhundert noch nicht das Maaß, wonach die Studirenden ihre Lehrzeit einrichteten; noch weniger dachte die Mehrzahl daran, sich in dieser Zeit blos die nothdürftigsten Kenntnisse zum Examen einzuprägen. Viele von ihnen sahen sich auch in den Disciplinen um, die mit ihrem Fachstudium nicht in unmittelbarer Beziehung standen. Eine Universitätszeit von fünf bis sechs Jahren war überhaupt nichts Seltenes, Theologen und Juristen widmeten die ersten zwei Jahre vorwiegend der Philosophie, Geschichte und alten Litteratur; es gab auch Juristen, die sich anfangs gründlich mit Mathematik und Naturwissenschaft beschäftigten.

Die reichen Anregungen, die seit der Mitte des vorigen Säculum aus Frankreich und England kamen, hatten zur Folge, daß die Studirenden neben der Lectüre der ausländischen Autoren englische und französische Sprache und Grammatik eifrig betrieben, und zur Vergleichung um so mehr das Studium der griechischen und römischen Classiker fortsetzten; viele lernten auch das Italienische, um die Meisterwerke von Ariosto an bis zu Gozzi zu genießen. Selbst Laukhard, der 1775 Gießen bezog, um Theologie zu studiren, und für das dortige muthwillige Burschenleben sehr empfänglich war, trieb in seinem ersten akademischen Semester Mathematik und Logik, enthusiasmirte sich für Leibnitz' Theodicee, las den ganzen Ovid und Tacitus durch und legte sich auch auf das Italienische.

Ich werde nun noch an ein Paar der vielen Männer erinnern, die in der angeblich dumpfen Schule der deutschen Pedanten die Mitgift für ihre große öffentliche Laufbahn erhielten und dieselbe auch in ihren späteren Geschäften als ein köstliches Gut pflegten. Hervorragende Beispiele dieser gründlichen Vorbildung und daraus ent-

wickelter encyklopädischer Vielseitigkeit weist auch der katholische Süden Deutschlands und der Kreis der dortigen hohen Beamten auf. Der Tyroler Joseph Freiherr v. Sperges (geb. 1725, gest. 1791) zeichnete sich schon in seiner Innsbrucker Schulzeit durch seine Beherrschung der lateinischen Diction aus, und in seiner ersten Dienstarbeit, bei der Grenzberichtigung zwischen Tyrol und der Republik Venedig, unterstützte ihn die Gemeinsamkeit der Studien, die ihn mit den italienischen Freunden der lateinischen und griechischen Litteratur verband. In seiner späteren Stellung als Regenerator der österreichisch-italienischen Provinzen suchte er im Studium und Umgang mit gleichgesinnten Freunden seine Erholung, war ihm Historie und alte Litteratur sein Genuß, und legten die gelehrten Gesellschaften, die er in den italienischen Provinzen stiftete, von seiner Vielseitigkeit Zeugniß ab.

Ein anderer Tyroler, Franz Graf Spaur (geb. 1726), gleichfalls auf der Innsbrucker Schule in der sprachlichen Diction geübt, befruchtete noch auf dem Gymnasium seine stylistische Ausbildung durch das Studium Sarpi's, Spinoza's und Montesquieu's. In seinen ersten, an sich schon bedeutenden Aemtern war es neben dem Ruf seines Geschäftsgeistes und seiner Gerechtigkeitsliebe auch der lichtvolle Styl seiner Schriftstücke, was den Kaiser Franz I. bewog, ihm am Reichskammergericht zu Wetzlar die erste katholische Präsidentenstelle, sodann das erledigte wichtige Amt des Kammerrichters zu verleihen. Seine meisterhaften Ausarbeitungen, Berichte und Gutachten auf die von der Visitation 1767 vorgelegten Fragen sind eine wahre Anatomie der Reichskammergerichts-Verfassung und ein Denkmal des Instituts, dessen Sturz beim Vorrücken der Franzosen unter Hoche im Frühjahr 1797 er nur ein paar Monate bis zum 1. August überlebte.

Nennen wir noch ein paar norddeutsche Freunde der alten Litteratur, — zunächst den Schöpfer des modernen Leipzig, Karl Wilhelm Müller, geb. 1728, gest. 1801. In der Schulpforta, auf der er seine Vorbildung zur Universität erhielt, fand er andere Lehrer als der dreizehn Jahre später geborene Bahrdt und verdankte ihr die gründliche Ausbildung seiner vielseitigen Gaben und Talente und die Liebe, die er bis an sein Lebensende den Meisterwerken der alten Litteratur widmete. Obenan standen ihm seine Amtsgeschäfte. Wie er vor seiner Ernennung zum Bürgermeister alle obrigkeitlichen Würden, im Leipziger Stadtrath, erst als Stadtrichter, dann als Baumeister, endlich als Proconsul bekleidet hatte, so verbreitete sich seine spätere schöpferische Thätigkeit auf die Reform des Schulwesens, Gründung neuer Musterschulen, bis zur Hebung des Schauspiels und der Conzert-

aufführungen, und endlich bis zur Befreiung Leipzigs von einem Theil seiner Mauern und zur Anlegung seiner Gartenumgebung. Seine ersten Morgenstunden widmete er der Lectüre des Plato, Seneca, Horaz und anderer classischer Autoren, seine Erholung fand er bei den Classikern Englands und Frankreichs, und in diesen Genüssen der Freistunden gewann er die Ruhe und Sanftmuth, mit denen er die mannigfachen Kämpfe seiner Amtsverrichtungen bestand.

Sein Landsmann, der im Laufe seiner staatsmännischen Carrière zum Freiherrn erhobene Christian Gotthelf Gutschmid, der Regenerator Sachsens nach dem siebenjährigen Kriege, geb. 1721, gest. 1798, erst Theologe, dann Jurist und Advocat zu Leipzig, ward durch die lichtvollen und sachlich gediegenen Schriftstücke, die er als Consulent der Leipziger Krämerinnung abfaßte, der Regierung so vortheilhaft bekannt, daß er erst als geheimer Referendar zu diplomatischen Sendungen verwandt wurde und dann nach der Aufnahme in die Restaurations-Commission, die sich mit der Heilung der vom Kriege mitgenommenen sächsischen Kurlande beschäftigte, 1762 seine große Laufbahn begann. Er ward der Sully Sachsens, Reformator der Justiz und Schöpfer von Sachsens blühendem Wohlstand. Während er aber zu den höchsten Ministerialposten aufstieg, erhielt er sich mit Benutzung seiner eigenen auserlesenen und dazu noch der kurfürstlichen Bibliothek mit der alten und neuen Litteratur in Zusammenhang, und selbst auf seinem Tusculum, Klein-Wolmsdorf, wo er die Sonntage mit seiner Familie zuzubringen pflegte, fand er in Handausgaben die Meisterwerke der Griechen und Römer, mit denen er auch sonst seine Muße ausfüllte.

Man wird nun fragen, wie ich mir selbst den Ausgang aus diesem notorischen, in Ministerialerlassen, Landtagsverhandlungen und zum Theil auch von Zeitungen anerkannten Verfall der Gymnasien denke. Meine Antwort liegt seit meinem öffentlichen Auftreten vor; sie lautet: schafft euch selbst Hilfe und Freiheit. Die Geburtswehen der cäsarischen Zeit fallen mit dem Erwachen der persönlichen Freiheit und That zusammen. Mitten im Kampf und Lärm der Tagesparteien ist es Niemandem verwehrt, sich im Reichthum der Historie zu orientiren und aus den Vorräthen derselben sich das ihm Entsprechende anzueignen; bei aller Angst der Centralisation ist ein autonomer Reformversuch nicht verboten, — freilich auch sehr schwer.

Die Hauptsache ist das e i g n e S t u d i u m der Schüler, welches die als Pedanten verrufenen Scholarchen des vorigen Jahrhunderts verlangten und auch in der Schulstube erweckten. Ferner war der

Vater der häusliche Mitarbeiter des Schulmeisters; nicht wenige ausgezeichnete Deutsche jener Vorzeit sind allein durch den häuslichen Unterricht des Vaters zur Universität vorbereitet worden. Man betrachte z. B. die ländliche und häusliche Idylle, wie Heinrich Ludwig Meierotto (geb. 1742, gest. 1800), der Reformator des Berliner Joachimsthal, von seinem Vater, Rector der reformirten Schule zu Stargard in Pommern, gemeinsam mit dessen Pensionären und weiterstrebenden Schülern die Vorbildung zur Akademie erhielt. Das rechte Licht für Geschichte und Geographie zündete diesem häuslichen Seminar der Vater bei der Lectüre und Erläuterung der Zeitungen an, sein eigenes Naturaliencabinet belebte den Schülern die Anschauung der Naturgesetze, die Philosophie lernten sie aus den Schriften der Römer und Griechen und auf den Sonnabends- und Sonntags-Ausflügen fehlte es beim Ausruhen auch nicht an einem Classiker, Horaz oder Virgil, während in den Winterabenden der Don Quixote oder Richardson's Grandison hervorgeholt wurde. Die ältere Schwester des künftigen Joachimsthalers brachte dann zum Abendtisch aus der deutschen Litteratur Brocke's „irdisches Vergnügen in Gott" und die allmählich aufsteigenden Gesner, Kleist und Lessing.

Allerdings, eine kleine Idylle! wird man ausrufen. Aber eine eingeschränkte Idylle war auch Joh. Friedr. Fischer's und seiner tüchtigen Zeitgenossen römisch-griechische Akademie und sie hat die Staatsmänner und Stadtregenten ihrer Zeit erzogen.

Gehet daher hin und thuet, soweit es möglich ist, des Gleichen!

Nachwort.

Pessimismus und Dictatur.

Möge es mir gestattet sein, zum Schluß noch ein paar Worte über die Aufnahme, welche mein „Orientirungs“-Versuch gefunden hat, an die vorhergehenden Bogen anzufügen.

Auch im Ganzen freundliche Beurtheiler meines vorjährigen Versuchs, wie der Wortführer der Leipziger Monatsschrift „Unsere Zeit“ (Jahrgang 1880, zehntes Heft), treffen mit den mir ungünstigern oder feindlichen Berichterstattern in dem Vorhalt zusammen, daß ich „nur trübe Stimmungsbilder“ entwerfe und „die Instrumente meiner Logik (!) auf den Jubel des Pessimismus gestimmt seien.“

Ich frage dagegen, kann Derjenige, der sich z. B. von dem in den vorliegenden Bogen (Abschnitt 15) skizzirten Sieg der freien Persönlichkeit über die ständischen Corporationen Athens in dem Grade einnehmen läßt, daß er die Bedeutung der Solonischen Gesetzgebung etwa in der Weise eines officiösen Herolds des Athenischen Dictators mit der Fackel des Optimismus beleuchtet, ein Geschichtschreiber genannt werden? Ist man Pessimist, wenn man darstellt, wie die Umwandlung Athens in einen Industrie- und Handelsstaat die Geldmacht Einzelner erzeugte und die im früheren adligen Rechtsstaat vom Druck eines flottanten und damals noch unbekannten Capitals verschonte Persönlichkeit zu einem nackten und armen Individuum machte? Ist derjenige, der in der Umwandlung des Industriestaates Athen in einen Haufen isolirter Personen die Vorstufe für künftige, auf Gemeinsamkeit des Lebens gegründete Verbindungen erkennt, ein bloßer Optimist oder ein Träumer?

Mein Leipziger Richter sagt von meinem Pessimismus, daß derselbe „für keine einzige Errungenschaft des politischen Strebens ein anerkennendes Wort hat, am wenigsten für das Deutsche Reich, dessen Gründung doch eine historische Thatsache ersten Ranges ist.“ Auch die Centralisationsversuche Athens, Spartas, Thebens und der wechselnde Hegemonie-Genuß dieser Staaten waren Ereignisse ersten Ranges, — Themistokles, Perikles, Lysander, Epaminondas waren in ihrem Fache Sterne erster Größe; ein Historiker ist aber deshalb noch nicht Pessimist, wenn er in der militärischen und diplomatischen Meisterschaft dieser Dictatoren den Ansatz zu der militärischen und politischen Centralisation der Macedonier erkennt.

Ich habe gründlicher als meine Vorgänger die Ansätze zum Bismarck'schen Werk in Preußens Umwandlung zu einem stehenden Heerlager durch die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., wie in dem diplomatischen und militärischen Einbruch Friedrich Wilhelms II. in die europäischen Verhältnisse nachgewiesen; in meiner Darstellung erscheint Preußen als der Vollender des Anlaufs, mit welchem die Landtage Süddeutschlands gegen die Vormundschaft des Bundestags vorangingen, — erscheint Bismarck als derjenige, der den Signalschüssen jener Aufständischen vom April 1833 auf die Frankfurter Stadtwache im Donner von Königgrätz ihr vieltausendfaches Echo gab.

Freilich habe ich aber auch schon im „Orientirungs“-Versuch dargestellt und in den vorliegenden Zeilen vollends ausgeführt, wie der Kummer jenes Bismarck'schen Seufzers nach dem Stillstand der Geschichte gestillt ist, die allgemeine europäische Stockung durch Bismarck erhalten wird und nach seinem Vorgang die andern Staaten sich in Zurüstungen für einen Entscheidungskampf erschöpfen, um die Probe zu bestehen, wer unter den Riesengeschöpfen, — diesen Größen „ersten Ranges“, thatsächlich sich als der Erste und als der Macedonier erweisen soll. Jetzt schildere ich nun, wie Bismarck sich den ersten Rang in Europa sichern und das, was Athen versuchte, die Römer von den Gracchen bis zu den Kaisern beabsichtigten, Armuth und Capitalmacht ausgleichen und im Sinne der Humanität den Schluß der Geschichte machen will.

Das Alles, von den historischen Anfängen des Bismarck'schen Werkes an bis zu seiner jetzt beabsichtigten socialen Krönung, sind Dinge, deren wahrheitsgetreue Darstellung nach dem Vorwurf des Pessimismus oder Optimismus wenig fragen wird. Kommt dazu noch die unerwartete Eile, mit welcher Bismarck bald nach dem Schluß der letzten Reichstagssitzungen seine Idee einer allgemeinen Alters-

versicherung als Losungswort in den Wahlkampf für den nächsten Reichstag warf, obwohl er noch in seiner Unterhaltung mit dem Volkswirthschaftsrath vom 1. Februar 1881 für die Ausführung dieser Idee eine Zeit von *zehn Jahren*, — in der Reichstagsrede vom 8. März 1881 eine Kampfperiode bis zu einem *dritten* Reichstag, — endlich in den Motiven zum Entwurf des Unfallsversicherungsgesetzes ein *volles Menschenalter* einräumte, so stellt er das Land unter einen Druck, welcher Jedermann angst und bange für die Zukunft machen und dem sogenannten und geschmähten Pessimismus den Werth und Ruhm einer wohlthätigen Gemüthsstimmung verschaffen wird.

Das in Aussicht genommene *Tabaksmonopol* soll nach dem Kriegsschrei der bevorstehenden Reichstagswahlen den „Enterbten" und Invaliden der Arbeit ihren Unterhalt sichern. Von seinem etwaigen und für Jahre hinaus noch sehr fraglichen Ertrage müßte aber doch zunächst die Summe in Abzug kommen, welche die jetzige Besteuerung und Verzollung des Tabaks einbringt und die zum Reichs-Trinkgeld für die Einzelstaaten und für die Erleichterung ihrer Gemeinden bestimmt ist. Da man aber noch *vor Kurzem* die Millionen, die an den 130 Millionen dieser idealen Franckenstein'schen Erleichterungs- und Reichstrinkgeld-Summe noch fehlen, durch das Tabaksmonopol, zu gewinnen hoffte, wie gering muß der selbst noch fragliche *Ueberschuß* ausfallen, der das Wunder an den Invaliden der Arbeit verrichten soll? Wenn mein Leipziger Richter dieses Bild einer verheißenen großen Zukunft sich vergegenwärtigt, so wird er wahrscheinlich ausrufen: O, kehret wieder, ihr Zeiten, wie sie der alte Pessimismus schilderte!

In einer ausführlichen Charakteristik des ersten *Napoleon*, vom Jahre 1863, sagte ich von diesem Prototyp der neueren Dictatoren: „Ein großer Skizzirer, ist er *flüchtig*, zuletzt matt in der Ausfüllung, — er, der vermeintliche Ordnungsstifter, läßt keiner seiner Schöpfungen *Zeit und Ruhe* zur *Consolidirung* und wirft sie, sobald er sie ins Leben gerufen, wieder in den Wirbel seiner Entwürfe. Von der Furcht gequält, daß die Welt seiner Macht mißtraue, wenn sie nicht immer von neuen Beweisen derselben frappirt wird, und selbst unfähig, dieser Macht froh zu werden und sie zum Genuß eines ordnenden Waltens zu verwenden, zwingt er sie zu immer neuen Anstrengungen und Extravaganzen, bis er die Erfahrung macht, daß er von ihr das *Unmögliche* verlangt." Bin ich nun wieder Pessimist, wenn ich auch die plötzlichen meteorartigen Verheißungen Bismarck's *unausführbar* nenne? Und wenn er nun den Arbeitern

für den Fall, daß die Stockung des Verkehrs die Fabriken schließt, auch Beschäftigung verschaffen muß und keine Mittel zur Vollendung seines Wunders auftreiben kann, ist dann die Darstellung dieses Endes auch nur ein „trübes Stimmungsbild?"

Ein sehr freundlicher Berichterstatter über meinen „Orientirungs"-Versuch, der Pseudonymus Valbert (Cherbuliez) in der „Revue des deux mondes" vom 1. October 1880 erinnert mich in der Debatte über die Zukunft des imperialistischen Regimes an die Qual, die sich Tocqueville in seiner Schrift über Amerikas Demokratie mit dem Gedanken bereitete, daß es auch einen Despotismus geben könne, unter dessen Schutz eine ungeheure Menge von Gleichen sich allein mit ihren Interessen und Vergnügungen beschäftigen. Solche Agenten, die auch die Industrie und das häusliche Leben ihrer Untergebenen leiten, brauchen wir nicht erst von der Zukunft zu erwarten; die Franzosen hatten sie schon in ihrem Ludwig XIV. und Napoleon I., wir in Preußen an Friedrich Wilhelm I. und dessen Sohn und Nachfolger. Der Vater regelte die Industrie seiner Unterthanen durch Einfuhr- und Ausfuhr-Verbote, untersagte z. B. zum Schutz der Schuster die Anfertigung hölzerner Schuhe oder Pantoffeln mit ledernem Ueberzug, visitirte die Straßen Berlins und reinigte sie von dem „müßigen" Volke; sein Sohn leitete den Betrieb der gesammten Staatsmaschine, so genau in das Detail eingehend, daß er durch sein Kaffeemonopol das untere Volk wieder an die Mehlsuppe des Morgens gewöhnen wollte und einen Theil der von ihm monopolisirten Actiengesellschaften, wie die für das Tabaksmonopol bestimmte, in seine alleinige Rechnung übernahm, um neben der Füllung seines Kriegsschatzes das ganze Lebensregime seines Volkes zu beaufsichtigen.

Tocqueville läßt es bei seinem beängstigenden Bilde einer cäsarischen Nivellirung von den Nationen selbst abhängen, ob die Gleichheit, die sie anstreben, zur Knechtschaft oder Freiheit, zur Aufklärung oder Barbarei führen soll. Es giebt aber noch sehr wirksame Hilfsmittel, welche den Nationen bei dieser Wahl zur Seite stehen. Obenan unter diesen Beiständen steht die Mittellosigkeit der Regierungen und ihre Ohnmacht, das betäubende und einschläfernde Glück zu schaffen; dazu kommt die Noth, mit der ihre Experimente endigen müssen und die wieder zur eignen Anstrengung zwingt. Die Angriffe der Dictatoren und ihrer radicalen oder liberalen Mitarbeiter auf Gewissen und Ueberzeugung pressen die Nationen wieder in ihr Inneres zurück und öffnen ihnen in der eigenen Tiefe den Born der Erneuerung.

Jetzt aber ist zu allen diesen Weckmitteln die Offenheit gekommen, mit welcher die Dictatoren ihre Verachtung gegen ihre Umgebung und Dienerschaft aussprechen. Napoleon I. handelte im Sinn dieser Selbstüberhebung und hat durch seine Geringschätzung in den Völkern wieder das Gefühl der eigenen Ehre erweckt. „Die Menschen", sagte er auf der Reise nach Elba zu den Commissären der Verbündeten, „habe ich nie geachtet und sie immer behandelt, wie sie verdienen." Die kühnere Gegenwart ist dagegen rücksichtslos geworden und läutet das Geheimniß der Brust öffentlich aus. Disraeli vor Allem schilderte das ganze englische Volk, während er ihm auf die Schultern kletterte, um es unter seine Füße zu bekommen, als eine untergeordnete Race von Plattnasen und Flachshaarigen; in den Romanen, die er als Kinderkatechismen seiner Jung-England-Partei in die Hand gab, verherrlichte er die erhabene Bestimmung seines eigenen orientalischen Stammes und nannte die anglikanische Kirche seiner politischen Zöglinge einen schwachen Anhang zu den Geboten Sinais. Den Schulknaben seiner ersten Romane legte er die Summe seiner Weisheit in den Mund, daß man die Menschen verachten und, wenn man das einzige, eines Mannes würdige Ziel, den Vorsitz im Ministerium, erreicht habe, auf den Köpfen der Leute dahinschreiten müsse. Trotz des Spottes Einzelner seiner Gegner ist er beim englischen Volk mit seiner Weltansicht noch so ziemlich glimpflich davongekommen, aber seine Bekenntnisse werden sich erhalten und den Völkern auf beiden Seiten des Canals enthüllen, welchen Werth er, der Plauderhafteste aller neueren Dictatoren, der Menschheit zuschrieb.

Gladstone, der ihn stürzte, fing im Wahlkampf damit an, daß er Oesterreich als ein Werkzeug der Sklaverei abkanzelte, und als er die Zügel der Regierung kaum in die Hand bekommen hatte, spannte er die Großmächte des Festlandes an den Lustwagen, auf dem er ins romantische Land des Orients fahren wollte, und hatte auch Lust dazu, auf diesem Ausflug das Blut ihrer Angehörigen zur Befriedigung seiner Phantasie in Anspruch zu nehmen. Gambetta fühlt sich durch seine bisherigen Niederlagen noch nicht erschüttert, vertraut darauf, daß man ihn als den activsten Mann des Landes zur Probe auf den höchsten Platz der Republik stellen müsse, und hat in der Belleviller Wahlversammlung vor dem 21. August der lärmenden Opposition gezeigt, was sie von seiner Dictatur zu erwarten habe, als er seinen Stock auf dem Präsidialtisch zerschlug und die Unzufriedenen mit dem Titel von „trunkenen Sklaven, Blaffern und Brüllaffen" beehrte. Wie schmerzlich die Liberalen Preußens den Lohn ihres Meisters für

ihre Dienste im Culturkampf empfinden, zeigte eine ihrer Partei-Correspondenzen mit der neulichen Klage über „Menschenverachtung, tiefe Menschenverachtung“.

Ohne den Vorwurf eines gesteigerten Pessimismus zu scheuen, erlaube ich mir die Mittheilung meiner Ansicht, daß die nächsten Dictatoren ihr Nivellement der Parteigruppen mit weniger Redseligkeit als ihre bisherigen Vorgänger begleiten werden; zugleich hege ich aber auch die Hoffnung, daß die bis jetzt noch schwachen Anfänge eines offenen europäischen Zusammenwirkens der Freunde der Forschung und Kritik wachsen und erstarken werden.

Für die folgenden Zeilen bitte ich den geneigten Leser noch um besondere Nachsicht, da ich mich durch meinen Leipziger Richter veranlaßt sehe, einmal von meiner Person zu sprechen.

Mein Radamanth hat sich, was die Sprache seiner Verhandlung über mich betrifft, zu einem trällernden Ton herabgelassen, seine Bewegung auf der Richterbühne ist ein Tänzeln, — kurz, in einem sehr altfränkisch gewordenen belletristischen Styl hechelt er meine Person durch, zwickt und zwackt an mir. In dieser Art berichtet er nach einer Diatribe über Geburt und Jugend meiner Kritik, die natürlich die „absolute“ heißen muß, wie ich im Wagener'schen Lexikon, in Zeitungsbureaux „verschwand“. Endlich fährt er fort: „in dieser publicistischen Thätigkeit verschwinden indeß leicht die Persönlichkeiten, wie Körner auf der Mühle, um mit Bolz zu sprechen: Bruno Bauer war jahrzehnte lang ein verschollener Mann, als wäre er zu den Hinterwäldlern ausgewandert.“

Ich werde ihm nun erzählen, warum ich in den Hinterwald auswanderte und was ich im Holze trieb.

Als ich mich mit der ersten Ausführung meiner Evangelienkritik beschäftigte, las ich zuweilen in den Zeitungen, wie Louis Philipp, wenn er eine publicistische Schrift abfaßte oder von einem Gehilfen entwerfen ließ, sie erst in die Presse gab und dann in dieser halbfertigen Gestalt noch einmal musterte und nach dem Eindruck, den sie auf ihn machte, umarbeitete. Das gefiel mir, so etwas wünschte ich mir auch, es schien mir herrlich, eine Schrift, ehe sie dem Publikum als ein fertiges Werk übergeben würde, gedruckt vor Augen zu haben und zu sehen, wie ihr für die rechte Wirkung noch nachgeholfen werden könnte.

Um dieselbe Zeit wurde mir erzählt, wie ein königlicher Beamter, der mit dem Kölner Kirchenstreit zu thun hatte, bei einem Gastmahl zu seinen Gästen von der Mühe sprach, die ihm die Correctur seiner

mit jenem Streit zusammenhängenden Schrift gemacht habe, und wie er einem vornehmen Studirenden, der ihn wegen dieser ungewohnten Mühe bedauerte, die Antwort und Belehrung zu Theil werden ließ: „junger Freund, Sie wissen nicht, daß ich mehr als Wieland geschrieben habe.“

Ich lachte, aber diese schlagende Antwort fand bei mir Anklang und kam meinen eigenen Gedanken und Empfindungen entgegen. Mehr als Wieland geschrieben und geschrieben haben, was das deutsche Publikum, mit Ausnahme des einzigen Oberon und der nützlichen und vortrefflichen Uebersetzungen griechischer und römischer Classiker wie die zahlreichen Arbeiten jenes preußischen Beamten vergessen hat! das ist das elende Loos deutscher Autoren! Wie Schiller, französische Memoiren übersetzen, Journale gründen, Geschichtsbücher ohne einen bedeutenden leitenden Gedanken hinwerfen müssen, wie die deutschen Belletristen von Jahr zu Jahr immer neue Dramen und Romane nebst publicistischen Broschüren dem Publikum hinschleudern! Daran dachte ich nicht; ich wollte es auch so gut haben, wie es Louis Philipp hatte. Ohne Amt und Vermögen wollte ich mich nicht von Jahr zu Jahr wegwerfen, vielmehr frei, wenn auch anstrengend wie ein König arbeiten.

Und frei wie ein König habe ich gedacht, studirt und gearbeitet in jenen zwanzig Jahren meiner, wie Herr von Gottschall im Einklang mit „Bolz“ sich ausdrückt, „Verschollenheit“. Im Feuer meiner Kritik, die derselbe Herr von Gottschall heute noch wie meine Gegner vor vierzig Jahren die „absolute“ oder „souveräne“ nennt, führte ich ihre Beziehungen zu den Parteigruppen der Gegenwart aus, hielt dann inne und zog in den „Hinterwald.“

Hier übergab mir das Vertrauen des Geheimen Raths Wagener die Geschäftsführung der Redaction für das mit großartiger Universalität angelegte „Staats- und Gesellschafts-Lexicon“ und ich verwaltete sie vom Schluß des ersten Bandes an bis zum zweiundzwanzigsten Schlußband. Ein Litteratur-Historiker, wie mein Leipziger Richter hätte doch wohl, statt einem „Bolz“ die Hand zu reichen, wenn er mir dieses große Werk vorhalten wollte, ein Wort über dessen Inhalt äußern müssen. Vielleicht wäre ihm ein Licht darüber aufgegangen, wie hoch es z. B. durch seine Biographieen über ähnlichen deutschen Unternehmungen steht. Ohne sich zu überarbeiten hätte er auch finden können, daß ich in demselben nach Louis Philipp's Art den Inhalt meiner Schrift über das „Quäkerthum“ bis zum Abschnitt über den Pentarchisten zum Druck gebracht hatte. Ohne sich ferner

als Litteratur-Historiker übermäßig anzustrengen, hätte er sehen müssen, daß ich in gleicher königlicher Art während jener Hinterwäldlerart zahlreiche Vorstudien zu etwaiger späterer Revision, z. B. den Artikel über Napoleon I., dem ich das obige Citat entlehnte, niedergelegt habe.

Als das Lexikon zum Schluß gediehen war, brachte mich eine Empfehlung an Dr. Strousberg in eine andere Partie des Hinterwalds. Der Stifter der „Post" überließ mir bei der Einführung in die Redaction am 2. Januar 1867 die Wahl des Holzes, durch dessen Dickicht ich mich durchschlagen wollte; ich entschied mich für das Oesterreich des Ausgleiches, setzte mich sogleich vor die Wiener, Prager und ungarischen Blätter und entwarf seitdem täglich bis zum Sommer des Jahres 1868 ein Bild dieser neuen österreichisch-ungarischen Schöpfung. Im genannten Sommer wurde mir die Abfassung der täglichen politischen Rundschau übertragen; dreißig bis vierzig deutsche und auswärtige Blätter lieferten mir den Stoff zu meiner Schilderung der täglich wechselnden Constellationen am sogenannten Firmament der hohen Politik. Daneben arbeitete ich zu Hause außer litterarischen Anzeigen eine Reihe von Feuilleton's aus; die Characteristik der Disraeli'schen Romane in den Feuilletons der Nummern vom 2., 3., 5., 6., 7. und 8. November 1872 beweisen, welche königliche Freiheit ich genoß, und die neue Bearbeitung derselben in den vorliegenden Bogen kann den Leipziger Radamanth davon überzeugen, daß mein Holzhauen im Hinterwald immer noch etwas Louis-Philippistisches an sich hatte. Ja, vor dem Augenblicke, da das Blatt definitiv in andere Hände überging, brachte die Freundlichkeit des bisherigen Chefredacteurs die Grundlage meiner „Philo"-Schrift, die Schilderung der Straußischen und Renan'schen Evangelienkritik als colossales Feuilleton in der Beilage vom 9. Februar 1873 auf drei vollen Bogenseiten zum Druck. Das hieß Waldesfreiheit!

Soll ich von meiner Holzarbeit dem Leipziger Recensenten noch erzählen, daß ich Winter und Sommer, ehe ich Punkt dreiviertel auf acht Uhr aus meiner Berliner Wohnung in das Holz ging, ein paar Morgen-Stunden wie die späten Abende demselben Studium der griechischen und römischen Vorboten des Christenthums widmete, welches mich auch in den Freistunden meiner Lexikons-Arbeiten beschäftigte, ihm erzählen, wie ich in der „Post"-Periode die Zinzendorf'sche, Edelmann'sche, Semler'sche Litteratur preßte und zerdrückte, um für meine Lexikons-Entwürfe über dieselbe den energischsten Ausdruck zu erreichen? Oder soll ich ihn gar noch daran erinnern, daß ich, als mein vor drei Jahren verstorbener Freund und Mitarbeiter an meiner

Charlottenburger Litteraturzeitung, Julius Faucher, mich zu Beiträgen über die Urgeschichte des Christenthums aufforderte, neun Vierteljahre lang in der „Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft“, — vom Juni 1878 bis zum Februar 1879, nachdem mir Dr. Guido Weiß seine „Wage“ dazu freundlichst freigestellt hatte, für den „Orientirungs“-Versuch, — vom October 1879 bis zum April 1881 in des Dr. Strousberg „Kleinem Journal“, in welchem ich die Leitartikel über die auswärtige Politik schrieb, für die entsprechenden Abschnitte der vorliegenden Bogen hinterwälderte und in der Art Louis Philipp's mir das Holz für meine neuesten Ausarbeitungen zubereitete?

Doch genug! Ich will den Leipziger der Gesellschaft seines „Bolz“ überlassen und wende mich zu dem Minos, der in der „Rigaischen Zeitung“ über mich Gericht hält. Dieser Gestrenge treibt nicht nur den belletristischen Ton der Abkanzelung meiner Vergangenheit noch höher als mein Leipziger Richter, sondern belehrt mich auch über die Neuigkeit, daß ich Beiträge zur Welfenlitteratur geliefert und „nebenbei“, neben diesen Beiträgen noch in „Flugschriften, welche die heterogensten Dinge (den „Einfluß des Quäkerthums“, „Christus und die Cäsaren“ u. s. w.) behandelten, regelmäßig auf eine Verurtheilung des neuen deutschen Reichs und der Politik seines geistigen Begründers“ ausgegangen bin. Zu diesen anti-Bismarck'schen Flugschriften rechnet er außerdem noch eine mir völlig unbekannte Schrift über „den Stillstand in der Geschichte der neuen Aera“. Derselbe Kopf, der meine litterarische Vertheidigung der Welfensache erfunden und meine Werke über das Urchristenthum und über die Culturbedeutung des Quäkerthums zu anti-Bismarck'schen Broschüren umgewandelt hat, besaß somit die Zauberkraft, einen Abschnitt meines Orientirungs-Versuchs zu einer selbstständigen „Flugschrift“ zu erweitern.

Wie dieser Rigaische Zauberer mich mit litterarischen Kindern beschenkt, die ich nicht gezeugt habe, so hat er mir aus dem Füllhorn seiner Freigebigkeit auch ein „Bauerngütchen“ zukommen lassen, welches ich, wie er sich ausdrückt, „bei Berlin gekauft habe.“ Das ist gleichfalls viel zu viel, wie es die „Beiträge“ zur Welfenlitteratur sind und die Flugschrift „über den Stillstand der Geschichte“. Thatsächlich ist das Bauerngütchen ein Stück Rixdorfer Bergland von fünf Morgen und mit dem Lehmuntergrund zum Brennen der für Gebäulichkeiten nöthigen Mauersteine. Da dieß „Gütchen“ auch in anderen publicistischen Beurtheilungen meiner Orientirungsschrift

eine Rolle spielt, so möge mir mein Rigaischer Recensent erlauben, sein stolzes „Kaufen" auf das prosaische Maaß zu reduciren, daß 1865 mir das nöthige Geld gegen hohe Zinsen von einer Berliner Hypothekenbank lieh und, als diese selber schwach wurde, acht Jahre darauf einen Privatcreditor aufsuchte.

Am glücklichsten wollte mich der Döllinger'sche „deutsche Merkur" machen, wie er auch selbst den Rigaer noch in der Verurtheilung meiner Orientirungsschrift übertroffen hat. Er theilte der Welt mit, daß ich Kohlbauer geworden bin, indessen kann ich ihm zum Troste melden, daß ich mich des schönen Otiums, dessen sich der kaiserliche Kohlgärtner bei Salona, Diocletian, erfreute, noch keineswegs rühmen kann.

Geschlossen den 30. August 1881.

Namen- und Sachverzeichniß.

Druckfehler-Berichtigung.

p. 6,	Zeile 20	von oben	statt einer	lies seiner.
p. 7,	„ 7	„ „	statt stattlich	lies verstaatlicht.
p. 7,	„ 16	„ „	statt Tabakvorlage	lies Tabaksvorlage.
p. 51,	„ 11	„ „	statt Korangesetz	lies Korngesetz.
p. 57,	„ 10	„ „	statt Midiamiter	lies Midianiter.
p. 60,	„ 19	„ „	statt verleitet	lies verleidet.
p. 68,	„ 16	von unten	statt seiner	lies ihrer.
p. 68,	„ 16	„ „	statt Er	lies Sie.
p. 69,	„ 13	„ „	statt Reformminister	lies Reformministerium.
p. 187,	„ 8	„ „	statt März	lies Mai.
p. 190	„ 14	„ „	statt mit	lies selbst.

Druckfehler-Berichtigung

[illegible]

einem eigenen Meistercapitel behandelt. Wenn die Aufgabe der gegen die Religionen gewandten Kritik war, die Emancipation vom Jenseits durch eine Arbeit von Jahrhunderten zu vollenden, so handelt es sich in der Gegenwart um die Emancipation vom Diesseits. Bruno Bauer ist der Moses und Zugführer der in den verschiedensten Lagen und Ländern nach diesem Ziele marschirenden Colonne der neuen „Isolirten“. Die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung sind die Geschichte der Seligkeit und des Sieges ihrer Vorgänger auf urchristlichem Boden. Sie weissagen den endlichen Triumph ihrer größern Nachfolger. Das von Lessing aufgestellte dramatische Gesetz gilt auch vom Drama der Geschichte: „Aehnliche Situationen erzeugen ähnliche Charactere.“

E. Schlaeger.

„Gegenwart“, Bd. XVIII., Nr. 35.:

Bruno Bauer hat in seinem neuesten Werke sich zum Ziel gesetzt, der Gegenwart zur Selbsterkenntniß zu verhelfen. Sowohl daß Bruno Bauer wesentlich und hauptsächlich Kritiker sein ganzes Leben hindurch war, als auch der Hauptgegenstand seiner bisherigen kritischen Thätigkeit selbst befähigten ihn zu der großen Aufgabe, der Jetztzeit den Spiegel vorzuhalten. In dem 1878 erschienenen Werke „Christus und die Cäsaren“ hat er bereits eine ähnliche Weltwende behandelt und schon damals die Parallele angedeutet, deren Ausführung das vorliegende Buch bildet. Nur an der Hand jener Epoche der römischen Cäsaren war Aussicht vorhanden, das Chaos der analogen Gegenwart zu entwirren. Es wird schwer sein, die Thatsachenreihen wegzuschieben, auf denen der Verfasser seine Schlüsse und Urtheile aufbaut. So hart und niederdrückend sie lauten, so haben sie doch das Verdienst, mit falschen Hoffnungen und Illusionen aufzuräumen. Zur Selbstkritik, zur Selbsterkenntniß, zur Einkehr in sich selbst wird das Studium des bedeutenden Werkes in hohem Grade beitragen.

„Unsere Zeit:“

Was den Schöpfer der Bismarck'schen Aera „selbst betrifft, so hat ihm Bruno Bauer aus den Trümmern derselben, nachdem er sie zerbrochen und in seiner Retorte kritisch zerschmolzen, ein Monument aus Erzguß gesetzt, mit welchem die Marmordenkmäler aus den Steinbrüchen der phrasenhaften Bewunderung kaum wetteifern können. Die imposante Bedeutung des Staatsmannes tritt uns in dieser kritischen Zergliederung siegreich entgegen.“

‚Frankfurter Presse:“

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera, von Bruno Bauer (Verlag von Ernst Schmeitzner in Chemnitz), führt der Verfasser in einer Reihe lebendiger Tableaux dem Leser die Elemente vor, mit welchen der Kanzler des neuen Reiches arbeitete, mit deren Hilfe er seine Erfolge gewann und die er als z. Z. verbraucht bei Seite legte. So erscheinen besonders Frankreich und Rußland mit ihrer langjährigen Vorbereitung zu ihrer Dienstrolle und schließlichen Dienstkündigung, die römische Kirche tritt mit ihrer geistlichen Centralisation und späteren Gegenwehr auf und wie die auswärtigen Mächte, so dienen auch die deutschen Nationen anfänglich als Werkzeuge und später als passiv gewünschte Statisten. „Die gleiche Abspannung soll das deutsche Volk überhaupt erlitten haben; sein wirthschaftliches und geistiges Kapital erweist sich für die Ausstattung und gediegene Unterhaltung der Centralisation als ungenügend und seine Leistungsfähigkeit erlahmt auf den Gebieten der industriellen Arbeit, der Wissenschaft und der Kunst.“ Der Verfasser erklärt diesen Uebergang vom Centralisations-Drang zum inneren Verfall aus der absolutistischen Anspannung der nationalen Kräfte, die der Held der neuen Aera zur Erreichung seiner Ziele gebraucht und in terroristischer Ueberspannung zuletzt auch verbraucht; endlich deutet der Verfasser das ganze deutsche Centralisationsdrama als eine nur einzelne Episode in dem Imperialismus, welchem das europäische Staatensystem zusteuert. Wie er seine Auffassung unserer Gegenwart durch zahlreiche Rückblicke auf die Schlußabschnitte der griechischen und römischen Geschichte begründet, so hat er in dem politischen Werk des Königs Friedrichs Wilhelm II., den Pendant

zur jetzigen Bismarck'schen Aera nachgewiesen und bei dieser Gelegenheit den überspannten Pragmatismus Häusser's und Sybel's, welche nach den Intentionen, Interessen und Plänen jenes Monarchen die ganze europäische Geschichte seiner Zeit deuteten und zurechtlegten, einem eingehenden Urtheil unterworfen.

„Pester Lloyd:"

Wir haben hier eine vollständige Sammlung aller Ausbrüche der Unzufriedenheit, aller Klagen, die im neuen Reiche und gegen dasselbe vorgebracht werden. Wenn wir uns sagen, daß die Darstellung eine polemische Streitschrift ist, mithin ihre Einseitigkeit hat, so sind wir aber andererseits auch zu dem Geständnisse gezwungen, daß diese eine Seite mit sicherem, ja tiefem Blick, mit fester Hand dargestellt wird. Bruno Bauer ist ein guter Fechter. Wenn er haut, so haut er weder in die Luft, noch dorthin, wo der Gegner gedeckt ist. Er haut eben auf die Blößen. Und das ist die Grundbedingung jeden Erfolges im Angriff. Diese Blößen des neuen Reiches, die Art und Summe der Unzufriedenheit und der Klagen kennen zu lernen, muß gewiß interessant sein, besonders an der Hand eines Führers, der mit viel Geist und mit einer gewissen Vertrauen erweckenden Nüchternheit, mit durchdringender Erkenntniß und energischem Können leitet. Noch einmal: was er sagt, ist im höchsten Grade lehrreich und es ist im großen Ganzen die Wahrheit, aber nur die halbe Wahrheit. Durch alle diese Schattenseiten zieht sich ein Zug von Größe. Es sind eben die schmerzvollen und schweren Anstrengungen und Opfer, wohl sind es auch die Irrthümer, ohne welche es keine große Leistung giebt. Und Eines ist nicht zu vergessen: ein Volk, das alle seine Kräfte zu seiner politischen Organisation anspannt, wird eben nothwendigerweise anderen Gebieten des nationalen Lebens Kräfte entziehen müssen oder nur spärlich zukommen lassen können. Gefährlich wird ein solcher Zustand erst dann, wenn er nicht erkannt und nicht gewürdigt wird, denn dann stellt sich allerdings die Gefahr ein, daß ein Ausnahmezustand zu einem permanenten wird und zu Aufreibung und Verkümmerung führt. Große Leistungen erheischen große Opfer und Anstrengungen, aber dann erheischen sie auch Ruhe und Pflege. Zu dieser Erkenntniß beigetragen zu haben, ist das größte Verdienst der Schrift, und in dieser Richtung sollte es in Deutschland gewürdigt werden. Orientirung und Lehre bietet es aber auch uns Nicht-Deutschen in schätzenswerthem Maße.

„Grazer Tagespost:"

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera von Bruno Bauer nennt sich ein Buch, welches vor Kurzem im Verlage von Ernst Schmeitzner in Chemnitz erschienen ist. Es enthält eine Reihe von zeitgeschichtlichen Essays, die mit Interesse gelesen werden können. Bruno Bauer schmeichelt der Zeit nicht; vielmehr dürfte der Spiegel, den er ihr vorhält, schwache Naturen erschrecken, den im Zeitgeiste befangenen zufriedenen Philister aber aufbringen. Zu der hohen Objectivität des Verfassers gesellt sich eine eminente Gelehrsamkeit und durch zahlreiche Analogieen aus der alexandrinisch-römischen Epoche begründet und illustrirt er seine zeitgeschichtlichen Abhandlungen. Neu ist in denselben die Auffassung Napoleons III. und Gortschakow's als anfänglicher Gehilfen Bismarck's, die derselbe äußerst geschickt zu benützen weiß, die aber, nachdem sie sehen, wohin die Pläne Bismarck's gehen, zu seinen Gegnern werden, worauf Bismarck das Bündniß mit dem erst nach Kräften von ihm geschwächten Oesterreich, dem traditionellen Concurrenten Preußens, schließt. Von Interesse ist ferner die prägnante Darstellung der Operationen Bismarck's mit den inneren Parteien, wobei der Verfasser ausführlich zeigt, wie Bismarck dieselben nach seinen Zwecken gegeneinander zu führen und sie, nachdem sie ihre Dienste geleistet hatten, vortrefflich zu einer passiven Rolle herabzudrücken wußte. Ebenso die Schilderung, wie das Volk und die Volksvertretung, nach dem rapiden Aufschwunge bis zum französischen Kriege, allmählich ermattet, wie die Leistungsfähigkeit der ganzen Nation auf allen Gebieten der industriellen Arbeit, der Wissenschaft und Kunst, und die des Parlaments in der Gesetzgebung erlahmt und auch Bismarck in immer größere Reizbarkeit, Verstimmung und Abspannung verfällt. Besonders verdient das Capitel über die Isolirten hervorgehoben zu werden, worin die wenigen großen Genien der neuen Zeit, vor Allem Jakob Burckhardt, Arthur Schopenhauer und Richard Wagner, würdige Erwähnung finden.

Der Chefredacteur der „Revue des deux Mondes" beginnt seine Besprechung im Heft vom 1. October 1880 wie folgt:

Ein sehr bekannter deutscher Schriftsteller, Herr Bruno Bauer, hat vor Kurzem gewissermaßen die Bilanz der Bismarck'schen Aera gezogen. Er hat dabei weder für den behandelnden Gegenstand, noch für seine Landsleute große Nachsicht bewiesen. Trotzdem ist sein Buch, wie es verdiente, aufgenommen und gelesen worden. Man muß den Deutschen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß unter allen Völkern sie zu gewissenhaften Untersuchungen den stärksten Hang haben. Sie stoßen selbst den bittern Trank unangenehmer Wahrheiten nicht von sich, vorausgesetzt, daß sie selbst sich denselben kredenzen und das Ausland ihnen nicht in ihre Familienunterhaltungen darein redet. Dazu kommt, daß Bruno Bauer im Reich der Gelehrten eine hohe Stellung einnimmt auf Grund der Kraft seines in der Schule der Hegel'schen Dialectik gebildeten und gestählten Verstandes, seines scharfen Geistes und seine packenden und bilderreichen Styls, sodaß er unter die Reihe der Schriftsteller sich stellte, denen man sich nicht entziehen kann, und welche die Aufmerksamkeit eines blasirten oder voreingenommenen Publikums sich erzwingen. Die von großer Gelehrsamkeit und scharfsinniger Kritik zeugenden Forschungen, welche er dem Problem des geheimnißvollen Ursprungs des Christenthums gewidmet hat, haben ihm eine verdiente Berühmtheit verschafft. Seine Gegner haben gegen ihn den Vorwurf erhoben, er sei in seinen Hypothesen zu kühn, er gehe in seinen Schlußfolgerungen zu weit; in der Anerkennung seiner Ueberzeugungstreue und der Originalität seiner Anschauungen stimmt jedoch alle Welt überein. Er ist der Vertreter einer Race, welche verschwindet, jenes kräftigen Geschlechts, das an Hegel glaubte, an die Allmacht der Idee und an das ewige Feuer der Reform, Forschung und Erneuerung, welches die vorhergehenden Jahrhunderte einander zur Verwahrung und Mehrung übergeben haben. Er erscheint in dem Deutschland der Gegenwart wie ein Ueberlebender unter den Lebenden; aber die Lebenden haben mitunter wenig Leben in sich und die Jugend ist oft sehr alt. Sie überläßt den Grauköpfen die großartigen Gedanken, den Schwung des Geistes und das Feuer".

Druck: „Chemnitzer Zeitung" (A. Kutschbach), Chemnitz.

dem Tridentinischen Concil. f) Luther und Ignaz Loyola. — 13. Reformationsfreiheit. — 14. Revision der preussischen kirchlich-politischen Gesetze. 15. Bismarck's sociale Gesetzgebung. a) Der griechisch-römische Socialismus und das Christenthum. b) Finanzielle Mittellosigkeit des Reichs. c) Die Dictatur. — 6. Musik und Gymnasien. a) Die Musik. b) Die deutschen Gymnasien. — Nachwort: Pessimismus und Dictatur. — Namen- und Sachverzeichniss.

Die Verlagshandlung übergiebt hiermit dem Publikum ein neues Werk des weit über die Grenzen Deutschlands hinaus berühmten Geschichtsforschers und Kritikers, welches sich unmittelbar an das vor Jahresfrist erschienene „Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera" (Verlag von Ernst Schmeitzner in Chemnitz. Preis 8 Mark) anschliesst.

Unter welchen grossen und originalen Gesichtspunkten Bruno Bauer die Geschichte unserer Zeit in allen seinen zahlreichen Werken versteht, wie er die innerste bewegende Triebfeder in ihr aus ihrem vielfältigen Charakter nachweist und ihr Ziel, auf das sie unaufhaltsam lossteuert, mit festen Zügen zeichnet, dies ist so allgemein bekannt, dass es nicht nöthig erscheint, besonders darauf hinzuweisen. Es dürfte daher eine nur flüchtige Darlegung des Inhalts dieser vorliegenden neuesten Schrift des ausserordentlichen Gelehrten genügen, um das allseitige Interesse, welches sie verdient, zu erwecken.

Das erwähnte vor einem Jahre erschienene Werk Bruno Bauer's „Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera" zeigte uns die Wurzeln des neuen deutschen Reichs in einem Staatsregiment, dessen ausschliessliche Richtung auf die Ausbildung der Armee unter den Händen der Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. sich dem Charakter eines militärischen Socialismus näherte. Die jetzige Schrift desselben Verfassers beschreibt uns nun den Versuch Bismarck's, die deutsche Nationalkraft auf die Gründung eines, alle Kreise des privaten und öffentlichen Lebens umfassenden Staatssocialismus zu concentriren. Die vorjährige Schrift berichtete, wie der Stifter der neuen Aera die deutschen, französischen, italienischen und russischen Lebens- und Wachsthums-Regungen diplomatisch zum Besten seines Werks zu benutzen verstand. Die vorliegende

Schrift zeigt uns dagegen, wie die Bismarck'sche Schöpfung in eine allgemeine Stockung der europäischen Verhältnisse ausläuft, indem die für die deutsche Reichsstiftung ausgenutzten auswärtigen Mächte ihre Kraft wieder gewinnen wollen und die Angehörigen des deutschen Reichs auf's Aeusserste ihre Kräfte anspannen müssen, um sich in der allgemeinen Stockung obenauf zu erhalten. Missstimmung der auswärtigen Mächte und Missbehagen der Reichsbürger bilden demnach den Grundton der vom Verfasser entworfenen Composition.

Dies Gemälde füllt der Verfasser noch weiter aus, indem er darstellt, wie sie Alle, die auswärtigen Nebenbuhler neben den Mühen für ihr europäisches Ansehen, durch unzufriedene Pächter, Unversöhnliche, Nihilisten und unruhige Bauern auch ihre heimische Noth haben, während der centrale Dictator in der Stockung des innern Verkehrs und Gewerbes die leidenden Arbeiter unter die Obhut und Direction einer colossalen Versorgungsanstalt nehmen will. Eine interessante Partie in diesem Stimmungsgemälde ist die Schilderung Oesterreichs mit seinem Nationalitätenhader und mit seinen parlamentarischen Concerten, die unter der Leitung des jetzigen Premiers, Graf Taaffe, nach Bismarck'schen Grundaccorden zur Ausführung kommen.

Völlig neu ist es und für das Verständniss der Gegenwart weite Blicke eröffnend, wie der Verfasser uns in Disraeli den wahren Bahnbrecher für die gegenwärtige dictatorische Aera vor Augen führt. Diesen Dichter schildert er uns, wie er in der Poesie seiner jugendlichen Phantasie die Gestalt des Dictators entworfen hat, der in seiner Person an die Spitze der englischen Regierung kam, wie er das romantische Bild des Zwingherrn auf den Trümmern der englischen Parteien verwirklichte und seinen Nachfolgern sammt den Zeitgenossen zeigte, was regieren heisst.

Die socialistischen Entwürfe Bismarcks bilden neben der Charakteristik seiner auswärtigen politischen Concurrenten das Hauptinteresse des vorliegenden Werks. Mit ihnen, besonders mit der Leidensgeschichte des Haftpflichtgesetzes, beginnt der Lebenslauf der Gegenwart und ihre Katastrophe erreicht am Schluss die Tragödie mit der offenen Proclamation seiner Dictatur von Seiten Bismarck's und mit dem Fall des

Haftpflichtgesetzes. Neu ist im Verlaufe dieser Darstellung der actenmässige Nachweis, dass Bismarck schon vor dem Rücktritt Delbrücks die Grundsätze seines socialistischen Systems im Parlament offen dargelegt hat.

In den Abschnitten, welche die kirchenpolitischen Verhandlungen mit Rom darstellen, begründet der Verfasser seine bekannte Ansicht, dass der Culturkampf die Kraft des neuen Reichs gefährlich geschwächt hat. Seiner, auch schon in der vorjährigen Schrift aufgestellten Charakteristik des päpstlichen Absolutismus giebt er aber jetzt eine neue Grundlage, indem er nachweist, dass der moderne Katholicismus, was er noch innerlich an Gehalt hat und an Freiheit in den protestantischen Hauptstaaten geniesst, nur den von Luther ausgegangenen Impulsen verdankt, somit in seiner Verdammung der Reformation eine grosse Undankbarkeit sich zu Schulden kommen lässt.

Die Verlagsbuchhandlung
von
Ernst Schmeitzner in Chemnitz.

Druck der „Chemnitzer Zeitung“ (A. Kutschbach) in Chemnitz.

Geist. — 21. Das Donaureich in der neuen Ära. — 22. Stillstand der Geschichte in der neuen Ära. — 23. Die Lyrik der Nationalzeitung. — 24. Minister Hobrecht und Coccejus Nerva, Kanzler des Tiberius. — 25. Treitschke und Victor Hugo. — 26. Volkswirthschaftliche Einwirkung Nordamerikas auf das westliche Europa. — 27. Das Haftpflichtgesetz und die Staatswerkstätten. — 28. Der Cäsarismus des Russenthums. — Schluss: Bismarck und das deutsche Volk. — Namen- und Sachverzeichniss.

Der Geist unserer Zeit gleicht fasst auf ein Haar demjenigen des alexandrinisch-römischen Zeitalters, sowohl in cultureller, als auch in sozialer und politischer Beziehung und ebenso auch in der kritischen Beleuchtung der überlieferten Religionssysteme. Die neueren grossen Staatenbildungen mit ihrem gewaltigen Staatsmechanismus und ihrer immer weiter greifenden Centralisation alles öffentlichen Wesens zum Zweck der Machtvermehrung sind ganz die gleiche Erscheinung wie der römische Imperialismus, ja eine Wiedergeburt des cäsarischen Staasgedankens.

Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen dem Verfasser des vorliegenden Buches das napoleonische Imperium und das neue deutsche Kaiserthum als die kräftigen Anfänge einer Periode des Cäsarismus und der Zentralisation Europas, die fortwährend weitere Wellenkreise über die Stämme und Nationen schlagen und einst den Untergang des spezifisch Nationalen der europäischen Völker, poëtisch ausgedrückt, eine Völkerdämmerung herbeiführen werden, wie sie bereits in den vereinigten Staaten Nordamerikas zur Wirklichkeit geworden ist. Und nicht allein die weltlichen Mächte sind von diesem Zuge der Zeit ergriffen, auch die geistliche der römischen Kirche ist ihm gefolgt. In richtiger Erkenntniss des Zieles, auf das Europa hinsteuert, etablirte sie auf dem letzen Concil einen geistlichen Cäsarismus des Papstthums, um sich gegen den weltlichen erfolgreich behaupten zu können. Unterdessen aber breitet im Osten das geheimnissvolle Russland seine Grenzen und seinen Einfluss mehr und mehr aus, vollendet im Innern seine Zentralisation und häuft Machtmittel auf Machtmittel, und sein Volk erstarkt in der festen Zuversicht, dass es bestimmt sei, einst die Erbschaft des westlichen Europas anzutreten.

Diese allgemeine Kennzeichnung unseres Zeitgeistes bildet gleichsam den Rahmen, in welchem der Verfasser das Bild des jüngsten Geschichtsabschnittes, der Ära Bismarcks und ihrer Antecedenzien, vor dem Leser entrollt. Zu diesem Bilde gehören insbesondere: u. A. die Charakteristik des Fürsten Bismarck und der deutschen Parteien, die Entwickelung des preussischen Staats,

die Entstehung der deutschen Einheit und des neuen Kaiserreichs, alle Elemente die der Stifter des neuen Reichs bei seinem Auftreten vorfand und zur Schöpfung seines Werks verwendete, die jüngste Entwickelung des Donaureiches u. a. m. Alles das ist in Form einer kritischen Geschichte gegeben.

Einer objektiven Kritik der Zeit, in der man selbst lebt, stellen sich meist zwei schwer überwindliche Hindernisse entgegen, ein subjektives und ein objektives. Das subjektive ist die Schwierigkeit, sich von dem Befangensein in den herrschenden Anschauungen der Zeit zu befreien und die Objektivität des Urtheils zu wahren; das objektive Hinderniss ist der Mangel an den zuverlässigsten Materialien, den diplomatischen Aktenstücken.

Was nun das erstere anbetrifft, so hat der Verfasser dasselbe eigentlich gar nicht zu überwinden gehabt. Sein Urtheil zeigt eine Reife, eine Objektivität, dass man Bruno Bauer getrost zu den unabhängigsten Geistern der Gegenwart zählen darf; überall lässt es den tiefen historischen Blick gewahren, der das Spiel der treibenden Kräfte der Geschichte mit sicherem Instinkte erräth und das Geflecht der Ereignisse entwirrt, — und überall thut es der historischen Gerechtigkeit voll Genüge. Und gerade das ist es, was das Genie des Historikers ausmacht. Bruno Bauer schmeichelt der Zeit nicht; vielmehr dürfte der Spiegel, den er ihr vorhält, schwache Naturen erschrecken, den im Zeitgeist befangenen zufriedenen Philister aber aufbringen. Zu der hohen Objektivität des Verfassers gesellt sich eine eminente Gelehrsamkeit, und durch zahlreiche geistvolle Analogien aus der alexandrinisch-römischen Epoche begründet und illustrirt er diese seine kritische Geschichte unserer Gegenwart.

Was ferner das zweite anbetrifft, so wird der Verfasser durch seine ausserordentliche Materialienkenntniss und genaueste Verfolgung des Ganges der Thatsachen seiner Aufgabe völlig gerecht. Auch hier leitet ihn der scharfe historische Blick, dessen wir oben gedachten. Jedenfalls neu ist die Auffassung Napoleons des III. und Gortschakoffs als anfängliche Gehülfen Bismarck's, die derselbe äusserst geschickt zu benützen weiss, die aber, nachdem sie sehen, wohin die Pläne Bismarck's gehen, zu seinen Gegnern umschlagen; worauf Bismarck das Bündniss mit dem erst nach Kräften von ihm geschwächten Österreich, dem traditionellen Concurrenten Preussens, schliesst. Neu ist ferner die Auffassung des politischen Werks Friedrich Wilhelms des II. als Pendant zur jetzigen Ära. Bei dieser Gelegenheit geht der Verfasser mit dem überspannten Pragmatismus Häussers und Sybels, welche

nach den Intentionen und Interessen jenes Monarchen die ganze europäische Geschichte seiner Zeit deuteten und zurechtlegten, scharf in's Gericht; dasselbe geschieht später mit Treitschke's „Deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert.“

Von wesentlichem Interesse ist ferner die prägnante Darstellung der Operationen Bismarcks mit den inneren Parteien, wobei der Verfasser ausführlich zeigt, wie Bismarck dieselben nach seinen Zwecken gegeneinander zu führen, und sie, nachdem sie ihre Dienste geleistet hatten, vortrefflich zu einer passiven Rolle herabzudrücken wusste. Ebenso die Schilderung, wie das Volk und die Volksvertretung, nach dem rapiden Aufschwung bis zum französischen Kriege, allmählig ermattet, wie die Leistungsfähigkeit der ganzen Nation auf allen Gebieten der industriellen Arbeit, der Wissenschaft und Kunst, und die des Parlaments in der Gesetzgebung erlahmt und selbst der Meister in immer grössere Reizbarkeit, Verstimmung und Abspannung verfällt.

Ganz besonders verdient endlich auch das schöne Kapitel über die Isolirten hervorgehoben zu werden, worin die wenigen grossen Genien der neuen Zeit, vor allem der herrliche Jacob Burckhardt, Arthur Schopenhauer und Richard Wagner, würdige Erwähnung finden.

Was sonst das Werk an Interessantem enthält, geht hinlänglich aus dem beigedruckten, vielverheissenden Inhaltsverzeichniss hervor, auf das wir hiermit noch ganz besonders zu verweisen uns erlauben.

Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung schätzt sich glücklich, in dieser Arbeit des berühmten Verfassers abermals ein Werk eines unabhängigen, freien und genialen Geistes in ihren Besitz bekommen zu haben und damit einem Publikum der Gleichgesinnten neuen geistigen Stoff bieten zu können.

Die Verlagsbuchhandlung

von

Ernst Schmeitzner.

Druck von Richard Oschatz, Chemnitz.

und gewiss ohne einen Vorbedacht — so anklingt, als gelte es gar nicht jenen Vergangenheiten, sondern irgend einer noch recht frischen Zeit und ihren Ereignissen. Es ist ein sehr ernstes, gedankenerregendes Buch.

„Vierteljahresschrift für Volkswirthschaft etc.“: Abgesehen aber von der wissenschaftlichen theologischen Controverse, bietet das Buch eine solche Fülle mit feiner psychologischer Charakteristik ausgearbeiteter Kulturbilder der römischen Kaiserzeit, dass es unsere Geschichtskenntniss in werthvoller Weise ergänzt und bereichert.

„Neue Züricher Zeitung“: Der Verfasser nennt sein neuestes Werk einen Bildersaal. Mit Recht: denn grosse, inhaltsreiche, kühn und sicher gezeichnete Gemälde aus der römischen Geschichte der ersten zwei Jahrhunderte fesseln unsere Aufmerksamkeit; und je genauer prüfend wir sie betrachten, desto mehr erfreuen und belehren sie, desto mehr empfinden wir den Zauber eines siegreichen Geistes, dem die Vergangenheit ihr Geheimniss offenbart, weil er furchtlos und klar, voll Sympathie und Gerechtigkeit sich ihr genähert und sie befragt hat.

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Das Geschichtsbild des Verfassers verdient das Interesse ernster Denker in hohem Grade.

„Nationalzeitung“: Bauer's Buch ist ein rechtes Ergebniss freier Wissenschaft. Im besten Sinne ist es ein Buch der Freiheit und des Geistes!

Zum ersten Mal hat Bauer es in seinem Buche versucht, in einem gedrängten Auszug, in einer grossen Umrisszeichnung den kulturhistorischen, bleibenden. fortwirkenden Inhalt dieser merkwürdigen Zeit, sowohl ihre politische, wie ihre philosophische und religiöse Signatur zu geben; man wird seinen Schlüssen nicht in allen Punkten zustimmen können, aber man dankt ihm neben mannigfaltiger Aufklärung im Einzelnen eine tiefe und nachhaltige Anregung; immer ist es einer der reichsten Genüsse, in einem originalen Kopfe das Bild der Welt sich abspiegeln zu sehen.

Im **„Kreisblatt für Helmstedt“**: So sehr Lessing, das Muster eines unabhängigen Kopfes im vorigen Jahrhundert, Recht hat, wenn er die Scheidewand zwischen der orthodox positiven Theologie und der Philosophie erhalten zu sehen wünscht, so ist doch leicht zu ersehen, dass er die Nothwendigkeit der Scheidewand durch die Unvernunft der orthodoxen Theologie begründet, damit nicht die Philosophie durch diese Unvernunft inficirt werde, damit nicht statt eines vernünftigen Theologen ein unvernünftiger Philosoph erwachse. Dagegen hat Bruno Bauer — und das ist die bedeutende wissenschaftliche That — die Scheidewand zwischen der evangelischen und der profanen Geschichte abgetragen und zugleich ihre Schädlichkeit bewiesen, während seine historischen Vorgänger, ihren Vorgängern folgend, einseitig entweder den Weg der evangelischen oder den der profanen Geschichte entlang wandelten und die Grenze als ein fremdes Gebiet abschliessend, mit gewohnter Resignation respectirten. Doch unterlässt es der Verfasser auch nicht, aus der weiten Literatur der evangelichen Geschichte uns die Stellen vorzuführen, welche eine Hinneigung zu seinem neuen Wege erkennen lassen.

„Blätter für literarische Unterhaltungen“: Als schliessliche Pflicht bleibt zu erwähnen, dass wir in dem Buche alle Vorzüge des Verfassers wiederfinden: grossen Scharfsinn, bedeutende Gelehrsamkeit, die neben einem reichen geschichtlichen Detail grosse weltgeschichtliche Perspectiven bietet und dass es ausserdem noch einen Vorzug hat, den wir nicht übersehen dürfen, das ist die Mässigung, mit der er seinen Gegenstand behandelt.

„Jenaer Literaturzeitung“: Ein Buch Bruno Bauers darf beanspruchen, dass man es auf das Ergebniss, welches es verspricht, genau prüft, selbst wenn der Gegenstand von geringerer Bedeutung wäre, als dies hier der Fall ist. B. besitzt eine genaue Kenntniss des Stoffes . . . Niemand, der sich mit der Geschichte jener Zeiten beschäftigt, kann das Buch ungelesen lassen: wer es aber liest, wird dasselbe nicht aus den Händen legen, ohne dem Verfasser für vielfache Anregung — wenn auch häufig zum Widerspruche — dankbar zu sein.

„Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung“: Es ist nicht zu verkennen, dass der Verfasser sich sehr gründlich auf seinem Gebiete orientirt hat, so dass er mit einer Fülle interessanter Züge seine Darstellung hat illustriren können und dass die Schrift im Einzelnen viele feine Blicke und treffende Bemerkungen enthält.

„Westliche Post“ in St. Louis (Missouri): Die oben genannte Schrift des berühmten Verfassers ist nichts Geringeres, als ein grossartig durchgeführter Versuch, die eigentliche Entstehung und Geburtsstätte des Christenthums so nachzuweisen, dass die Akten darüber als geschlossen zu betrachten sind. — —

Die Sätze Seneca's über den Beruf des Weisen zur Weltherrschaft, der von ihm selbst zur Ergreifung derselben gemachte unglückliche und mit seinem Tode endigende Versuch sind ohne Zweifel bei der plastischen Gestaltung der Erfahrungen und Kämpfe der ersten christlichen Gemeinden thätig gewesen, als welche Bauer die sogenannte Geschichte der Evangelien auffasst. Es handelt sich also in den letzteren nicht um die wirkliche Geschichte

eines einzelnen Menschen oder Gottmenschen, sondern die inneren und äusseren Erfahrungen und Entwicklungen der ersten Gemeinden werden rückwärts in die Gestalt des Gottmenschen verlegt und concentrirt, dessen Erscheinung als Beweis der endlichen Vermählung der römischen Idee des Heilandsmenschen und der philonischen des Logos von der Sehnsucht der Geister in Alexandrien wie in Rom gebieterisch verlangt wurde. — —

Und nun zum Schluss einige Worte über die schwerwiegende, zugleich zerschmetternde und erhebende Bedeutung des besprochenen Werks. Es ist nicht nur das Aufräumen mit den letzten Resten der halb- oder viertelchristlichen Apologetik, wie sie in Strauss und Renan ihre kurze halbe Stunde tragirt hat, es ist nicht blos die ernsthafte weltgeschichtliche Erklärung der Entstehung des Christenthums aus dem aufgespeicherten und zugespitzten Gedankenreichthum vorhergehender und gleichzeitiger Jahrhunderte, sondern was vor Allem unsere zugleich bange und erwartungsvolle Aufmerksamkeit fesselt, ist die überall hervortretende Parallele mit der eigenen Zeit und ihrem gleichfalls unaufhaltsamen Niedergange. Dr. E. Schläger.

2. Urtheile der Presse über die Werke II. und III.

„Westliche Post" in St. Louis (Missouri): Der Einfluss des englischen Quäkerthums auf die deutsche Cultur und auf das englisch-russische Projekt einer Weltkirche, von Bruno Bauer, Berlin 1878, ist zugleich das Gegenstück und die Vollendung des „Christus und die Cäsaren". Wenn letzteres uns die Geschichte der Entstehung des Urchristenthums zum ersten Male wissenschaftlich erschloss, wenn wir der grandiosen Himmelfahrt des ersten und zweiten Jahrhunderts deshalb mit nicht geringerer Bewunderung folgten, weil wir ihren innersten Sinn und ihre geschichtliche Nothwendigkeit begriffen, so giebt uns das erstere ein Bild der Versuche, das in Dogmen versteinerte Christenthum mittelst des Geistes wieder flüssig zu machen, der es ursprünglich geschaffen; Versuche, die mit derselben Unabhängigkeitserklärung vom Buchstaben des Neuen Testaments endigen, deren Vorbild in der Philonischen Verflüchtigung des Alten, in der früheren Arbeit uns als nothwendiger Vorgang und Vorbereitung der im Christenthum durchbrechenden Gesetzesüberwindung klar vor Augen gestellt wurde Es fehlt in der That nur ein die Reformation und ihr Verhältniss zum katholischen Mittelalter kurz schilderndes Uebergangs-Capitel und wir haben die Geschichte des Auf- und Absteigens, der Entstehung und des Unterganges der christlichen Religion vor uns in einer vorwegnehmenden und vornehmen Weise vorüberziehen sehen, welcher das spätere allgemeine Durchdringen nicht weniger sicher ist, als das der Epochen bezeichnenden neuen Anschauungen und Entdeckungen der Gesetze der Körperwelt im Grossen der Himmelsräume wie im Kleinen des menschlichen Organismus in früheren Zeitaltern. Dr. E. Schläger.

„Berliner Tageblatt": Sonnabend, den 12. Januar 1878. Von Bruno Bauer, dem Einsiedler von Rixdorf, sind neuerdings zwei bedeutungsvolle Werke erschienen, wie denn Alles, was der Feder dieses Gelehrten entflossen, seine tiefen Einschnitte hinterlassen hat, welche eine Zeit lang unter der Gletscherdecke der Apathie verborgen blieben, aber später wie in Fels eingegraben sichtbar wurden. Denn Bruno Bauer's Kritik ist keine abstrakte, wie sie den Hegelianern zumeist eigen ist, sondern eine positive, welche mit einem ungeheuren Apparat historischer Beweisstücke zu Werke geht; seine Arbeit ist weniger eine zersetzende, zergliedernde, als eine zusammensetzende, vergleichende. Dies erweist sich schon in seinen Evangelienkritiken und der Apostelgeschichte. Vor uns liegt nun die Endarbeit dieser Religionsgeologie. Wir sind bei den obersten Schichten angelangt, wie schon in den Titeln dieser beiden letzten Werke zum Ausdruck kommt: „Christus und die Cäsaren, der Ursprung des Christenthums aus dem römischen Griechenthum" und „Einfluss des englischen Quäkerthums auf die deutsche Kultur und auf das englisch-russische Projekt einer Weltkirche". (Berlin. Eugen Grosser.) Beide Bände stehen mit einander in engem Zusammenhang. In beiden zeigt sich das Ringen des Einzelwesens nach Heiligung, nach Schutz und Selbsterhebung unter dem Druck einer imperialistisch oder despotisch gestützten, aber zusammenstürzenden Weltordnung. Bt.

„St. Petersburger Zeitung": Die kürzlich im Verlage von Eugen Grosser in Berlin erschienene Schrift Bruno Bauer's: „Einfluss des englischen Quäkerthums auf die deutsche Kultur und auf das englisch-russische Projekt einer Weltkirche" dürfte hier in manchen Kreisen mehr als anderswo interessiren, weil sie an gewisse, jetzt freilich unter dem Lärm der Waffen und im Getriebe des politischen Lebens und nationaler Gegensätze wirkungslos verklungenen Bestrebungen anknüpft. Die neue Schrift Bauer's bildet das Gegenstück zu der vor Kurzem erschienenen Schrift desselben Verfassers: „Christus und die Cäsaren. Ursprung des Christenthums aus dem römischen Griechenthum". Sie schildert die Krisis, die in den letzten beiden Jahrhunderten bis auf diesen Augenblick über den Offenbarungsglauben ergangen ist, während die früher ausgegebene Schrift die ersten Anfänge des Christenthums zu deuten sucht. Beide Schriften sind, wie wir aus der neuesten erfahren, mit Beziehung auf einander entstanden und ausgearbeitet und aus vieljährigen Studien und Vorbereitungen hervorgegangen. In der jetzt

vorliegenden Arbeit führt uns der Verfasser in die Quäkersäle Londons und von dort nach Boston und Philadelphia, wo William Penn und seine Genossen den Grund zu der neuen Welt und zu einer von den Symbolen der alten Welt emanzipirten religiösen Gemeinschaft legen. Zugleich deutet er den Verkehr Peter's des Grossen in London mit dem Stifter der neuen Welt jenseits des Oceans und zeigt er die Verwandtschaft der damaligen Koloniestiftung in Russland mit dem Werke William Penn's. Indem er dann den deutschen Pietismus als das Erzeugniss und die Popularisirung der englischen und gleichzeitigen holländischen und französischen freien Geistesregungen erklärt, verfolgt er die Geschichte desselben in der Entwickelung der deutschen Forschung und Wissenschaft bis auf die Glaubensphilosophie Jacobi's und den entsprechenden Theil der Systeme Fichte's und Kant's. Parallel mit dieser Entwickelung verfolgt er die Einwirkungen des Pietismus, besonders in der Zinzendorff'schen Gestalt auf Russland bis auf die Gründung der heiligen Allianz durch Alexander I. Die Fäden, die sich seit der Zeit William Penn's und Peter des Grossen zwischen England und Russland geschürzt haben, treffen endlich in den neuesten kirchlichen Unionsverhandlungen zwischen den Vertretern beider Reiche und den Altkatholiken zusammen.

„Neue Frankfurter Presse“: Die beiden Bücher unseres alten ehrwürdigen Kämpen, des Dr. Bruno Bauer, von denen das eine den Ursprung des Christenthums, das andere seine dogmatische Auflösung und die geistige Befreiung der Kulturvölter Europa's nachweist, sind keine geringe That, zeigen eine umfassende Gelehrsamkeit und benutzen dieselbe zur historischen Darstellung durch die Personen, welche die Träger der geistigen Bewegung sowohl im Aufgange, als im Niedergange eines grossen, weltumfassenden geistigen Phänomens sind.

„Leipziger Nachrichten“: Einer der älteren Veteranen in dem grossen Kampfe des Geistes unseres Jahrhunderts gegen die Kirche hat die christliche Kirchengeschichte in mustergültiger Weise zum Gegenstande zweier trefflicher Werke gemacht. Wir empfehlen die beiden in engerem Zusammenhang stehenden Werke allen Gebildeten als eine genussreiche Lectüre. An die Darstellungsweise Bauer's, die man wie die des Thucydides eine gedankenschwere nennen kann, gewöhnt man sich leicht. Möge der bejahrte und um die deutsche Geistesentwickelung hoch verdiente Verfasser Zeit finden, uns das Christenthum auf seinem Höhepunkt im Mittelalter, sowie die Männer und Ideen der Reformationsbewegung darzustellen und die Reihe seiner kirchenschriftlichen Werke zu schliessen.

Ueber No. II. im Besonderen sprechen:

„Beweis des Glaubens“: Der Verfasser sucht nachzuweisen, dass der in der Gegenwart wirksame Gedanke einer Einigung der russischen und anglikanischen Kirche als das Resultat einer 200jährigen Geschichtsentwickelung anzusehen sei. Erscheinungen, welche man gewöhnlich als mehr oder minder werthlose Nebenpartieen der kirchlichen Entwickelung aufzufassen pflegt, stellt die vorliegende Schrift energisch in das volle Licht geschichtlicher Bedeutsamkeit, durch entschiedene Sachkenntniss, vielfach treffende Urtheile und jedenfalls geistreiche Combinationen zum Studium des betreffenden Gebiets anregend.

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Die soeben im Verlage von Eugen Grosser in Berlin erschienene Schrift Bruno Bauer's: „Einfluss des englischen Quäkerthums auf die deutsche Kultur und auf das englisch-russische Projekt einer Weltkirche“ muss, wie viel oder wenig man auch dem Verfasser Recht geben mag, jedenfalls als eine geistvolle, für die Gegenwart interessante Arbeit bezeichnet werden. Sie ist unverkennbar das Resultat vieljähriger Studien und umfassender Vorbereitungen. Sie unterrichtet den Leser über die geistige Emanzipation, die seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in England, Frankreich und Holland sich regte, dann auch Deutschland in ihre Kreise zog und die überlieferten Kirchensatzungen an den Aussprüchen des eignen Gemüthes prüfte. Die geistigen Regungen, die zur neueren Kritik und Forschung führten, versucht der Verfasser in ihrem Zusammenwirken und Ineinandergreifen in dem vorliegenden Werke zusammenzufassen.

Ueber die Schrift No. III., **„das Urevangelium“**, schreiben die **„Blätter für literarische Unterhaltung“:** Was die Bruno Bauer'sche „historische Deutung der Evangelien als plastischer Darstellungen der eigenen Kämpfe und Erfahrungen der Urgemeinde“ betrifft — denn das ist es, worauf seine Ansicht hinausläuft —, so scheint es uns noch jetzt ein unerhörter Gedanke zu sein, die Gestalt des Stifters des Christenthums für eine blos imaginäre Persönlichkeit zu erklären, für ein reines Produkt der religiösen Phantasie, für eine literarische Fiktion, bei der es nicht zu begreifen ist, wie sie den naiven Glauben an ihre Realität gewinnen konnte. Andererseits kann man jedoch der Kühnheit der wissenschaftlichen Hypothese, die Bruno Bauer aufstellt, und der entschlossenen Zähigkeit, mit der er die einmal genommene Position festhält, die Anerkennung nicht versagen. Auch die vorliegende Widerlegungsschrift wird denen, die sein voraufgegangenes Werk „Christus und die Cäsaren“ gelesen haben, des Interessanten und Anregenden vieles bieten, und wird der Streit, um den es sich hier handelt, auf beiden Seiten mit ruhigem Wahrheitssinn weitergeführt, so kann er schliesslich auch nur der Erkenntniss der Wahrheit dienen.

Druck der „Chemnitzer Zeitung" (A. Kutschbach), Chemnitz.

Bauer, Bruno

Disraeli's romantischer und Bismarck's socialistischer Imperialismus

Chemnitz 1882